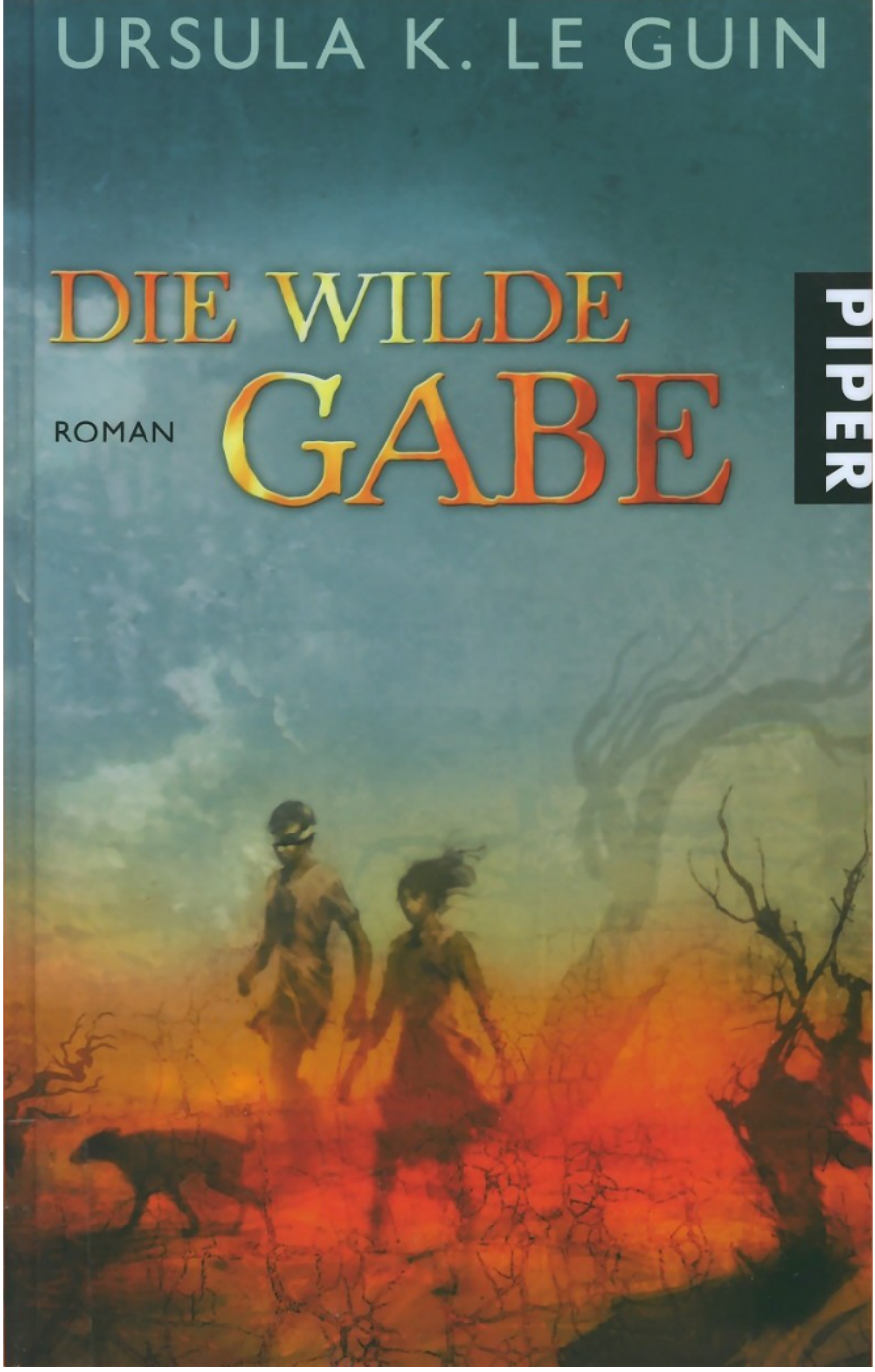
URSULA K. LE GUIN

DIE WILDE GABE

ROMAN

PIPER



Ursula K. Le Guin

Die wilde Gabe

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Florian F. Marzin

Piper
München Zürich

Die amerikanische Originalausgabe
erschien 2004 unter dem Titel
»Gifts« bei Harcourt, Inc. in New York.

ISBN-13: 978-3-492-70109-9
ISBN-10: 3-492-70109-4
© Ursula K. Le Guin 2004
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe:
© Piper Verlag GmbH, München 2006
Satz: Filmsatz Schröter, München
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
www.piper.de

Dieses ePUB wurde erstellt
auf Basis der PDF von *Nichtznuts*

azoth
- 2026 -

v0.99

1

Er war ein Verlorener, als er zu uns kam, und ich fürchte, die silbernen Löffel, die er uns gestohlen hat, haben ihm auf seinem Weg durch die Domänen des Hochlands auch nicht geholfen. Am Ende jedoch stellte sich heraus, daß uns dieser Heimatlose, dieser Flüchtling, den Weg gewiesen hat.

Gry nannte ihn den Verlorenen. Als er bei uns auftauchte, war sie sicher, daß er irgend etwas Schreckliches verbrochen, einen Mord oder Verrat begangen hatte – und nun vor der Vergeltung floh. Was sonst würde einen aus dem Tiefland zu uns hinaufführen?

»Unwissenheit«, schlug ich vor. »Er weiß nichts über uns. Er hat keine Angst vor uns.«

»Er glaubte, die Leute dort unten hätten ihn davor gewarnt, hier herauf zu dem Hexenvolk zu kommen.«

»Aber er ahnt nichts von den Gaben«, entgegnete ich. »Für ihn ist das alles nur Gerede. Legenden, Lügen …«

Zweifellos hatten wir beide recht. Ganz gewiß war Emmon auf der Flucht, und wenn auch nur vor seinem wohlverdienten Ruf als Dieb – oder aus Langeweile. Er war ruhe- und furchtlos und so neugierig und unberechenbar wie ein junger Hund, der immer nur seiner Witterung folgt. Wenn ich mir heute seinen Dialekt und seine Ausdrucksweise wieder ins Gedächtnis rufe, weiß ich, daß er aus dem tiefen Süden kam, weiter noch entfernt als Algalanda, wo die Geschichten über das Hochland eben nichts weiter als Geschichten waren. Althergebrachte Gerüchte über das entlegene nördliche Gebiet, wo böses Hexenvolk in den kalten Bergen lebte und die unmöglichsten Dinge tat.

Wenn er geglaubt hätte, was man ihm unten in Danner erzählt hatte, wäre er nie hier herauf nach Caspromant gekommen. Und hätte er uns geglaubt, so wäre er nie weiter hinauf in die Berge gestiegen. Er hörte uns zu, weil er Geschichten liebte, doch er glaubte nicht an das, was wir ihm erzählten. Er war ein Städter, hatte eine gewisse Bildung genossen und war durch das gesamte Tiefland gereist. Er kannte die Welt. Wer waren schon wir, Gry und ich? Was wußten wir schon, ein blinder Junge und ein verbittertes Mädchen von sechzehn Jahren, gefangen im Aberglauben und Schmutz der heruntergekommenen Gehöfte, die wir so hochtrabend unsere Domänen nannten? Mit seiner ruhigen Freundlichkeit brachte er uns dazu, über die großen Kräfte zu sprechen, die wir besaßen. Doch während wir erzählten, sah er zugleich unsere kargen und harten Lebensumstände, die grausame Armut, die Krüppel und die Rückständigkeit der Menschen auf den Bauernhöfen, bemerkte unsere Ablehnung gegenüber allem, was außerhalb dieser dunklen Hügel lag, und dachte sich: O ja, was haben sie für große Kräfte, diese armen Gören!

Als er uns verließ, befürchteten Gry und ich, daß er nach Geremant

gegangen sei. Man kann sich heute schwerlich vorstellen, daß er immer noch dort ist. Zwar am Leben, aber ein Sklave, seine Beine wie Korkenzieher verdreht oder das Gesicht zu Erroys Vergnügen verunstaltet oder die Augen tatsächlich geblendet, anders als meine. Denn Erroy würde sich doch keine Stunde lang Emmons rücksichtslose Art und seine Unverschämtheiten bieten lassen.

Wenn er seine lose Zunge nicht im Zaum hielt, kostete es mich große Anstrengung, ihn von meinem Vater fernzuhalten, doch nur weil Canoc wenig Geduld und ein dunkles Gemüt besaß, und nicht weil ich fürchtete, er würde seine Gabe jemals ohne einen triftigen Grund einsetzen. Im allgemeinen schenkte Canoc weder Emmon noch irgend jemandem große Aufmerksamkeit. Seit dem Tod meiner Mutter war er ganz und gar von Trauer, Wut und Verbitterung erfüllt. Er pflegte den Schmerz und sein Verlangen nach Vergeltung. Gry, die alle Nistplätze und Horste im Umkreis von Meilen kannte, hatte einmal beobachtet, wie ein Adler ganz allein oben auf der Schanze im Nest bei seinen silbern schimmernden, merkwürdig aussehenden Jungen saß, nachdem das Weibchen auf der Jagd nach Nahrung von einem Schafhirten getötet worden war. Genauso hockte mein Vater da und verhungerte.

Für Gry und mich war Emmon ein Schatz, eine Lichtgestalt, die in unsere Düsternis gekommen war. Er befriedigte unseren Hunger, denn auch wir waren am Verhungern.

Er konnte uns gar nicht genug über das Tiefland erzählen – und beantwortete jede meiner Fragen, oftmals jedoch mit einer scherzhaften Antwort, aus weichend oder eher unbestimmt. Es gab wahrscheinlich eine Menge in seinem zurückliegenden Leben, das er vor uns verheimlichen wollte. Außerdem war er weder ein guter Beobachter noch ein genauer Schilderer, anders als Gry, wenn sie für mich sah. Sie verstand es, so genau zu beschreiben, wie das neue Kalb aussah, das bläuliche Fell, die knubbeligen Beine und die kleinen pelzigen Hornansätze, daß ich mir alles bis in die Einzelheiten vorstellen konnte, ohne es wirklich zu sehen. Als ich aber Emmon bat, von der Stadt Derris Water zu erzählen, sagte er nur, es sei eigentlich gar keine richtige Stadt und der Markt solle dort ziemlich langweilig sein. Doch ich wußte aus den Erzählungen meiner Mutter, daß es in Derris Water hohe rote Häuser und tiefe Straßenschluchten gab. Von den Docks und Liegeplätzen, wo die Flußschiffe an- und ablegten, führten Schieferstufen hinauf. Es gab Märkte für Vögel, Fische, Gewürze, Spezereien und Honig, Märkte, auf denen alte Kleider feilgeboten wurden, und auch welche für neue – außerdem die großen Töpfermärkte, zu denen die Menschen entlang des Trondflusses und sogar von den weit entfernten Küsten des Ozeans kamen.

Vielleicht hatte Emmon bei seinen Diebeszügen in Derris Water kein Glück gehabt.

Was immer auch der Grund gewesen sein mochte, er zog es vor, uns erst

Fragen zu stellen und sich dann zurückzulehnen und zuzuhören – meistens mir. Ich war sehr redselig, wann immer mir jemand zuhörte. Gry hatte die Angewohnheit zu schweigen und auf der Hut zu sein, doch Emmon bewies auch da den längeren Atem.

Ich bezweifle, daß er begriff, wie glücklich er sein konnte, uns gefunden zu haben, doch er würdigte durchaus den Umstand, daß wir ihn aufgenommen und gut durch einen kalten, regnerischen Winter gebracht hatten. Zugleich jedoch hatte er Mitleid mit uns. Und langweilte sich, keine Frage. Außerdem war er neugierig.

»Was macht also dieser Kerl oben in Geremant, daß man ihn so fürchtet?« fragte er, und es klang gerade skeptisch genug, daß ich mir alle Mühe gab, ihn von der Wahrheit dessen, was ich erzählte, zu überzeugen. Doch dies waren Dinge, über die wir nicht viel redeten, selbst mit Leuten nicht, die die Gabe besaßen. Es schien nicht erlaubt, offen darüber zu sprechen.

»Die Gabe dieses Geschlechts nennt man das Drehen«, erklärte ich schließlich.

»Drehen? Ist das eine Art Tanz?«

»Nein.« Es war schwer, Worte dafür zu finden, und ebenso schwer, sie auszusprechen. »Leute drehen.«

»Sie dazu zu bringen, sich umzudrehen?«

»Nein. Ihre Arme, Beine, Nacken. Die Körper.« Dabei wandte ich meinen Körper etwas, denn die Sache war mir unangenehm. Schließlich sagte ich: »Hast du nicht den alten Gönnen gesehen, den Holzsammler oben auf der Knopfkuppe? Wir sind ihm gestern auf dem Karrenweg begegnet. Gry wies dich darauf hin, wer es ist.«

»Ganz gebeugt wie ein Nußknacker?«

»Das hat ihm Brantor Erroy angetan.«

»Ihn derart zusammengefaltet? Warum?«

»Eine Bestrafung. Der Brantor behauptete, er hätte ihn dabei erwischt, wie er Holz im Wald von Gere sammelte.«

Nach einer Weile entgegnete Emmon: »Rheumatismus kann aber auch der Grund dafür sein.«

»Gönnen war damals ein junger Mann.«

»Also hast du es nicht selbst miterlebt.«

»Nein«, gab ich zu, verärgert über seine leichtfertige Ungläubigkeit. »Aber er selbst erinnert sich daran. Und mein Vater ebenfalls. Gönnen hat ihm alles erzählt.

Gönnen behauptete, gar nicht im Gebiet von Geremant gewesen zu sein, nur nahe der Grenze in unseren Wäldern. Brantor Erroy sah ihn und schrie ihn an. Gönnen bekam Angst und rannte mit einer Ladung Holz auf seinem Rücken davon. Er stürzte, und als er versuchte aufzustehen, war sein Rücken gebeugt und bucklig, wie er es jetzt immer noch ist. Seine Frau sagt, wenn er versucht, sich aufzurichten, dann schreit er vor Schmerzen.«

»Und wie hat der Brantor das gemacht?«

Emmon hatte den Begriff von uns gelernt. Er sagte, er hätte ihn im Tiefland nie gehört. Ein Brantor ist der Herr oder die Herrin einer Domäne, sozusagen der Häuptling und derjenige, bei dem die Gabe seiner Blutlinie am stärksten auftritt. Mein Vater war der Brantor von Caspromant. Grys Mutter war der Brantor der Barres von Roddmant und ihr Vater der Brantor der Rodds dieser Domäne. Wir beide waren ihre Erben, ihre Küken im Nest.

Ich zögerte, Emmons Frage zu beantworten. Es klang nicht so, als wollte er sich lustig machen, doch ich wußte nicht, ob ich überhaupt etwas über die Kräfte der Gabe preisgeben sollte.

Gry antwortete ihm. »Wahrscheinlich hat er den Mann angeschaut«, erklärte sie mit ihrer ruhigen Stimme. Durch meine Blindheit erweckte ihre Stimme bei mir immer das Gefühl von einer sanften Brise in den Blättern eines Baumes. »Und hat dann mit seiner linken Hand oder einem Finger auf ihn gedeutet. Vielleicht hat er auch noch seinen Namen ausgesprochen. Und dann ein Wort oder zwei oder auch mehr gesagt. Und es war erledigt.«

»Was für Worte?«

Gry schwieg, vielleicht zuckte sie die Achseln. »Die Gabe der Gere ist nicht die meine«, gab sie schließlich zurück. »Wir wissen nicht, wie sie wirkt.«

»Wirkt?«

»Wie die Gabe ihre Wirkung entfaltet.«

»Nun, wie entfaltet deine Gabe ihre Wirkung, was bewirkt sie denn?« fragte Emmon ganz ohne Spott und bebend vor Neugierde. »Hat es etwas mit der Jagd zu tun?«

»Die Gabe der Barre ist das Rufen«, erklärte Gry.

»Das Rufen? Was ruft ihr denn?«

»Tiere.«

»Rotwild?« Nach jeder Frage herrschte für einen Augenblick Schweigen, lang genug, um zu nicken. Ich stellte mir Grys Gesicht vor, angestrengt, ja fast verschlossen, wenn sie nickte. »Hasen? Wildschweine? Bären? Nun, wenn du einen Bären rufst und er kommt, was tust du dann?«

»Die Jäger werden ihn töten.« Sie zögerte einen Augenblick und erklärte dann: »Ich rufe aber nicht für die Jagd.«

Als sie dies sagte, klang ihre Stimme nicht mehr wie der Wind in den Blättern, sondern wie ein Wind zwischen den Felsen.

Unser Freund hatte ganz bestimmt nicht verstanden, was sie damit meinte, doch der Klang ihrer Stimme hatte vielleicht einen Schauder bei ihm ausgelöst. Er fragte sie nicht weiter, sondern wandte sich an mich. »Und du, Orrec, deine Gabe ist …?«

»Die gleiche wie die meines Vaters«, antwortete ich. »Die Gabe der Caspro wird als Auflösen bezeichnet. Doch ich werde dir nichts darüber sagen, Emmon. Entschuldige bitte.«

»Du mußt meine Taktlosigkeit entschuldigen, Orrec«, gab Emmon nach einer kurzen Zeit des überraschten Schweigens zurück, und in seiner Stimme

schwang Wärme, Höflichkeit und Mitgefühl, wie man es aus dem Tiefland kennt und wie ich es von der Stimme meiner Mutter kannte, so daß meine Augen von den Tränen brannten, die sich unter dem Siegel sammelten, das sie verschloß.

Er oder Gry schürten das Feuer auf unserer Seite. Die Wärme legte sich sehr angenehm um meine Beine. Wir saßen an der großen Feuerstelle im Steinernen Haus von Caspromant, an der Südseite, wo die Sitzkuhlen weit in die Steine des Kamins hineinreichen. Es war ein kalter Januarabend gewesen. Der Wind heulte im Kamin wie riesige Eulen. Die Frauen mit den Spinnrädern hatten sich auf der anderen Seite der Feuerstelle niedergelassen, dort, wo das Licht heller war. Sie unterhielten sich ein wenig miteinander oder leierten ihre langen, sanften, einfallslosen Spinnlieder herunter, und wir drei in unserer Ecke führten unser Gespräch fort.

»Nun, was ist mit den anderen?« fragte Emmon unbeeindruckt. »Kannst du vielleicht etwas darüber sagen? Die anderen Brantoren in den Bergen hier, in ihren Steinernen Häusern – wie diesem und in ihren Domänen … Welche Kräfte haben sie? Was besitzen sie für Gaben? Warum werden sie gefürchtet?«

Da war immer dieser kleine Reiz des Unglaubens, dem ich nicht widerstehen konnte. »Die Frauen vom Geschlecht der Cordemant haben die Gabe, dich blind zu machen«, erklärte ich, »oder taub – oder dir die Sprache zu nehmen.«

»Nun, das ist von Übel«, sagte er und wirkte beeindruckt, zumindest für einen Augenblick.

»Einige der Männer der Cordemant besitzen die gleiche Gabe«, warf Gry ein.

»Dein Vater, Gry, der Brantor von Roddmant, verfügt auch er über eine Gabe? Oder nur deine Mutter?«

»Die Rodd haben die Gabe des Messers«, antwortete sie.

»Und das bedeutet …?«

»Mit einem Zauberspruch wie mit einem Messer in das Herz eines Menschen zu stoßen oder seine Kehle durchzuschneiden, ihn damit zu töten oder zu verstümmeln, ganz wie es ihnen gefällt – sobald er in Sichtweite ist.«

»Bei all den Namen der Söhne Chorms, das ist großartig! Eine schöne Gabe! Ich bin froh, daß du deiner Mutter darin gleichst.«

»Ich bin es ebenfalls«, stimmte Gry zu.

Er führte weiter schmeichelhafte Reden, und ich konnte dem Gefühl der Macht nicht widerstehen, ihm von den Kräften meines Volkes berichten zu können. Ich erzählte vom Geschlecht der Olm, die – wohin auch immer sie blicken – ein Feuer entfachen können; von den Callems, die schwere Lasten durch Worte und Gesten bewegen können, sogar Gebäude oder auch Hügel – und von den Morga, die den Einblick haben und sehen können, was du denkst. Obwohl Gry meint, sie erblickten jegliche Schlechtigkeit und Falschheit, die in dir steckt. Wir stimmten darin überein, daß die Morgas auf jeden Fall

unbequeme Nachbarn wären, allerdings keine gefährlichen. Das war auch der Grund, warum sie sich in den armen Domänen drüben in den nördlichen Bergschluchten abseits hielten und niemand viel über sie wußte, außer daß sie gute Pferde züchteten.

Danach erzählte ich ihm alles, was ich in meinem Leben über die Geschlechter der großen Domänen erfahren hatte, die Helvarmant, die Tibromant, die Borremant und die Heerführer der Carrantages oben in den nordöstlichen Bergen. Die Gabe der Helvars nannte man das Reinigen, und da sie der meinen ähnelte, erwähnte ich sie nicht. Die Gaben der Tibros nannte man das Herrschen und die der Borres den Besen. Ein Mann von Tibromant konnte dir deinen Willen nehmen und dich dazu bringen, zu tun, was er wollte. Das war das Herrschen. Eine Frau aus Borremant konnte deinen Verstand ausradieren und dich als vollkommenen Idioten ohne Vernunft und Sprache zurücklassen. Das nannte man den Besen. Und es geschah, wie bei allen diesen Kräften, mit einem Blick, einer Geste, einem Wort.

Doch diese Kräfte kannten wir ebenso wie Emmon nur vom Hörensagen. Hier im Hochland trat keines dieser großen Geschlechter auf – und die Brantoren der Carrantages verbrüdern sich auch nicht mit uns in den tiefer liegenden Domänen, obwohl sie ab und zu aus den Bergen herunterkommen, wenn sie Sklaven brauchen.

»Und ihr wehrt euch mit euerm Feuer und dem Messer und all dem, was ihr sonst noch habt«, erwiderte Emmon. »Jetzt verstehe ich, warum ihr so weit verstreut lebt! … Und das Volk westlich von hier, das, von dem du gesprochen hast, diese große Domäne, war es nicht Drummant? Auf welche Art bringt deren Brantor Unheil über euch? Das möchte ich gern wissen, bevor ich so jemandem begegne.«

Ich sagte jetzt nichts. »Die Gabe von Brantor Ogge ist das Dahinsiechen«, antwortete ihm Gry.

Emmon lachte. Er wußte nicht, daß man über dergleichen nicht lachte.

»Recht schlimm!« erklärte er. »Gut, sprechen wir noch einmal über diese Leute mit dem Einblick. Heißt das, sie können sagen, an welcher Krankheit du leidest. Das wäre ja eine nützliche Sache.«

»Nicht bei einem Überfall«, entgegnete ich.

»Kämpft ihr häufig gegeneinander, eure Domänen, meine ich?«

»Natürlich.«

»Warum?«

»Wenn du nicht kämpfst, dann gehst du unter, deine Blutlinie wird unterbrochen.« Ich nahm sein Unverständnis ziemlich leicht. »Dafür gibt es die Gaben, die Kräfte. Damit man seine Domäne schützen und die Blutlinie rein erhalten kann. Würden wir uns nicht schützen, verlören wir die Gabe. Wir würden von anderen Geschlechtern überwältigt werden oder von den gewöhnlichen Menschen oder sogar von *callucs* …« Ich biß mir auf die Zunge. Als das Wort über meine Lippen kam, brach ich ab. Es war die abschätzige Bezeichnung für die Tiefländer, Menschen ohne Gabe, ein Wort,

das ich mein ganzes Leben lang noch nicht ausgesprochen hatte. Meine Mutter war eine calluc gewesen. So hatte man sie in Drummant genannt.

Ich hörte, wie Emmon mit einem Stock in der Glut herumstocherte. Nach einer Weile sagte er: »Die Kräfte, diese Gaben setzen sich also in der Familie fort, kommen vom Vater auf den Sohn, wie eine Stupsnase zum Beispiel?«

»Und von der Mutter auf die Tochter«, fügte Gry hinzu, als ich nichts sagte.

»Also müßt ihr alle innerhalb der Sippe heiraten, um die Gabe zu erhalten. Das verstehe ich. Stirbt denn die Gabe aus, wenn sich kein Cousin zum Heiraten findet?«

»In den Carrantages ist das kein Problem«, gab ich zurück. »Das Land dort oben ist reicher, die Domänen sind größer und verfügen über mehr Bewohner. Ein Brantor hat möglicherweise ein Dutzend Familien seiner Blutlinie auf der Domäne leben. Hier unten sind die Geschlechter nur klein. Die Gabe verblaßt, wenn es zu viel Ehen außerhalb der Linie gibt. Doch eine starke Gabe setzt sich fort. Von der Mutter auf die Tochter, von dem Vater auf den Sohn.«

»Und die Sache mit den Tieren stammt von deiner Mutter, der Brantorin.« Er gab der Bezeichnung eine weibliche Form, was lächerlich klang. »Und Orrecs Gabe kommt von Brantor Canoc – jetzt werde ich aber nicht weiter fragen. Allerdings – kannst du mir sagen, du weißt ja, ich frage ganz freundschaftlich … bist du blind geboren, Orrec? Oder haben dir diese Hexen von Cordemant, von denen du erzählt hast, das angetan? Aus Bosheit, Rache oder bei einem Überfall?«

Ich wußte weder, wie ich seine Frage übergehen konnte, noch hatte ich eine ausweichende Antwort parat.

»Nein«, gab ich zurück. »Mein Vater hat meine Augen versiegelt.«

»Dein Vater! Dein Vater hat dir das Augenlicht genommen?«

Ich nickte.

2

Wenn du feststellst, daß sich dein Leben, während du es noch lebst, schon wie eine Geschichte gestaltet, dann wird vielleicht hilfreich sein, es gut zu leben. Es ist nicht klug zu glauben, man wüßte, wie es weitergeht, oder gar, wie es enden wird. Das weiß man erst, wenn alles vorbei ist.

Und selbst wenn es vorbei ist, selbst wenn es das Leben eines anderen ist, jemand, der vor hundert Jahren gelebt hat, dessen Geschichte ich immer wieder erzählt bekommen habe, so hoffe und fürchte ich doch ein jedes Mal aufs neue, ganz so, als wüßte ich nicht, wie sie endet. Und so lebe ich meine Geschichte, und sie lebt in mir. Das ist nach meiner Auffassung ein guter Weg, dem Tod ein Schnippchen zu schlagen. Geschichten sind etwas, von dem der Tod glaubt, er würde sie beenden. Er kann nicht verstehen, daß er zwar ein Ende setzt, die Geschichten aber nicht mit ihm enden.

Die Geschichte anderer Menschen mag ein Teil deiner Geschichte werden, die Grundlage dafür, der Nährboden, auf dem sie sich entwickelt. So war es auch mit der Geschichte, die mein Vater von dem Blinden Brantor erzählte, und ebenso mit der Geschichte des Überfalls auf Dunet. Sowie mit den Geschichten meiner Mutter aus dem Tiefland und der Zeit, als Cumbelo König war.

Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, betrete ich im Geist das Steinerne Haus, ich sitze an der Feuerstelle, befinde mich in dem schlammigen Hof oder miste die Ställe von Caspromant aus. Ich pflücke im Küchengarten mit meiner Mutter zusammen Bohnen oder sitze neben ihr an der Feuerstelle im runden Turmzimmer. Ich bin mit Gry draußen in den weiten Hügeln; ich halte mich in der Welt der nie endenden Geschichten auf.

Ein mächtiger, dicker Eibenstab, grob gehauen, am Griff aber durch die lange Benutzung glänzend schwarz, hing neben der Tür des Steinernen Hauses in dem dunklen Eingang: der Stab des Blinden Caddard. Man durfte ihn nicht berühren. Als ich ihn zum ersten Mal bemerkte, war er viel größer als ich. Ich machte es mir zur Gewohnheit, ihn heimlich anzufassen, gerade weil es verboten war und ihn ein Geheimnis umgab.

Ich glaubte, Brantor Caddard sei der Vater meines Vaters gewesen, denn weiter reichte mein Verständnis für die Vergangenheit nicht. Ich wußte, daß meines Großvaters Name Orrec gewesen und ich nach ihm benannt worden war. Also hatte mein Vater in meiner Vorstellung zwei Väter. Damit hatte ich keine Schwierigkeiten, es fesselte mich sogar.

Ich befand mich mit meinem Vater in den Ställen und kümmerte mich um die Pferde. Wenn es um seine Pferde ging, traute er keinem von seinen Leuten ganz, und als ich drei Jahre alt war, hatte er schon begonnen, mich in die Arbeit einzuweisen. Ich stand auf einem Hocker und striegelte die Winterhaare aus dem Fell der gescheckten Stute. Ich fragte meinen Vater, der sich gerade um den großen grauen Hengst in der Box daneben kümmerte:

»Warum hast du mich nur nach einem deiner Väter genannt?«

»Ich hatte bloß einen, nach dem ich dich nennen konnte«, gab mein Vater zurück. »Wie die meisten ehrbaren Menschen.« Er lachte nicht oft, doch jetzt konnte ich sein trockenes Lächeln sehen.

»Wer war dann Brantor Caddard?« Bevor er jedoch noch antworten konnte, war es mir schon klar. »Er war der Vater deines Vaters!«

»Der Vater meines Vaters meines Vaters meines Vaters«, berichtigte mich Canoc durch eine Wolke aus Haaren, Staub und trockenem Schlamm, die er aus Greylags Fell herausbürstete. Ich klopfte, zerrte und kämmte weiter an der Flanke der Stute herum und wurde dafür mit Staub in Augen, Nase und Mund belohnt. Außerdem mit einem Fleck aus hellem, rotweißem Sommerfell an der Flanke von Roanie, so groß wie meine Hand – sowie einem Grollen ihres Wohlbehagens. Die Stute war wie eine Katze. Wenn man sie tätschelte, lehnte sie sich an dich. Ich stieß sie fort, so fest ich konnte, und arbeitete weiter daran, den hellen Fleck zu vergrößern. Das waren zu viele Väter für mich, um damit zurechtzukommen.

Der, den ich hatte, kam vor die Box der Stute, wischte sich das Gesicht ab und schaute mir zu. Ich arbeitete weiter, wollte zeigen, was ich konnte, und striegelte sie mit langen Strichen, die kaum etwas bewirkten. Doch mein Vater sagte nichts dazu. Nur dies: »Caddard hatte die größte Gabe in unserem oder jedem anderen Geschlecht in den westlichen Bergen. Die größte Gabe, die uns jemals zuteil wurde. Welches ist die Gabe unseres Geschlechts, Orrec?«

Ich unterbrach meine Arbeit, trat von dem Hocker herunter, vorsichtig, denn für mich war es ein großer Schritt, und sah dann meinen Vater an. Wenn er mich beim Namen nannte, stand ich auf und sah ihn bewegungslos an. So war es immer gewesen, solange ich mich zurückerinnern konnte.

»Unsere Gabe ist das Auflösen«, sagte ich.

Er nickte. Immer war er sanft mit mir. Ich hatte keine Angst, daß er mir etwas tun würde. Ihm zu gehorchen war ein schwieriges, aber tiefes Vergnügen. Meine Belohnung bestand in seiner Zufriedenheit.

»Was bedeutet das?«

Ich antwortete, wie er es mich gelehrt hatte. »Es bedeutet, die Kraft zu haben, etwas aufzulösen, ungeschehen zu machen, zu zerstören.«

»Habe ich diese Kraft jemals benutzt?«

»Ich sah einmal, wie du eine Schüssel in Stücke zerbrochen hast.«

»Habe ich diese Kraft aber jemals bei einem Lebewesen angewandt?«

»Ich sah, wie du einen Weidenstock ganz weich und schwarz hast werden lassen.«

Ich hoffte, daß er aufhören würde, doch seine Fragen endeten nie an dieser Stelle.

»Habe ich diese Kraft bei einem lebenden Tier angewandt?«

»Ich sah, wie du … du … eine Ratte umgebracht hast.«

»Wie starb sie?« Seine Stimme war leise und unnachgiebig.

Es war im Winter gewesen. Im Hof. Eine Ratte saß in der Falle. Eine junge Ratte. Sie war in eine Regentonne gefallen und konnte nicht mehr heraus. Darre, der den Hof kehrte, bemerkte sie zuerst. Mein Vater rief: »Orrec, komm her.« Und ich kam. Dann sagte mein Vater: »Verhalte dich ruhig und schau her«, und ich blieb stehen und sah zu. Ich reckte meinen Hals, damit ich die Ratte, die in dem halbvollen Faß schwamm, sehen konnte. Mein Vater stand über dem Faß und starrte konzentriert hinein. Er bewegte seine Hand, die linke, und sagte etwas oder stieß auch nur die Luft heftig aus. Die Ratte krümmte sich kurz, zuckte und trieb dann auf dem Wasser. Mein Vater griff mit der rechten Hand in das Faß und holte das Tier heraus.

Völlig schlaff lag es in seiner Hand, formlos wie ein nasser Lappen, gar nicht wie eine Ratte. Doch ich bemerkte den Schwanz und die Zehen mit den kleinen Krallen. »Faß sie an, Orrec«, forderte er mich auf. Ich berührte sie. Weich war sie, ohne Knochen in ihrem nassen Fell, wie ein kleiner, halb gefüllter Mehlsack. »Nun ist sie aufgelöst«, erklärte mein Vater und blickte mir in die Augen. Sein Blick machte mir angst.

»Du hast sie aufgelöst«, sagte ich hier im Stall mit trockener Kehle und Angst vor dem Blick meines Vaters.

Er nickte.

»Ich besitze diese Macht«, erklärte mein Vater weiter, »und du wirst sie ebenfalls besitzen. Und wenn sie mit der Zeit in dir wächst, werde ich dich lehren, sie zu gebrauchen. Wie setzt man seine Gabe ein?«

»Mit dem Auge, der Hand, dem Atem und dem Willen«, antwortete ich, so wie er es mir beigebracht hatte.

Er nickte zufrieden. Ich entspannte mich ein wenig, er jedoch nicht. Die Prüfung war noch nicht vorbei.

»Schau auf dieses Büschel Haare, Orrec«, sagte er. Auf dem Stallboden neben meinen Füßen lag zwischen dem wenigen Stroh ein verfilztes Büschel verdreckten Pferdehaars. Ich hatte es aus der Mähne der gescheckten Stute gekämmt und auf den Boden fallen lassen. Zuerst dachte ich, mein Vater wollte mich schelten, weil ich den Stallboden beschmutzt hatte.

»Schau es an. Nur das. Laß es nicht aus den Augen. Richte deinen Blick darauf.«

Ich gehorchte.

»Bewege deine Hand – so.« Mein Vater trat hinter mich, und sanft führte er meinen linken Arm und die Hand, vorsichtig, bis die zusammengelegten Finger auf das Büschel aus Schlamm und Haar deuteten. »Halte sie so. Jetzt wiederhole, was ich sage. Doch nur mit deinem Atem, nicht mit deiner Stimme. Sprich mir nach.« Er flüsterte etwas, das mir nichts sagte. Und ich flüsterte es ihm nach. Dabei hielt ich meine Hand so, wie er sie ausgerichtet hatte, und starrte unentwegt auf das Haarbüschel.

Einen Augenblick lang rührte sich nichts, alles verharrte bewegungslos. Dann seufzte Roanie und scharrte mit den Hufen. Ich hörte, wie der Wind draußen vor dem Stalltor pfiff, und das Büschel schlammverkrusteter Haare

bewegte sich ein Stückchen.

»Es hat sich bewegt!« rief ich.

»Der Wind hat es bewegt«, entgegnete mein Vater. Seine Stimme war sanft und von einem Lächeln erfüllt. Er veränderte seine Haltung und reckte die Schultern. »Warte noch eine Weile. Du bist ja noch nicht einmal sechs.«

»Vater, du hast das getan«, sagte ich, auf das Büschel Pferdehaar starrend, aufgeregt, wütend und nachtragend. »Du hast es aufgelöst!«

Ich hatte nicht gesehen, daß er sich bewegte oder atmete. Das verschlungene Ding auf dem Boden hatte sich in einer Staubwolke entwirrt, und jetzt lagen da nur noch ein paar lange, rotweiße Haare.

»Die Kraft wird sich dir noch eröffnen«, erklärte Canoc. »Die Gabe in deiner Linie ist stark. Doch in Caddard war sie am stärksten. Setz dich. Du bist alt genug, die Geschichte zu hören.«

Ich thronte auf dem Hocker. Mein Vater stand in der Tür der Box, ein schmaler, hoch aufgerichteter, dunkler Mann, mit bloßen Beinen in seinem schweren, schwarzen Hochlandkilt und der Jacke. Seine dunklen Augen strahlten aus einer Maske von Stallschmutz, die auf seinem Gesicht lag. Auch seine Hände waren schmutzig, doch es waren starke, edle Hände, die ohne Anspannung ganz ruhig verharrten. Seine Stimme war leise, sein Wille stark.

Er erzählte mir die Geschichte vom Blinden Caddard.

»Bei Caddard zeigte sich die Gabe früher als bei irgendeinem anderen Sohn unseres Geschlechts oder bei einer der berühmtesten Familien der Carrantages. Mit drei Jahren schaute er seine Spielzeuge an – und sie fielen in Stücke. Einen Knoten konnte er mit einem einzigen Blick lösen. Mit vier setzte er seine Kräfte gegen einen Hund ein, der ihn angesprungen und geängstigt hatte. Er zerstörte ihn, wie ich diese Ratte zerstört habe.«

Er verharrte und wartete auf mein zustimmendes Nicken.

»Die Dienerschaft fürchtete ihn, und seine Mutter begriff: ›Solange sein Verstand noch der eines Kindes ist, ist er für uns alle eine Gefahr, sogar für mich.‹ Sie stammte aus unserem Geschlecht, und sie und ihr Mann Orrec waren Cousins. Man beherzigte ihre Warnung. Für die nächsten drei Jahre verbanden sie dem Kind die Augen, so daß er die Kraft seines Blickes nicht einsetzen konnte. In dieser Zeit wurde er unterrichtet und ausgebildet. So wie ich dich unterrichte und ausbilde. Er lernte gut. Als Belohnung für seinen vollkommenen Gehorsam wurde ihm die Binde wieder abgenommen. Danach war er vorsichtig und setzte seine große Gabe zur Übung nur an Dingen ein, die wertlos und unnütz schienen.

In seiner Jugend zeigte er nur zweimal seine Kräfte. Einmal, als der Brantor von Drummant aus ein oder zwei Domänen Vieh geraubt hatte, luden sie ihn nach Caspromant ein, und er sah, wie Caddard, damals zwölf Jahre alt, eine Gruppe Wildgänse im Flug auflöste. Mit einem einzigen Blick, einer Geste holte er sie vom Himmel. Dabei lächelte er so, als wollte er den Besucher einfach nur unterhalten. ›Ein scharfes Auge‹, bemerkte Drum und stahl niemals wieder unser Vieh.

Als Caddard siebzehn war, kam eine Gruppe von Kriegern unter der Führung des Brantor von Tibromant von den Carrantages herunter. Sie suchten nach Frauen und Männern, die ihre neu gerodeten Felder bestellen sollten. Unsere Leute kamen hierher zum Steinernen Haus gerannt, um Schutz zu suchen. Sie befürchteten, der Gabe des Herrschens zum Opfer zu fallen und gezwungen zu werden, dem Brantor zu folgen und für ihn zu arbeiten, keinen eigenen Willen mehr zu haben und nur das tun zu müssen, was der Brantor von ihnen verlangte. Caddards Vater Orrec hoffte, den Angriff hier im Steinernen Haus abwehren zu können, doch Caddard ging, ohne ihm zu sagen, was er im Sinn hatte, allein hinaus. Als er am Waldrand entlangschlich, entdeckte er erst einen, dann einen zweiten Krieger aus dem Hochland, und kaum hatte er sie gesehen, löste er sie auf.«

Mein Blick fiel wieder auf die Ratte. Den weichen Sack aus Fell.

»Er sorgte dafür, daß die anderen Krieger die beiden Körper fanden. Dann ging er mit der Flagge eines Parlamentärs auf die Hügelflanke hinaus und trat, ganz auf sich allein gestellt, den Kriegern gegenüber, die auf dem langen Steinhang versammelt waren. Er rief ihnen zu: ›Das habe ich gemacht, aus einer Entfernung von über einer Meile.‹ Über das Tal hinweg rief er den Kriegern, die sich hinter den großen Felsbrocken des Steinhangs versteckten, zu: ›Die Felsen bieten euch keinen Schutz gegen mich.‹ Und er zerstörte einen der aufrecht stehenden Felsen des Hangs, hinter dem der Brantor von Tibromant Deckung genommen hatte. Der Fels zerbrach in kleine Stücke und Staub. ›Mein Auge ist stark‹, rief Caddard.

Er wartete auf eine Antwort. ›Dein Auge ist stark, Caspro‹, gab Tibro zu. Caddard sagte: ›Bist du hier, um Arbeitskräfte zu holen?‹ Der andere antwortete: ›Ja, wir brauchen Leute.‹ – ›Ich überlasse dir zwei unserer Männer, die für dich arbeiten werden, jedoch als Bedienstete und nicht unter der Gabe des Herrschens.‹ Darauf entgegnete der Brantor: ›Du bist großzügig. Wir nehmen deine Gabe an und halten uns an die Abmachung.‹ Caddard kam zum Haus und rief zwei junge Leibeigene heraus, die von verschiedenen Bauernhöfen unserer Domäne stammten. Er brachte sie zu den Hochländern und übergab sie ihnen. Dann gab er Tibro zu verstehen: ›Geht jetzt zurück in euer Hochland, ich werde euch nicht verfolgen.‹

Sie zogen sich zurück, und seit diesem Tag haben die Plünderer aus Carrantages an der westlichen Grenze unserer Domäne regelmäßig haltgemacht.

So wurde Caddard Starkauge im gesamten Hochland bekannt.«

Er machte eine Pause, damit ich über das Gehörte nachdenken konnte. Nach einer Weile blickte ich zu ihm auf, um zu sehen, ob ich eine Frage stellen durfte. Es schien in Ordnung zu sein, also fragte ich: »Wollten die jungen Männer aus unserer Domäne nach Tibromant gehen?«

»Nein«, erklärte mein Vater. »Und auch Caddard wollte sie nicht an einen anderen Gebieter abgeben und ihre Arbeitskraft hier bei uns verlieren. Doch wenn man seine Kräfte zeigt, muß man eine Gabe anbieten. Das ist wichtig.

Daran sollst du dich immer erinnern. Wiederhole, was ich eben gesagt habe.«

»Es ist wichtig, wenn man seine Kräfte gezeigt hat, auch eine Gabe anzubieten.«

Mein Vater nickte zustimmend. »Die Gabe der Gabe«, bestätigte er leise und bestimmt. »Nun –dann, nach einer Weile begab sich der alte Orrec mit seinem Weib und einigen Angehörigen zu unseren hoch gelegenen Höfen und überließ seinem Sohn Caddard, der inzwischen Brantor war, das Steinerne Haus. Die Domäne machte gute Fortschritte. In jenen Tagen, so erzählt man, weideten tausend Schafe auf den Felsenhügeln. Und unsere weißen Ochsen waren berühmt. Damals kamen die Männer aus Dunet und Dannet, um unser Vieh zu kaufen. Caddard heiratete auf einem großen Hochzeitsfest Semedan, eine Frau aus dem Geschlecht der Barre von Drummant. Drum hatte sie für seinen eigenen Sohn auserwählt, Semedan wies ihn jedoch trotz all seines Reichtums zurück und heiratete Caddard. Zu dieser Hochzeit kamen Menschen aus allen westlichen Domänen.«

Canoc hielt einen Augenblick inne. Er gab der gescheckten Stute einen Klaps auf die Flanke, weil sie sich umgedreht und ihn mit ihrem verfilzten Schwanz getroffen hatte. Sie zuckte und stieß mich an, damit ich ihr das zerzauste Fell weiter striegelte.

»Semedan verfügte über die Gabe ihrer Blutlinie. Sie ging mit Caddard auf die Jagd und rief Rotwild, Wapiti und Wildschweine für ihn herbei. Sie bekamen eine Tochter, Assal, und einen Sohn, Canoc. Und alles lief gut. Doch nach ein paar Jahren kam ein schlimmer Winter, gefolgt von einem kalten, trockenen Sommer, in dem es nur wenig Nahrung für die Herden gab. Das Getreide verdarb. Unsere weißen Rinder wurden von einer Seuche befallen, die besten Exemplare starben alle innerhalb eines Jahres. Auch die Menschen in der Domäne wurden krank. Semedan hatte eine Totgeburt und war noch lange danach krank. Die Trockenheit dauerte ein Jahr, dann ein zweites. Alles wurde immer schlimmer. Doch Caddard konnte nichts dagegen tun. Das waren Dinge, gegen die seine Kräfte nichts ausrichteten. Er lebte im Groll.«

Ich beobachtete die Miene meines Vaters. Trauer, Wut und Schrecken spiegelten sich beim Erzählen in seinem Gesicht. Seine hellen Augen sahen genau vor sich, von was er sprach.

»Unser Unglück ließ die Leute von Drummant überheblich werden, und sie überfielen und beraubten uns. Als sie von den westlichen Weiden ein wertvolles Pferd stahlen, verfolgte Caddard die Pferdediebe und erwischte sie auf halbem Weg zurück nach Drummant. In seiner Erregung und Wut hatte er seine Kräfte nicht mehr unter Kontrolle. Er tötete alle sechs Männer. Einer davon war ein Neffe des Brantor von Drummant. Drum konnte keine Blutrache einfordern, denn die Männer hatten gestohlen und das gestohlene Pferd noch bei sich. Doch dieser Vorfall hinterließ große Zwietracht zwischen unseren Domänen.

Danach fürchteten die Menschen Caddards Temperament. Wenn ihm ein

Hund nicht gehorchte, löste er ihn auf. Wenn sein Schuß bei der Jagd nicht traf, zerstörte er das gesamte Unterholz, in dem sich das Wild verborgen hielt, und ließ es schwarz und tot zurück.

Oben in den hoch gelegenen Weidegründen sprach ein Schäfer einmal hochmütig zu ihm, worauf ihm Caddard in seinem Zorn Arm und Hand vertrocknen ließ. Zu dieser Zeit flohen die Kinder sogar vor seinem Schatten.

Schwere Zeiten gebären Ärger. Caddard bat seine Frau, mit ihm zur Jagd zu kommen und Tiere herbeizurufen. Sie weigerte sich jedoch und sagte, es ginge ihr nicht gut. Er befahl: ›Du kommst, ich muß jagen, wir haben kein Fleisch mehr.‹ Sie antwortete: ›Dann geh jagen. Ich komme nicht mit.‹ Und sie wandte sich zu einem Dienstmädchen, das sie gut leiden konnte, einem Mädchen von zwölf Jahren, das ihr half, die Kinder zu betreuen. Voller Wut trat Caddard vor die beiden und schrie: ›Tu, was ich dir sage!‹ Und mit dem Blick, einer Geste, dem Atem und seinem Willen traf er das Mädchen. Sie sank zu Boden, zerstört, aufgelöst.

Semedan schrie auf, beugte sich über das Mädchen und stellte fest, daß es tot war. Dann erhob sie sich und blickte Caddard an. ›Hast du es nicht gewagt, *mich* niederzustrecken?‹ fragte sie und musterte ihn verächtlich. Und in seiner Wut streckte er sie tatsächlich nieder.

Die Mitglieder des Haushalts standen da und sahen all das. Die Kinder schrien auf und wollten weinend zu ihrer Mutter, doch die Frauen hielten sie zurück.

Dann lief Caddard aus der Halle in das Zimmer seiner Frau, und niemand wagte, ihm zu folgen.

Als er begriff, was er getan hatte, wußte er, was er nun tun mußte. Er durfte nicht darauf vertrauen, seine Gabe unter Kontrolle halten zu können. Deshalb blendete er sich.«

Als mir Canoc diese Geschichte zum ersten Mal erzählte, sagte er nicht, wie sich Caddard geblendet hatte. Ich war zu jung und von der schrecklichen Geschichte schon viel zu verängstigt und verstört, um zu fragen oder mir Gedanken darüber zu machen. Später dann, als ich älter war, fragte ich, ob Caddard seinen Dolch dazu benutzt hätte. »Nein«, antwortete Canoc. »Er benutzte seine Gabe, um seine Gabe aufzulösen.«

Unter Semedans Besitz befand sich ein Glasspiegel in einem silbernen Rahmen, der die Form eines springenden Lachses hatte. Die Händler, die von Dunet und Danner heraufkamen, um Vieh und Wollsachen zu kaufen, führten solch seltene Spielzeuge und Modeartikel manchmal mit sich. Im ersten Jahr ihrer Ehe hatte Caddard einen weißen Bullen gegen den Spiegel eingetauscht und ihn seiner jungen Frau geschenkt. Nun nahm er ihn in die Hand und schaute hinein. Er sah seine Augen. Mit Hilfe einer Geste, dem Atem und seinem Willen traf er sie mit der Macht, die in seinen Augen lag. Das Glas zersplitterte, und er war blind.

Niemand forderte wegen des Mordes an seiner Frau und dem Mädchen Blutrache gegen ihn. Obwohl blind, blieb er noch so lange der Brantor von

Caspromant, bis er seinen Sohn Canoc im Gebrauch der Gabe unterrichtet hatte. Dann wurde Canoc Brantor, und der Blinde Caddard ging hinauf zu den hoch gelegenen Bauernhöfen, wo er so lange bei den Viehhütern lebte, bis er starb.

Ich mochte das traurige und furchteinflößende Ende der Geschichte nicht. Nachdem ich sie zum ersten Mal gehört hatte, verdrängte ich das meiste davon ziemlich schnell. Mir gefiel aber der erste Teil über den Jungen mit der machtvollen Gabe, durch die er seiner Mutter Angst einjagte, und dem tapferen Jungen, der den Feind besiegt und seine Domäne rettet. Wenn ich in den Hügeln allein herumlief, dann war ich Caddard Starkauge. Hundertmal bin ich den schrecklichen Hochländern gegenübergetreten und habe gerufen: »Ich tat das aus einer Meile Entfernung!« Und die Felsen, hinter denen sie sich verbargen, habe ich zertrümmert und sie nach Hause kriechen lassen. Ich erinnere mich daran, wie mein Vater immer und immer wieder meine Hand hielt und mich in die Stellung brachte, so daß ich dastand und mit aller Macht einen Felsen anstarrte. Doch ich konnte mich nicht an das Wort erinnern, das er mir zugeflüstert hatte. *Mit dem Atem, nicht mit der Stimme*, hatte er gesagt. Fast erinnerte ich mich daran, doch konnte ich den Klang nicht so hören oder fühlen, daß meine Lippen und meine Zunge es geformt hätten. Immer und immer wieder sprach ich es fast aus, doch nie wirklich. Dann schließlich zischte ich ungeduldig einen bedeutungslosen Ton hervor und bestand darauf, daß sich der Felsen bewegt hätte, zerbrochen war und in Staub und Stücke zerfallen wäre und die Hochländer vor mir knieten, während ich rief: »Mein Auge ist stark!«

Dann ging ich zu dem Felsen, und ein- oder zweimal war ich mir sicher, daß da eine Ecke fehlte oder dort ein Riß entstanden war, der vorher nicht vorhanden gewesen sein konnte.

Manchmal, wenn ich es leid wurde, Caddard Starkauge zu sein, stellte ich mir vor, einer der jungen Männer zu sein, die er den Hochländern übergeben hatte. Ich entkam ihnen durch eine Reihe geschickter Listen und der Fähigkeit, in den Wäldern zu überleben, entzog mich meinen Verfolgern und führte sie in Sümpfe, die ich kannte, sie aber nicht. So schaffte ich es zurück nach Caspromant. Warum ein Leibeigener zurück in die Leibeigenschaft nach Caspromant gehen sollte, nachdem er der in Tibromant entkommen war, kam mir nicht in den Sinn. Ich dachte auch nie darüber nach. Es schien ganz selbstverständlich, daß ein solcher Junge genau dies tat: nach Hause gehen. Unseren Bauern und Viehhirten ging es genauso gut wie uns im Steinernen Haus. Der Reichtum gehörte allen. Es war nicht die Furcht vor unseren Kräften, die sie über Generationen an uns band. Unsere Kräfte boten ihnen Schutz. Sie fürchteten, was sie nicht kannten, und hingen an dem, was sie kannten. Ich wußte, wohin ich gehen mußte, wenn ich von Feinden entführt würde und fliehen könnte. Ich wußte, es gab in dem gesamten Hochland und auch in den weiten, hellen Ländern des Tieflands, von dem mir meine Mutter erzählt hatte, keinen Ort, den ich so lieben würde wie diese kahlen Hügel und

lichten Wälder, die Felsen und die Sümpfe von Caspromant. Und so ist es bis heute geblieben.

3

Die andere große Geschichte, die mir mein Vater erzählte, war die des Überfalls auf Dunet. Sie gefiel mir vom Anfang bis zum Ende, denn sie hatte einen wahrhaft glücklichen Ausgang. Sie schloß nämlich, soweit es mich betraf, mit mir.

Mein Vater war damals ein junger Mann und suchte eine Frau. In den Domänen von Corde und Drum lebten Menschen unserer Blutlinie. Mein Großvater hatte sich furchtbar angestrengt, um mit den Cordes gute Beziehungen zu pflegen und die alten Gräben zwischen den Caspro und den Drum zuzuschütten. Er nahm nicht an Beutezügen gegen sie teil und verbot auch seinen Leuten, deren Vieh zu stehlen. Er tat dies aus Verbundenheit mit seinen Verwandten in diesen Domänen und weil er hoffte, daß sein Sohn dort vielleicht eine Frau finden würde. Unsere Gabe geht von dem Vater auf den Sohn über, doch niemand zweifelte daran, daß eine Mutter, die aus der direkten Blutlinie kam, diese Gabe noch verstärkte. Nun gab es kein Mädchen der direkten Blutlinie in unserer Heimatdomäne, also warfen wir den Blick auf Cordemant, wo eine Reihe von jungen Männern aus unserem Geschlecht lebten, jedoch nur eine heiratsfähige Frau. Sie war zwanzig Jahre älter als Canoc. Solche Ehen waren nicht ungewöhnlich, man tat alles, »um die Gabe zu erhalten«. Doch Canoc zögerte, und bevor Orrec die Geschichte vorantreiben konnte, forderte Brantor Ogge von Drummant die Frau für seinen eigenen, den jüngsten Sohn. Die Cordes standen unter der Knute von Ogge und überließen ihm also die Frau.

So blieben nur noch die Caspro von Drummant übrig, um eine Braut aus der Blutlinie zu liefern. Es gab dort zwei Mädchen, die in Frage gekommen wären, nur mußten sie noch ein paar Jahre älter werden. Sie wären glücklich gewesen, in die Heimatdomäne ihres Geschlechts einzuheiraten, doch der alte Haß zwischen den Drum und den Caspro brannte in Brantor Ogge heftig auf. Er kümmerte sich nicht um Orrecs Bemühungen, verschmähte dessen Angebote und verheiratete eins der vierzehn- oder fünfzehnjährigen Mädchen mit einem Bauern und das andere mit einem Leibeigenen.

Das allein war schon eine vorsätzliche Beleidigung der Mädchen und des Geschlechts, aus dem sie stammten, als das Schlimmste aber galt die beabsichtigte Schwächung unserer Gabe. Nur wenige Leute aus den Domänen billigten Ogges Überheblichkeit. Ein gerechter Kampf zwischen den Kräften ist die eine Sache, ein hinterhältiger Angriff auf die Kraft selbst ist jedoch etwas ganz anderes. Drummant war allerdings eine sehr mächtige Domäne und Ogge tat dort, was er wollte.

Es blieb also für Canoc keine Frau aus dem Geschlecht der Caspro, die er heiraten konnte. Er erzählte mir: »Ogge hat mich vor der alten Dame in Cordemant und den armen, hühnergesichtigen Mädchen in Drummant gerettet, also sagte ich zu meinem Vater: ›Ich werde mich auf einen Raubzug

begebene«

Orrec dachte, sein Sohn meinte die kleinen Domänen in den Glens oder vielleicht die nordwärts in Richtung Morgamant, das für seine guten Pferde und schönen Frauen bekannt war. Doch Canoc plante ein kühneres Unternehmen. Er sammelte einen Trupp um sich, junge, kräftige Bauern aus Caspromant, ein paar von den Caspro aus Cordemant und Ternoc Rodd sowie einige junge Männer aus der einen oder anderen Domäne, die meinten, daß ein paar Leibeigene zu holen und ein bißchen zu plündern eine feine Sache wäre. Eines Maimorgens trafen sie sich am Kreuzweg unterhalb des Sheer und ritten den schmalen Weg hinab in den Süden.

Seit siebzig Jahren hatte man das Tiefland nicht mehr überfallen.

Die Bauern trugen dicke, steife Lederwamse und Bronzehelme. Für den Fall, daß es zu blutigen Kämpfen kam, waren sie mit Lanzen, Knüppeln und langen Dolchen bewaffnet. Die Männer aus der Blutlinie hatten sich mit schwarzen Filzkilts und Jacken bekleidet, blieben barhäuptig und mit bloßen Beinen, das lange, schwarze Haar geflochten und zu einem Knoten gebunden. Sie trugen keine Waffen, außer einem Jagdmesser – und natürlich ihren Augen.

»Als ich unsere Truppe sah, wünschte ich mir, wir hätten uns zuerst ein paar von den Pferden der Morgas besorgt«, erzählte Canoc. »Wir waren eine beeindruckende Erscheinung, wenn man von den meisten unserer Reittiere absah. Ich ritt König« – das war der Vater der gescheckten Stute, ein großer Fuchs, an den ich mich gerade noch erinnern konnte. »Doch Ternoc saß auf einem hängelippigen Ackergaul, und Barto hatte nicht mehr als ein gescheckes Pony, das auf einem Auge blind war. Die Maultiere waren in Ordnung, drei der besten aus der Zucht meines Vaters. Wir führten sie mit, um unsere Beute nach Hause zu tragen.«

Er lachte. Es bereitete ihm immer Freude, die Geschichte zu erzählen. Ich stellte mir diese kleine Prozession vor, die grimmigen, jungen Männer mit ihren leuchtenden Augen auf den schwerfälligen Pferden, wie sie einer hinter dem anderen den schmalen, grasbewachsenen und mit Steinen übersäten Weg aus dem Hochland hinunter in eine Welt, die tief da unten lag, ritten. Wenn sie zurücksahen, erhoben sich hinter ihnen der Airnberg und der Berg Barric mit seinen grauen Gipfeln und schließlich, weit höher als alles andere, die mächtigen, schneebedeckten Carrantages.

Vor ihnen lagen, so weit das Auge reichte, die grasbedeckten Hügel – »grün wie Beryll«, sagte mein Vater. Und seine Augen schauten in der Erinnerung auf das reiche, leere Land.

Am ersten Tag ihres Rittes trafen sie niemanden, sahen keine Spuren von Menschen, keine Rinder oder Schafe, nur Wachteln und kreisende Bussarde. Die Bewohner des Tieflandes ließen einen breiten Sicherheitsstreifen zwischen sich und den Leuten aus den Bergen. Die Plünderer bewegten sich den ganzen Tag in der langsamen Gangart vorwärts, die Bartos halbblindes Pony noch zuließ, und schlugen ihr Nachtlager am Fuß eines Hügels auf. Erst

spät am nächsten Morgen bemerkten sie vereinzelt Schafe und Ziegen auf Hügeln, die von Steinwällen begrenzt waren, dann einen Bauernhof und eine Mühle in einem Flußtal. Der Pfad wurde zu einem Weg und dann zu einer Hauptstraße, die zwischen Feldern hindurchführte. Schließlich lagen auf der Sonnenseite eines Hügels, von Rauch umkräuselt, die roten Dächer der Stadt Dunet.

Ich weiß nicht, was mein Vater mit seinem Überfall beabsichtigt hatte – einen plötzlichen, wilden Angriff von Kriegern, die über verschreckte Städter herfielen oder einen beeindruckenden Einzug, um dann seine Forderungen zu stellen, denen durch bedrohliche und unheimliche Kräfte Nachdruck verliehen würde. Was auch immer er sich vorgestellt hatte, als er dort war, führte er seine Truppe in die Straßen der Stadt, aber nicht im Galopp, schreiend und die Waffen schwingend, sondern geordnet und ruhig. Sie bewegten sich völlig unbeachtet zwischen der Menschenmenge, dem Vieh, den Wagen und den Pferdeherden, die sich hier zum Markttag versammelt hatten, bis sie schließlich den großen Platz, wo der Markt abgehalten wurde, erreicht hatten. Plötzlich bemerkten sie die Leute und schrien: »Hochländer! Hexenvolk!« Dann versuchten einige zu entkommen oder ihre Türen zu verriegeln, und andere eilten, um Waren in Sicherheit zu bringen. Diejenigen, die fliehen wollten, wurden von denjenigen auf dem Platz zurückgehalten, die herbeieilten, um zu sehen, was da geschah. Es brachen Panik und Chaos aus, Stände wurden umgeworfen, Baldachine zerrissen, verschreckte Pferde stampften auf, das Vieh brüllte und die Bauern aus Caspromant schwangen ihre Knüppel und Lanzen gegen Fischweiber und Kesselschmiede. Canoc setzte der Aufregung ein Ende, indem er seine Kräfte nicht auf die Städter, sondern auf seine eigenen Männer ausrichtete, bis sie sich um ihn versammelt hatten. Manche umklammerten hartnäckig die Waren, die sie von den Verkaufsständen an sich gerissen hatten – einen rosa Schal, einen Kupferkessel.

Er sagte zu mir: »Mir wurde klar, daß wir bei einem ernsthaften Kampf verloren gewesen wären. Es waren Hunderte von Leuten – Hunderte!«

Woher sollte er wissen, was eine Stadt ist? Er hatte nie eine gesehen.

»Wenn wir zum Plündern in ein Haus eingedrungen wären, so wären wir getrennt worden, und dann hätten sie uns einen nach dem anderen erwischt. Nur Tenocs und meine Gabe waren stark genug, um damit anzugreifen oder uns zu verteidigen. Und was sollten wir uns denn nehmen? Da waren all die Sachen, überall – Essen, Waren, Kleider in Unmengen! Wie sollten wir das alles rauben? Was wollten wir eigentlich? Ich wünschte mir eine Ehefrau, doch ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich das schaffen sollte, so wie die Dinge hier lagen. Und das, was wir im Hochland wirklich brauchten, waren Arbeitskräfte. Ich wußte, wenn ich ihnen nicht etwas Angst einjagte, und zwar schnell, dann würden sie über uns herfallen. Also zeigte ich die Parlamentärsflagge und hoffte, daß sie wußten, was das bedeutete. Dem war auch so. Einige Männer zeigten sich an den Fenstern des großen Gebäudes auf

der anderen Seite des Marktplatzes und schwenkten ein Tuch.

Dann rief ich: ›Ich bin Canoc Caspro vom reinen Geschlecht der Caspromant, und ich habe die Gabe und die Macht des Auflösens, die ich euch jetzt vorführen werde.‹ Zuerst nahm ich mir einen der Marktstände vor – er brach in Stücke. Dann drehte ich mich halb herum, so daß ich sicher sein konnte, sie bekämen mit, was ich tat und wie ich es tat. Und ich visierte die Ecke eines großen Steinhauses an, das gegenüber dem Haus lag, in dem sich die Männer befanden. Ich streckte meinen Arm ganz ruhig aus, so daß sie es sehen konnten. Sie bemerkten auch, wie sich die Mauer des Gebäudes bewegte, sich wölbte und wie dann die Steine herausfielen und ein Loch in der Mauer entstand. Es wurde größer und die Kornsäcke, die sich dahinter befanden, platzten auf. Das Geräusch der fallenden Steine war schrecklich. ›Genug, genug‹, schrien sie. Ich verzichtete darauf, den Kornspeicher aufzulösen, und wandte mich ihnen zu. Sie wollten verhandeln. Sie fragten, was ich von ihnen verlangte. Ich antwortete: ›Frauen und junge Männer.‹

Da ging ein schrecklicher Aufschrei durch die Menge. Die Menschen in den Straßen und Häusern um uns herum riefen: ›Nein! Nein! Tötet die Hexenmeister!‹ Es waren so viele, daß ihre Stimmen wie ein Sturm klangen. Mein Pferd bäumte sich auf und wieherte. Ein Pfeil hatte seinen Körper gestreift. Ich schaute zu dem Fenster hoch, das sich über dem befand, in dem sich die Verhandlungsführer befanden, und sah einen Bogenschützen, der gerade dabei war, seinen Bogen erneut zu spannen. Ich traf ihn. Sein Körper fiel wie ein Sack aus dem Fenster auf die Steine darunter und platzte. Dann sah ich, wie sich ein Mann am Rande der Menge, die auf dem Marktplatz eingeschlossen war, bückte und einen Stein aufhob. Auch den traf ich. Ich zerstörte allerdings nur seinen Arm, der dann wie ein Stück Faden taub an seiner Seite hing. Er schrie, und wo der Bogenschütze hinuntergefallen war, herrschte Wehklagen und Aufruhr. ›Ich werde den nächsten, der sich bewegt, auflösen‹, rief ich. Niemand bewegte sich.«

Während der Verhandlungen sammelte Canoc seine Männer dicht um sich, und Ternoc deckte seinen Rücken. Die Männer, die für die Stadt sprachen, stimmten unter seinem Druck zu, ihm fünf leibeigene Frauen und fünf Burschen zu überlassen. Sie wollten Zeit herausschlagen, um den Tribut, wie sie es nannten, herbeizuschaffen. Doch er lehnte ab: »Schickt sie sofort her, und wir werden auswählen, welche wir nehmen.« Er hob ein wenig die linke Hand, worauf sie seine Forderungen erfüllten.

Dann folgte eine Zeitspanne, seinem Empfinden nach sehr lang, in der sich die Menge in die Seitenstraßen verlief und wieder zurückflutete, näher kam – er konnte nichts weiter tun, als auf seinem schwitzenden Pferd zu sitzen und scharf nach Bogenschützen oder anderen Bedrohungen Ausschau zu halten. Schließlich wurden kleine, verängstigte Gruppen von Burschen und Frauen mit Schlägen und Tritten durch die Straßen zum Marktplatz getrieben; hier zwei, dort drei, weinend und bittend, einige krochen sogar auf Händen und Füßen. Insgesamt waren es fünf Jungen, keiner von ihnen älter als zehn Jahre,

und vier Frauen: zwei kleine leibeigene Mädchen, halbtot vor Angst, und zwei ältere Frauen in stinkenden, dreckigen Kleidern, die man nicht hatte zwingen müssen, vielleicht weil sie glaubten, das Leben bei dem Hexenvolk könnte nicht schlechter sein als das einer Gerbersklavin. Und das war alles.

Canoc überlegte sich, daß es unklug wäre, auf einer besseren Auswahl zu bestehen. Je länger er bei dieser Übermacht hier bliebe, desto wahrscheinlicher wurde es, daß einer aus der Masse der Leute einen Pfeil abschoß oder einen Stein warf, der sein Ziel traf, und dann würde sie die Menge in Stücke reißen.

Wie auch immer, er würde sich von diesen Kaufleuten nicht übers Ohr hauen lassen.

»Das sind aber nur vier Frauen«, sagte er.

Die Unterhändler jammerten und sträubten sich.

Seine Zeit wurde knapp. Er musterte den Markplatz und die großen Häuser, die ihn umgaben. Im Fenster eines schmalen Eckhauses sah er das Gesicht einer Frau. Sie trug weidengrüne Kleidung, die ihm schon vorher aufgefallen war. Sie versteckte sich nicht, sondern stand gut sichtbar am Fenster und schaute auf ihn herab.

»Sie«, sagte er und deutete in ihre Richtung. Er hob die rechte Hand, aber alle Leute hielten die Luft an und duckten sich. Er mußte lachen. Er bewegte seine rechte Hand langsam über die Gesichter, die ihn anblickten, so als wollte er sie alle auflösen.

Die Tür des Eckhauses öffnete sich, die Frau in Grün trat heraus und blieb auf der Treppe stehen. Sie war jung, klein und schlank. Ihr langes, schwarzes Haar fiel hinten auf ihr grünes Kleid herab.

»Willst du meine Frau werden?« fragte Canoc sie.

Sie verharrte. »Ja«, antwortete sie und kam dann langsam über den zerstörten Markplatz auf ihn zu. Sie trug schwarze Riemensandalen. Er reichte ihr die linke Hand. Sie trat in den Steigbügel, dann hob er sie vor sich in den Sattel.

»Die Maultiere und ihr Zaumzeug gehören euch!« rief er den Städtern zu, eingedenk der Verpflichtung der Gabe zur Gabe.

Vom Standpunkt seiner Armut aus war es wirklich ein großes Geschenk, doch die Leute in Dunet mußten es wahrscheinlich eher als eine letzte Beleidigung betrachten.

Jeder seiner Männer hatte einen der Leibeigenen zu sich aufs Pferd genommen, und so machten sie sich auf den Weg. Die Menge blieb schweigend zurück, während Canoc und seine Truppe langsam und geordnet durch die Straßen und zwischen den Hausmauern hindurch auf die Straße nach Norden ritten, wo sich die Berge vor ihnen ausbreiteten.

So endete der letzte Überfall von Caspromant auf das Tiefland. Weder Canoc noch seine Braut ritten jemals wieder diese Straße entlang.

Ihr Name war Melle Aulitta. Sie besaß das weidengrüne Kleid, die kleinen, schwarzen Riemensandalen und einen winzigen Opal, den sie an einer

silbernen Kette um den Hals trug. Das war ihre Mitgift. Er heiratete sie vierzehn Tage nachdem er sie nach Hause ins Steinerne Haus gebracht hatte. Seine Mutter und die Frauen des Haushalts mußten die Kleidung und andere Brautausstattung in großer Eile und mit viel gutem Willen fertigstellen. Brantor Orrec vollzog die Trauung in der Halle des Steinernen Hauses in Anwesenheit aller Teilnehmer des Überfalls, der gesamten Bevölkerung von Caspromant und wer auch immer aus den westlichen Domänen zur Hochzeitsfeier kam.

»Und dann«, ergänzte ich regelmäßig, wenn mein Vater die Geschichte beendet hatte, »bekam meine Mutter mich!«

Melle Aulitta erblickte in Derris Water das Licht der Welt und ist auch dort aufgewachsen. Sie war die vierte von fünf Töchtern eines Priester-Stadtrates der weltlichen Religion von Bendraman. Es war ein hohes Amt, das ihr Vater innehatte. Der Priester-Stadtrat und seine Frau lebten in Wohlstand, ihre Töchter wuchsen in Luxus und Müßiggang auf, doch mit strengen Regeln. Denn die Staatsreligion forderte von den Frauen Bescheidenheit, Keuschheit und Gehorsam und hielt für diejenigen, die sich nicht danach richteten, eine Reihe von Strafen und Erniedrigungen bereit. Adild Aulitta war ein zärtlicher und nachsichtiger Vater. Seine größte Hoffnung für seine Töchter war die, daß sie einmal zu den geweihten Jungfrauen des Stadttempels würden. Zur Vorbereitung auf diese ehrenhafte Aufgabe lernte Melle Lesen und Schreiben, ein wenig Rechnen, studierte ausgiebig die heilige Geschichte und Dichtung sowie die Grundlagen der Vermessungskunde und des Städtebaus. Der Unterricht bereitete ihr Freude, und sie war eine gute Schülerin.

Im Alter von achtzehn Jahren jedoch lief etwas schief, irgend etwas geschah. Ich weiß nicht was, denn sie erzählte es mir nie. Wenn das Gespräch darauf kam, wechselte sie schnell das Thema. Vielleicht hatte sich ihr Lehrer in sie verliebt, und man gab ihr die Schuld. Vielleicht war es auch ein viel nichtigerer Grund als dieser. Nicht der kleinste Schatten eines Skandals durfte jedoch auf die zukünftige Jungfrau des Stadttempels fallen, von deren Reinheit die Entwicklung von ganz Bendraman abhing. Ich habe mich allerdings gefragt, ob Melle nicht vielleicht einen kleinen Skandal inszeniert hatte, um dem Stadttempel zu entkommen. Wie dem auch sei, jedenfalls wurde sie zu entfernten Verwandten in der bäuerlichen Stadt Dunet hoch oben im Norden geschickt. Auch sie waren respektable, anständige Menschen, die das Mädchen aber noch strenger beaufsichtigten, während sie mit den örtlichen Familien über einen passenden Ehemann für Melle verhandelten und versuchten, die anderen dabei übers Ohr zu hauen. Die Ehekandidaten wurden dann zur Begutachtung ins Haus gebracht. »Einer von ihnen«, erzählte sie, »war ein kleiner, fetter Kerl mit einer rosa Nase, der mit Schweinen handelte. Ein anderer war ein ganz großer, dünner Junge, der elf Stunden am Tag betete. Er erwartete, daß ich mit ihm betete.«

Sie sah also aus ihrem Fenster und erblickte Canoc von Caspromant auf

seinem Rotfuchs, wie er mit seinen Blicken Männer und Häuser zerstörte. So wie er sie auswählte, erwählte sie auch ihn.

»Wie hast du es angestellt, daß dich deine Verwandten gehen ließen?« fragte ich, obwohl ich die Antwort schon kannte und mich die Vorfreude darauf erfüllte.

»Sie lagen alle auf dem Boden unter den Möbeln, damit sie der Hexenkrieger nicht sehen und ihre Knochen nicht zum Schmelzen bringen könne. Ich sagte: ›Habt keine Angst, Cousin. Heißt es nicht, *eine Jungfrau wird dein Haus und deinen Besitz retten?*‹ Dann ging ich die Treppe hinunter und verließ das Haus.«

»Woher wußtest du, daß Vater dich nicht zerstören würde?«

»Ich wußte es«, gab sie zurück.

Sie hatte keine Vorstellung von dem, was sie erwartete und wohin die Reise führte, genausowenig wie Canoc, als er aus den Bergen hinaus ins Tiefland ritt und meinte, Dunet ähnele unseren Dörfern. Ein paar Hütten und Verschlage, ein Pferch für das Vieh und neun oder zehn Bewohner, die alle auf der Jagd wären. Vielleicht dachte auch sie, daß sie an einen Ort käme, der sich von ihrem Elternhaus nicht sehr unterschiede oder zumindest dem Haus ihrer Verwandten gleiche, einem sauberen, gemütlichen und freundlichen Ort, an dem es Gesellschaft und Bequemlichkeiten gab. Wie hätte sie es auch ahnen können?

Für die Menschen des Tieflandes ist das Hochland der verwunschene und vergessene Winkel einer Welt, der schon lange hinter ihnen lag. Sie wußten nichts von uns. Kriegerische Menschen hätten vielleicht eine Armee in die Berge geschickt, um diese furchteinflößenden, lästigen Überbleibsel der Vergangenheit auszumerzen. Doch die Bewohner von Bendraman und Urdile sind Kaufleute, Bauern, Gelehrte und Priester, aber keine Krieger. Sie drehten einfach den Bergen den Rücken zu und strichen sie aus ihrem Gedächtnis. Selbst in Dunet, so erzählte meine Mutter, glaubten viele nicht mehr an die Geschichten von den Männern von Carrantages, von Horden von Kobolden, die über die Städte der Ebene herfielen, von Monstern auf Pferderücken, die mit einer Handbewegung ganze Felder in Flammen aufgehen ließen und eine Armee mit einem Blick vernichten konnten. All das lag lange zurück, »als Cumbelo König war«. So etwas geschieht heutzutage nicht mehr. Früher waren Leute aus Dunet ins Hochland gezogen, um dort die berühmten weißen Rinder zu erwerben, erzählte man meiner Mutter. Doch diese Zucht war nun gänzlich ausgestorben. Der Landstrich dort oben war schrecklich arm. Auf dem Gebiet der alten Hochlanddomänen lebten nur arme Viehzüchter, Schafhirten und Bauern, die aus den steinigen Feldern ihre Lebensgrundlagen kratzten.

Und das war, wie meine Mutter feststellen mußte, die Wahrheit. Oder zumindest zum großen Teil.

In der Art, wie meine Mutter die Dinge sah, lagen viele Wahrheiten, so

viele Wahrheiten, wie es Geschichten gab, die man erzählen konnte.

All die Abenteuergeschichten, die sie uns erzählte, als wir Kinder waren, spielten sich zu der Zeit ab, »als Cumbelo König war«. Die tapferen, jungen Priesterkrieger, die Teufel in der Gestalt von riesigen Hunden niederrangen, das furchteinflößende Hexenvolk der Carrantages, der sprechende Fisch, der vor einem Erdbeben warnte, das Bettelmädchen, das eine fliegende Kutsche aus Mondlicht erhielt, sie alle stammten aus der Zeit, als Cumbelo König war. Ihre anderen Geschichten hatten nichts mit Abenteuern zu tun, außer der, in der sie selbst aus einer Tür trat und über einen Marktplatz ging. An diesem Punkt trafen sich die unterschiedlichen Geschichten – da berührten sich zwei Wahrheiten.

Ihre Erzählungen, die nicht von Abenteuern handelten, waren reine Beschreibungen der gesitteten Dinge, die man in einem langweiligen Haushalt in der mittelgroßen Stadt eines verschlafenen Gebiets des Tieflandes verrichtete. Auch diese liebte ich, vielleicht sogar mehr als die Abenteuergeschichten.Ich wollte sie immer wieder hören: Erzähl mir von Derris Water! Und ich glaube, es gefiel ihr, davon zu erzählen, nicht nur meinetwegen, sondern auch, um ihr Heimweh gleichzeitig wachzuhalten und zu besänftigen. Sie blieb immer eine Fremde unter fremden Menschen, gleichgültig wie sehr Melle alle liebte und auch wiedergeliebt wurde. Sie war fröhlich, ausgelassen und voller Kraft, von Leben erfüllt. Doch ich wußte, am glücklichsten war sie, wenn sie sich mit mir vor dem kleinen Kamin im ihrem Wohnraum, es war das runde Zimmer im Turm, auf dem Teppich in die Kissen vergrub und mir erzählte, was alles auf den Märkten in Derris Water feilgeboten wurde. Sie erzählte mir, wie sie und ihre Schwestern heimlich ihren Vater beim Ankleiden beobachtet hatten, wenn er all seine Leibbinden und Auspolsterungen, seine Gewänder und Übergewänder als Priester-Stadtrat anlegte, und wie er in seinen Schuhen mit den hohen Sohlen, in denen er alle anderen Männer überragte, wankte. Oder wie er, wenn er all dies wieder ablegte, schrumpfte. Sie berichtete, wie sie mit Freunden der Familie in seinem Boot bis zur Mündung des Trond gesegelt war, dorthin wo er in die See mündet. Sie erklärte mir, daß die Schneckensteine aus den Steinbrüchen, die wir zum Spielen benutzten, als zarte, bunte und glänzende Lebewesen unten am Meer vorkämen.

Wenn mein Vater von der Feldarbeit in ihr Zimmer kam, mit sauberen Händen und sauberen Schuhen, denn sie beharrte auf bestimmten Neuerungen, die sie im Steinernen Haus eingeführt hatte, setzte er sich zu uns und hörte zu. Er liebte es, ihr zu lauschen. Ihre Stimme, mit der Sanftheit und dem Gleichklang des Tieflandes, war wie ein kleiner Fluß, der klar und fröhlich dahinplätscherte. Für die Menschen in den Städten ist das Reden eine Kunst und ein Vergnügen, nicht einfach nur ein Gebot der Notwendigkeit. Sie brachte diese Kunst und dieses Vergnügen nach Caspromant. Sie war das Strahlen in meines Vaters Augen.

4

Fehden und Freundschaftsbande zwischen den Geschlechtern des Hochlandes reichten weit über die Erinnerung in vorgeschichtliche Zeit zurück und wirkten bar jeglicher Vernunft. Caspro und Drum schienen sich nie zugetan gewesen zu sein. Caspro, Rodd und Barre dagegen waren immer befreundet, zumindest befreundet genug, um ihre Fehden für eine Weile zu vergessen.

Während Drum einen Aufschwung erlebte, hauptsächlich durch das Stehlen von Schafen und Landraub, brachen für die anderen drei Geschlechter harte Zeiten an. Ihre großen Tage, besonders die der Caspro, schienen vorbei zu sein. Selbst zur Zeit des Blinden Caddard war die Stärke und Zahl unseres Geschlechts gefährlich geschrumpft. Doch wir behielten unsere Domäne und ungefähr dreißig Familien von Leibeigenen und Bauern.

Ein Bauer war seit alters her mit dem Geschlecht verbunden, obwohl nicht notwendigerweise auch mit der Gabe gesegnet. Für die Leibeigenen galt keines davon. Doch beide hatten die Verpflichtung zur Treue und das Recht auf Land gegenüber dem Familienoberhaupt ihrer Domäne. Die meisten Familien der Bauern und der Leibeigenen lebten so lange wie die Familie des Brantors auf dem Land, das sie bestellten, manchmal auch länger. Die Arbeit und die Verwaltung der Feldfrüchte, des Viehs, des Waldes und alles anderen wurde durch alte Gewohnheiten und regelmäßige Zusammenkünfte festgelegt. Die Bewohner unserer Domäne wurden selten daran erinnert, daß der Brantor über Tod und Leben bestimmen konnte. Als Caddard Tibro zwei Leibeigene gab, war das eine der seltenen, sorglosen Zurschaustellungen von Reichtum und Macht – was die Domäne rettete, indem sie die Angreifer im Netz seiner außerordentlichen Großzügigkeit einfing. Die Gabe der Gabe wirkte vielleicht sogar stärker als die Gabe selbst. Caddard hatte weise davon Gebrauch gemacht. Doch die Dinge konnten sehr schlimm ausgehen, wenn ein Brantor seine Kräfte gegen die eigenen Leute einsetzte, wie es Erroy in Geremant und Ogge in Drummant taten.

Die Gabe der Barre war für solche Zwecke nicht gut geeignet. In der Lage zu sein, Tiere aus dem Wald herbeizurufen, ein Fohlen zu beruhigen oder mit einem Hund Dinge zu besprechen, das bedeutet natürlich eine besondere Gabe. Doch hilft sie dir nicht gegen Männer, die deinen Heuschober anzünden oder dich und deinen Hund mit einem Blick und einem Wort töten können. Die Barre hatten ihre eigene Domäne schon vor langer Zeit an die Helvar aus den Carrantages verloren. Verschiedene Familien dieses Geschlechts waren aus den Bergen heruntergekommen und hatten in die westlichen unserer Domänen eingeheiratet. Sie versuchten, ihre Blutlinie rein zu halten, um ihre Gabe nicht zu schwächen oder ganz zu verlieren. Doch das gelang nicht immer. Eine Reihe unserer Bauern waren Barre. Die Heiler und Pfleger des Viehs, die Hühnerhalter und Hundeabrichter waren alles Bäuerinnen mit Barre-Blut in den Adern. Auch in Geremant, Cordemant und Roddmant gab

es noch reinrassige Barre. Die Rodd mit ihrer Gabe des Messers waren gut gerüstet, ihr Land zu verteidigen oder um anzugreifen und zu erobern, wenn sie das gewollt hätten. Doch meist fehlte ihnen der Antrieb dazu. Sie waren keine Streithähne. Es interessierte sie eher die Rotwildjagd als Raubzüge. Anders als die meisten selbstbewußten Bewohner des Hochlandes würden sie lieber gute Rinder züchten, als sie zu stehlen. Die weißen Ochsen, für die Caspromant einst berühmt war, waren eigentlich von den Rodd gezüchtet worden. Meine Vorfahren stahlen Kühe und Bullenkälber aus Roddmant, bis sie selbst ausreichend viele für eine Zucht besaßen. Die Rodd bestellten ihr Land und züchteten ihr Vieh und kamen gut damit aus, doch sie expandierten nicht und ihre Zahl nahm auch nicht zu. Es gab viele Ehen zwischen den Rodd und den Barre, und als ich ein Kind war, hatte Roddmant zwei Brantoren, Grys Mutter Parn Barre und ihren Vater Ternoc Rodd.

Seit Generationen kamen unsere Familien gut miteinander aus, soweit das hier im Hochland überhaupt möglich ist. Ternoc und mein Vater waren echte Freunde. Ternoc hatte damals auf seinem hängelippigen Ackergaul an dem großen Überfall auf Dunet teilgenommen. Sein Anteil an der Beute war eines der kleinen leibeigenen Mädchen gewesen, das er aber schon bald Bata Caspro von Cordemant überließ, der das andere besaß. Denn die beiden waren Schwestern und hörten nicht auf, vor Sehnsucht zueinander zu jammern. Im Jahr vor dem Überfall hatten Parn und Ternoc geheiratet. Parn war in Roddmant aufgewachsen und hatte das Blut der Rodds in ihren Adern. Einen Monat nachdem meine Mutter mich geboren hatte, kam Parn mit einer Tochter nieder, Gry.

Gry und ich wurden Freunde – von der Wiege an. Als wir noch klein waren, besuchten sich unsere Eltern oft, und dann verkrümelten wir uns zum Spielen. Ich war der erste, glaube ich, der sah, wie sich Grys Gabe zeigte, doch ich bin mir nicht sicher, ob es wirklich eine Erinnerung ist oder die Vorstellung von etwas, das Gry mir erzählt hat. Kinder können sehen, was man ihnen erzählt. Ich sehe folgendes vor mir: Gry und ich sitzen im Dreck neben dem Küchengarten in Roddmant und bauen aus Zweigen Häuser, als ein Wapitibulle, ein Riesentier, aus dem kleinen Waldstück hinter dem Haus kommt. Er trabt auf uns zu. Er ist riesig, größer als ein Haus, mit einem mächtigen, ausgreifenden Geweih, das sich gegen den Himmel abzeichnet. Er geht langsam, aber gezielt auf Gry zu. Sie hält ihre Hand hoch und er drückt seine Nase wie zum Gruß in die Handfläche. »Warum ist er hierhergekommen?« frage ich. Und sie antwortet: »Ich habe ihn gerufen.« So meine Erinnerung.

Als ich meinem Vater Jahre später davon erzählte, erwiderte er, das könne nicht so geschehen sein. Gry und ich wären nicht älter als vier gewesen, und eine Gabe, so sagte er, zeige sich bei einem Kind kaum früher als im Alter von neun oder zehn Jahren.

»Caddard war drei«, entgegnete ich.

Meine Mutter berührte mit ihrem kleinen Finger den meinen: Widersprich

deinem Vater nicht. Canoc wirkte angespannt und besorgt, ich war unbedarft und spielte mich auf. Mit höchstem Einfühlungsvermögen – und nicht wahrnehmbar – schützte sie ihn vor mir und mich vor ihm.

Gry war die beste Spielkameradin. Wir gerieten in eine Menge kleinerer Schwierigkeiten. Am schlimmsten war es, als wir die Hühner herausließen. Gry behauptete, sie könne den Hühnern alle möglichen Kunststücke beibringen – über Seile zu spazieren und auf ihre Hand zu springen. »Es ist meine Gabe«, erklärte sie hochtrabend. Da waren wir sechs oder sieben Jahre alt. Wir gingen in den großen Hühnerhof in Roddmant und trieben einige junge Hühner in eine Ecke und wollten ihnen etwas beibringen, irgendwas, irgendeine Kleinigkeit. Eine Aufgabe, die so niederschmetternd war und uns so in Anspruch nahm, daß wir gar nicht bemerkten, daß wir das Hoftor weit offengelassen hatten. Wir bemerkten es erst, als sämtliche Hennen dem Hahn in den Wald gefolgt waren. Dann waren alle damit beschäftigt, sie wieder einzufangen. Parn, die sie hätte rufen können, war zu diesem Zeitpunkt auf der Jagd. Die Füchse waren uns dankbar, wenn auch sonst niemand. Gry fühlte sich schuldig, denn der Hühnerhof fiel in ihre Verantwortung. Sie weinte, wie ich sie niemals später habe weinen sehen. Den ganzen Abend und den nächsten Tag durchstreifte sie den Wald und rief nach den fehlenden Hennen. »Biddy! Lily! Snowy! Fan!« erklang ihre dünne Stimme wie die einer verzweifelten Wachtel.

Es schien, als gerieten wir in Roddmant immer in Schwierigkeiten. Wenn Gry mit ihren Eltern oder mit ihrem Vater nach Caspromant kam, gab es jedoch keine Katastrophen. Meine Mutter mochte Gry sehr. Manchmal sagte sie plötzlich: »Bleib da stehen, Gry!« Gry stand dann bewegungslos da, und meine Mutter betrachtete sie, bis sich das sieben Jahre alte Mädchen dessen bewußt wurde, dann kicherte sie und bewegte sich. »Steh doch still«, sagte meine Mutter. »Ich studiere dich, verstehst du das nicht? Damit ich mal ein kleines Mädchen genau wie dich bekomme. Ich muß wissen, wie ich das anstellen muß.«

»Du kannst noch so einen Jungen wie Orrec haben«, bot ihr Gry an, doch meine Mutter entgegnete: »Nein! Ein Orrec ist mehr als genug. Ich brauche eine Gry!«

Grys Mutter Parn war eine seltsam ruhelose Frau. Ihre Gabe war stark und sie selbst schien zur Hälfte ein wildes Tier zu sein. Sie war meist damit beschäftigt, Tiere für die Jäger zu rufen und ging also oft in der einen oder anderen Domäne des Hochlandes auf Jagd. Wenn sie in Roddmant war, dann schien es immer, als befände sie sich in einem Käfig und blickte dich durch die Gitterstäbe hindurch an. Sie und ihr Ehemann gingen höflich und vorsichtig miteinander um. An ihrer Tochter zeigte sie kein besonderes Interesse, sondern behandelte sie mit unbefangener Gleichgültigkeit, wie alle anderen Kinder auch.

»Hat dir deine Mutter beigebracht, wie du deine Gabe benutzen mußt?« fragte ich Gry einmal mit dem Mut, den mir mein Vater beibrachte, um meine

Gabe zu gebrauchen.

Gry schüttelte den Kopf. »Sie sagt, man benutzt die Gabe nicht. Sie benutzt dich.«

»Du mußt lernen, sie zu kontrollieren«, belehrte ich sie ruhig und ernsthaft.

»Ich nicht«, gab Gry zurück.

Manchmal gab sie sich absichtlich gleichgültig – ihrer Mutter viel zu ähnlich. Sie würde nicht mit mir streiten, nicht ihre Ansicht verteidigen und sie auch nicht ändern. Ich wollte reden, sie wollte schweigen. Aber wenn meine Mutter Geschichten erzählte, dann hörte Gry in Schweigen versunken zu, nahm jedes Wort auf, hörte es, behielt es wie einen Schatz und grübelte darüber.

»Du bist eine Zuhörerin«, sagte Melle zu ihr. »Nicht nur eine Ruferin, sondern auch eine Zuhörerin. Du hörst den Mäusen zu, nicht wahr?«

Gry nickte.

»Und über was reden sie?«

»Über Mäuseangelegenheiten«, gab Gry zurück. Sie wirkte selbst Melle gegenüber, die sie von ganzem Herzen liebte, sehr schüchtern.

»Da du ja eine Ruferin bist, nehme ich an, du könntest die Mäuse, die in meiner Vorratskammer nisten, herbeirufen und ihnen vorschlagen, in den Stall umzuziehen.«

Gry dachte darüber nach.

»Sie müssten ihre Kleinen dorthin bringen«, gab sie zu bedenken.

»Aha«, sagte meine Mutter. »Daran habe ich überhaupt nicht gedacht. Ganz und gar nicht. Außerdem lebt im Stall eine Katze.«

»Du könntest die Katze in den Vorratsraum bringen«, schlug Gry vor. Ihre Gedanken waren unvorhersehbar; sie dachte, wie die Mäuse denken, wie die Katze und wie meine Mutter denkt, alles zur gleichen Zeit. Die Welt, in der sie lebte, war erstaunlich vielschichtig. Sie verteidigte ihre Ansichten nicht, denn sie hatte widersprüchliche Einstellungen zu nahezu allem. Und deshalb beharrte sie unbeweglich auf ihrem Standpunkt.

»Kannst du die Geschichte von dem Mädchen erzählen, das nett zu den Ameisen war?« fragte sie meine Mutter so schüchtern, als wäre es eine große Zumutung.

»Das Mädchen, das nett zu den Ameisen war«, wiederholte meine Mutter, als sage sie einen Titel auf. Sie schloß ihre Augen.

Sie hatte uns berichtet, daß viele ihrer Geschichten aus einem Buch stammten, das sie als Kind besessen hatte, und wenn sie uns eine von diesen erzählte, war es so, als lese sie aus dem Buch vor. Als sie uns das zum ersten Mal sagte, hatte Gry gefragt: »Was ist ein Buch?«

Meine Mutter las uns also aus einem Buch vor, das es gar nicht gab.

Vor langer, langer Zeit, als Cumbelo König war, lebte in einem Dorf eine Witwe mit ihren vier Töchtern. Sie lebten glücklich und zufrieden, bis die Frau eines Tages krank wurde und es ihr einfach nicht besser gehen wollte. Eine weise Frau kam, sah sich die Kranke an und erklärte: »Dich kann nur ein

Trank vom Wasser der Meeresquelle heilen.«

»O weh, o weh, dann werde ich ganz sicher sterben«, klagte die Witwe, »denn wie soll ich, so krank wie ich bin, zu der Quelle kommen?«

»Du hast doch vier Töchter«, gab die weise Frau zurück.

Also bat die Witwe ihre älteste Tochter, zur Meeresquelle zu gehen und ihr einen Becher voll Wasser zu holen. »Dafür gehört dir meine ganze Liebe«, sagte sie, »und meine beste Haube.«

Die älteste Tochter zog los, und nachdem sie eine Weile gelaufen war, setzte sie sich nieder, um zu rasten. Von ihrem Platz aus sah sie eine Schar von Ameisen, die eine tote Wespe zu ihrem Bau ziehen wollten. »Iih, diese ekelhaften Viecher«, rief sie, zertrat sie mit ihrem Fuß und ging ihres Weges. Es war ein langer Weg bis zur Meeresküste, doch sie quälte sich immer weiter, bis sie ihr Ziel schließlich erreicht hatte. Sie gelangte ans Meer und sah die mächtigen Wellen an den Strand rollen. »Nun, da gibt es ja genug!« sagte das Mädchen, tauchte den Becher in die nächste Welle und brachte das Wasser nach Hause. »Hier ist das Wasser, Mutter«, sagte sie. Die Mutter nahm den Becher und trank. Wie bitter es aber war, salzig und bitter! Der Mutter schossen die Tränen in die Augen, doch sie dankte dem Mädchen und schenkte ihr ihre beste Haube. Das Mädchen trug die Haube und schon bald fand sie einen Herzallerliebsten.

Der Mutter aber ging es immer schlechter, und sie bat ihre zweite Tochter, ihr Wasser von der Meeresquelle zu holen. Täte sie das, dann gehörte ihr die ganze Liebe ihrer Mutter und ihr schönstes Spitzenkleid. Also zog das Mädchen los. Als sie Rast machte, sah sie einen Mann, der mit einem Ochsen ein Feld pflügte. Sie bemerkte, daß das Joch nicht richtig saß und den Ochsen am Nacken wund scheuerte. Doch das ging sie ja nichts an. Sie setzte ihren Weg fort und kam an die Meeresküste. Da lag es nun vor ihr, und die mächtigen Wellen brachen sich am Strand. »Nun, da gibt es ja genug davon«, sagte sie, hielt schnell den Becher ins Wasser und machte sich auf den Heimweg. »Hier ist dein Wasser, Mutter, und jetzt gib mir das Kleid.« Ganz salzig und bitter war das Wasser, so daß die Mutter es kaum schlucken konnte. Kaum war das Mädchen mit dem Spitzenkleid aus dem Haus, fand auch sie einen Herzallerliebsten. Ihre Mutter aber rang mit dem Tod. Sie hatte kaum noch genug Kraft, die dritte Tochter zu bitten, ihr Wasser zu holen. »Das Wasser, das ich getrunken habe, kann nicht das Wasser aus der Meeresquelle gewesen sein«, sagte sie, »denn es war eine bittere Salzbrühe. Geh – und dir wird all meine Liebe gehören.«

»Das hilft mir gar nichts, gibst du mir aber das Haus, in dem du liegst, dann werde ich gehen«, gab die dritte Tochter zurück.

Die Mutter erklärte sich dazu bereit. Das Mädchen machte sich frohen Mutes und ohne zu rasten zur Küste auf. Auf den Sanddünen traf sie eine Graugans mit einem gebrochenen Flügel. Die Gans kam mit herabhängendem Flügel auf das Mädchen zu. »Hau ab, du blödes Ding«, sagte das Mädchen und lief hinab zum Strand, wo die mächtigen Wellen tobten. »Nun, da ist ja

genug davon«, sagte es, füllte den Becher und ging nach Hause. Sobald ihre Mutter von der bitteren Salzbrühe probiert hatte, sagte das Mädchen: »Jetzt mach dich hinaus, Mutter. Das ist jetzt mein Haus.«

»Darf ich noch nicht einmal in meinem eigenen Bett sterben, Kind?«

»Wenn du dich beeilst«, gab das Mädchen zurück. »Aber schnell, denn der Nachbarsjunge will mich wegen meines Besitzes heiraten, und meine Schwestern und ich wollen in meinem Haus eine große Hochzeit feiern.«

Die Mutter lag im Sterben und weinte bittere, salzige Tränen. Da kam die jüngste Tochter voller Mitleid zu ihr und sagte: »Weine nicht, Mutter. Ich werde dir das Wasser holen.«

»Es hat keinen Zweck, Kind. Es ist zu weit, und du bist noch zu jung. Ich habe nichts mehr, was ich dir geben könnte, und ich liege im Sterben.«

»Nun, ich werde es dennoch versuchen«, widersprach das Mädchen und war schon unterwegs.

Auf ihrem Weg sah sie einige Ameisen neben der Straße, die sich abmühten, ihre toten Gefährten zu tragen. »Halt mal, für mich ist das viel einfacher«, sagte das Mädchen, nahm sie alle auf ihre Hand, brachte sie zu dem Ameisenhaufen und setzte sie dort ab.

Sie ging weiter und sah einen Ochsen vor dem Pflug, dessen Joch nicht richtig saß und ihn blutig gescheuert hatte. »Ich richte das Joch«, sagte sie zu dem Bauern am Pflug und faltete ihre Schürze zu einem Kissen zusammen, das sie unter das Joch legte, damit es nicht so hart auf dem Nacken des Ochsen lag.

Nach langer Wanderschaft erreichte sie schließlich die Meeresküste, wo auf den Sanddünen die Graugans mit dem gebrochenen Flügel stand. »Du armer Vogel«, sagte das Mädchen und zog den Überrock aus, riß ihn in Streifen und verband den Flügel der Gans, damit er heilen könne.

Dann ging sie zum Meer. Die mächtigen Wellen schimmerten im Sonnenlicht. Sie probierte das Meerwasser – es war salzig und bitter. Weit draußen lag eine Insel, ein Berg auf dem glänzenden Wasser. »Wie komme ich nur zur Meeresquelle?« fragte sie sich. »So weit kann ich doch niemals schwimmen.« Trotzdem zog sie ihre Schuhe aus, und als sie gerade ins Wasser hineintrat, um hinüberzuschwimmen, hörte sie ein Klackern. Über den Strand kam ein großer weißer Ochse mit silbernen Hörnern. »Komm, steig auf«, sagte der Ochse. »Ich trage dich.« Sie kletterte auf den Rücken des Ochsen, hielt sich an den Hörnern fest, und dann ging es ins Wasser. Doch der Ochse schwamm zu der weit entfernten Insel.

Die Felsen der Insel waren steil wie Mauern und glatt wie Glas. »Wie komme ich nur zur Meeresquelle?« fragte sie sich. »Da hinauf kann ich niemals klettern.« Dennoch versuchte sie es. Eine Graugans, größer als ein Adler, flog zu ihr herab. »Komm, steig auf«, sagte die Graugans. »Ich trage dich.« Sie setzte sich zwischen die Flügel der Gans und ließ sich zum Gipfel der Insel bringen. Dort befand sich eine tiefe Quelle klaren Wassers. Sie füllte ihren Becher, und die Gans brachte sie übers Meer zurück zum Strand,

während der Ochse hinterherschwamm.

Als die Gans aber ihren Fuß auf den Sand setzte, stand dort auf einmal ein Mann, ein hochgewachsener, schöner Jüngling. Und die Streifen ihres Rockes hingen von seinem rechten Arm herab.

»Ich bin der Baron des Meeres«, erklärte er, »und ich möchte dich zur Frau.«

»Zuerst muß ich meiner Mutter das Wasser bringen«, antwortete das Mädchen.

Die beiden bestiegen den weißen Ochsen und ritten zurück ins Dorf. Ihre Mutter lag im Sterben, aber nachdem sie einen Schluck Wasser genommen hatte, hob sie den Kopf. Ein weiterer Schluck – und sie setzte sich auf. Noch ein Schluck – und sie stand auf. Ein nächster Schluck – und sie tanzte.

»Das ist das lieblichste Wasser auf der ganzen Welt«, rief sie aus. Dann ritten sie, ihre Tochter und der Baron des Meeres auf dem weißen Ochsen zu seinem Palast aus Silber, wo er das Mädchen heiratete und wo die Witwe auf der Hochzeit tanzte.

»Aber was ist mit den Ameisen«, flüsterte Gry.

»Oh, die Ameisen«, sagte meine Mutter. »Waren die Ameisen undankbar? Nein! Auch sie kamen zu der Hochzeit. Sie krabbelten so schnell sie konnten und brachten einen goldenen Ring mit, der hundert Jahre unter ihrem Ameisenhügel gelegen hatte. Mit diesem Ring schlossen der junge Mann und die jüngste Tochter den Ehebund!«

»Letztes Mal«, warf Gry ein.

»Letztes Mal?«

»Letztes Mal hast du erzählt … du hast erzählt, daß die Ameisen hingingen und allen Kuchen und alle Süßigkeiten auf der Hochzeit der ältesten Schwester gegessen hätten.«

»Das haben sie. Das haben sie auch getan. Ameisen können viele Sachen tun, und sie sind überall zugleich«, erklärte meine Mutter ernst und lachte dann. Wir alle lachten, denn sie hatte die Ameisen vergessen.

Grys Frage: »Was ist ein Buch?« brachte meine Mutter dazu, über einige Dinge nachzudenken, die man im Steinernen Haus versäumt oder vergessen hatte. Niemand in Caspromant konnte lesen oder schreiben. Und wir zählten die Schafe, indem wir Kerben in einen Stock machten. Wir schämten uns nicht dafür, meine Mutter schämte sich aber schon. Ich weiß nicht, ob sie jemals daran dachte, ihrer Heimat einen Besuch abzustatten oder daß Angehörige ihrer Familie zu einem Besuch ins Hochland kämen. Beides schien ziemlich unwahrscheinlich, doch was war mit den Kindern? Was geschah, wenn ihr Sohn hinunter in diese andere Welt ginge, ohne Ausbildung, so dumm wie ein Bettler in den Straßen der Stadt? Ihr Stolz würde das nicht ertragen.

Im Hochland gab es keine Bücher, also fertigte sie welche an. Sie glasierte Rechtecke aus feinem Leinen und walzte sie zwischen Rollen aus. Sie stellte Tinte aus Galläpfeln her und Federkiele aus Gänsefedern. Sie fertigte eine

Fibel für uns an und lehrte uns, sie zu lesen. Sie brachte uns das Schreiben bei, zuerst mit Holzstäbchen im Staub, dann mit Federkielen auf Leinen. Wir hielten dabei die Luft an, denn es kratzte und spritzte fürchterlich. Gry fand es sehr schwer und blieb nur aus Liebe zu meiner Mutter dabei. Für mich war es die einfachste Sache auf der Welt.

»Schreib mir ein Buch!« verlangte ich, und Melle schrieb das Leben von Raniu für mich nieder. Sie nahm die Herausforderung ernst. Gemäß ihrer Erziehung meinte sie, daß, wenn ich nur *ein* Buch hätte, es unbedingt die Geschichte eines Heiligen enthalten sollte. Sie erinnerte sich an einige Formulierungen und die Sprache der *Geschichte der Taten und Wunder unseres Herrn Raniu* und vervollständigte das Fehlende mit ihren eigenen Worten. Ich erhielt das Buch an meinem neunten Geburtstag. Es waren vierzig Rechtecke aus glasiertem Leinen, die von oben bis unten mit bleichen, korrekten Schriftzügen bedeckt und oben mit blauem Faden zusammengenäht waren. Ich machte mich also darüber her. Selbst als ich es schon auswendig kannte, las ich es doch immer wieder und wieder. Ich schätzte die geschriebenen Worte nicht nur wegen der Geschichte, die sie erzählten, sondern liebte sie auch für das, was darin versteckt war: all die anderen Geschichten. Die Geschichten, die meine Mutter erzählte. Und die Geschichten, die noch nie jemand erzählt hatte.

5

Während dieser Jahre setzte auch mein Vater meine Ausbildung fort. Da ich aber keine Anzeichen zeigte, zu einem zweiten Caddard zu werden und die Welt mit meinen frühzeitigen Kräften in Schrecken zu versetzen, konnte er mir nur unsere Gabe beschreiben und mir zeigen, wie man sie einsetzte, um dann geduldig zu warten, bis sie sich von allein in mir offenbarte. Er selbst war neun Jahre alt gewesen, so sagte er, als er eine Mücke niederstrecken konnte. Von Natur aus war er kein geduldiger Mensch, doch zwang er sich dazu. Und er war voller Hoffnung. Er prüfte mich ziemlich oft. Ich gab mein Bestes, starrte, deutete und flüsterte und versuchte, dieses geheimnisvolle Ding, meinen Willen, heraufzubeschwören.

»Was ist der Wille?« fragte ich ihn.

»Nun, es ist dein Wollen. Du mußt wirklich wollen, deine Gabe zu benutzen. Wenn du sie, ohne es zu wollen, benutzt, kannst du möglicherweise großen Schaden anrichten.«

»Doch was fühlt man, wenn man die Gabe benutzt?«

Er runzelte die Stirn. Es dauerte lange, bis er mir antwortete.

»Es ist, als ob sich etwas verbindet«, sagte er. Ohne daß er es merkte, bewegte sich seine linke Hand dabei ein wenig. »Als wärst du der Punkt, in dem ein Dutzend Linien zusammenlaufen, alle führen in dich hinein und du hältst sie zusammen. Als wenn du ein Bogen mit einem Dutzend Sehnen wärst. Du spannst sie, und sie ziehen an dir, bis du sagst: ›Jetzt!‹ Und die Kraft schießt aus dir heraus wie ein Pfeil.«

»Also zwingt dein Wille die Kraft dazu, das aufzulösen, was du ansiehst?«

Er runzelte wieder die Stirn und dachte nach. »Es ist eine Sache, die man nicht mit Worten beschreiben kann. Es gibt überhaupt keine Worte dafür.«

»Doch du sagst … Woher weißt du, was du sagen mußt?«

Denn ich hatte bemerkt, daß Canoc, wenn er seine Gabe einsetzte, niemals das gleiche Wort benutzte. Vielleicht war es auch überhaupt kein Wort. Es klang wie Ha oder wie das Ausatmen eines Mannes, der mit seinem ganzen Körper eine plötzliche und große Anstrengung vollbringt. Es lag mehr darin als das, aber ich brachte nie fertig, es nachzuahmen.

»Es kommt, wenn … Es ist ein Teil des Ausbruchs der Kraft.« Das war alles, was er dazu sagen konnte. Unterhaltungen solcher Art beunruhigten ihn. Er konnte diese Fragen nicht beantworten. Ich sollte sie nicht stellen. Es sollte keine Notwendigkeit dazu bestehen.

Als ich zwölf und dann dreizehn wurde, machte ich mir zunehmend Sorgen, da sich die Gabe bei mir noch nicht gezeigt hatte. Meine Furcht verfolgte mich bis in meine Träume, in denen ich immer kurz davor stand, eine große, schreckliche Zerstörung anzurichten, einen riesigen, steinernen Turm zum Einsturz zu bringen und sämtliche Menschen in einem dunklen, fremden Dorf aufzulösen. Oder hatte ich es gerade getan und irrte nun in den

Ruinen und zwischen gesichtslosen, knochenlosen Leichen umher und suchte meinen Heimweg. Doch es geschah immer vor oder nach dem Gebrauch der Gabe.

Wenn ich aus einem solchen Alptraum erwachte, klopfte mein Herz wie das eines galoppierenden Pferdes. Ich versuchte, meiner Angst Herr zu werden und meine Kraft zu kontrollieren, wie Canoc es mir aufgetragen hatte. Am ganzen Körper zitternd, so daß ich kaum atmen konnte, starrte ich auf den geschnitzten Knauf am Fußende meines Bettes, der im Licht der Morgendämmerung gerade noch zu erkennen war, hob meine linke Hand und deutete darauf. Ich nahm mir vor, diesen schwarzen Holzknauf zu zerstören, und stieß meinen Atem in einem krampfhaften *Ha* aus. Dann schloß ich meine Augen und rief ein Stoßgebet in die Dunkelheit, auf daß mir mein Wunsch erfüllt werden möge. Doch wenn ich meine Augen schließlich wieder öffnete, befand sich der Holzknauf unbeschädigt an seinem Platz. Meine Zeit war noch nicht gekommen.

Bis ich vierzehn Jahre alt wurde, hatten wir wenig mit den Leuten von Drummant zu tun. Der feindselige Nachbar, auf den wir achten mußten, war Erroy von Geremant. Gry und mir war es strengstens verboten, uns in der Nähe der Grenze zu dieser Domäne aufzuhalten, die mitten durch einen Eschenwald verlief. Wir gehorchten. Beide kannten wir Bent Gönnen und den Mann, dessen Arme auf den Rücken gebogen waren. Brantor Erroy hatte dies in einem seiner scherzhaften Anfälle getan – er nannte es zumindest einen Scherz. Der Mann war einer seiner eigenen Leibeigenen. »Er machte ihn nutzlos«, sagten unsere Bauern. »Eine merkwürdige Handlungsweise.« Das war die höchste Form von Kritik an einem Brantor. Erroy war verrückt, doch niemand sprach das laut aus. Man hielt den Mund und ging ihm aus dem Weg.

Und Erroy seinerseits hielt sich von Caspromant fern. Es stimmte zwar, daß er den Rücken unseres Leibeigenen Gönnen verkrümmt hatte, doch Gönnen, was immer er auch behauptete, war mit großer Sicherheit jenseits der Grenze gewesen und hatte aus den Wäldern Geremants Holz gestohlen. Es war nach den Gebräuchen des Hochlandes eine Art Gerichtsurteil. Mein Vater nahm keine Rache, doch er ging hinauf in den Eschenwald und wartete, bis Erroy vorbeikam, so daß dieser sehen konnte, was mein Vater tat. Canoc sammelte seine Kräfte und zog an der Grenze entlang eine Spur der Zerstörung schnurgerade durch den Wald, so als wäre ein Blitz waagerecht über den Boden gefahren und hätte alles vernichtet. Zurück blieb ein Todesstreifen aus Asche und verbrannten Bäumen. Zu Erroy, der sich am oberen Ende des Waldes versteckt hatte und zusah, sagte er nichts. Auch Erroy sagte nichts. Danach aber hat man ihn niemals mehr im Grenzwald gesehen.

Seit dem Überfall auf Dunet hatte mein Vater ohne Zweifel den Ruf eines gefährlichen Mannes. Diese aufsehenerregende Warnung wäre gar nicht nötig gewesen, um ihn zu bekräftigen. »Caspro ist schnell mit seinem Blick«, erzählten die Leute. Ich war furchtbar stolz, als ich das hörte. Stolz auf ihn,

auf uns, auf unser Geschlecht und unsere Macht.

Geremant war eine arme, heruntergekommene Domäne, die man nicht beachten mußte. Drummant aber schien ein ganz anderer Fall zu sein. Drummant war reich und wurde noch reicher. Die Leute sagten, die Sippe Drum hielte sich mit all ihrem Gebaren und ihrem Hochmut für die Brantoren der Carrantages; sie forderten Schutzgelder hier und Tribut dort – Tribut, so als seien sie die Herrscher des Hochlandes. Doch schwächeren Domänen blieb nichts anderes übrig, als sich freizukaufen. Sie mußten den Tribut an Schafen, Rindern, Wolle oder auch Leibeigenen entrichten, den die Drum ihnen abpreßten, denn die Gabe dieses Geschlechts war eine furchteinflößende. Sie entfaltete sich langsam, ihre Auswirkungen waren nicht sofort sichtbar, ihr fehlte die dramatische Wirkung des Messers, des Auflösens oder des Feuers. Doch wenn Ogge von Drummant heute über deine Felder und die Weiden lief, würde im nächsten Jahr das Getreide im Boden verfaulen und jahrelang kein Gras mehr wachsen. Er konnte seinen Pesthauch auf eine Schaf- oder Rinderherde oder eine Familie legen.

In Rimmant, einer kleinen Domäne entlang der südwestlichen Grenze von Drummant, starben alle. Brantor Ogge war dort mit seinen Forderungen aufgetaucht. Der Brantor von Rimm war ihm an der Haustür trotzig gegenübergetreten, bereit, seine Macht des Feuerschleuderns zu gebrauchen – und hatte ihm gesagt, er solle verschwinden. Ogge, so erzählt man, kam in der Nacht zurück, kroch um das Haus und sprach seine Zaubersprüche. Seine Kräfte entsprangen keinem Blick oder Wort, sondern sie entfalteten sich durch das Flüstern und Benennen und auch durch Handbewegungen – was alles seine Zeit brauchte, um zu wirken. Von diesem Tag an wurden alle Mitglieder der Familie Rimm krank. Und nach vier Jahren war ein jeder von ihnen tot.

Canoc zweifelte an der Wahrheit der Geschichte, wie sie allgemein erzählt wurde. »Drum konnte das nicht in der Dunkelheit tun, er draußen, sie drinnen,« erklärte er mit Bestimmtheit. »Seine Kräfte sind wie die unseren, sie wirken nur durch das sehende Auge.

Vielleicht vergiftete er sie. Vielleicht starben sie auch an einer Krankheit, die gar nichts mit ihm zu tun hatte.« Wie auch immer es passiert war, man gab Ogge die Schuld daran, und auf jeden Fall hatte er den Nutzen davon. Denn er verleibte Rimmant seinem Herrschaftsbereich ein.

Das alles betraf uns lange Zeit nicht unmittelbar. Dann aber kam es zwischen den beiden Cordebrüdern zu einem Zwist, wer der Erbe und der Brantor ihrer Domäne werden sollte. Ogge brachte unter dem Vorwand, sie schützen zu wollen, einige seiner Leute in den südlichen Teil der Domäne. Die beiden Brüder, da sie so dumm waren, stritten weiter und beharrten auf ihren Standpunkten, während sich Ogge den besten Teil ihres Landes unter den Nagel riß. Und damit stand Drummant an unserer südwestlichen Grenze unmittelbar vor den Toren von Caspromant. Jetzt war Ogge unser Nachbar.

Von diesem Augenblick an verdunkelte sich das Gemüt meines Vaters. Er

spürte, daß wir und alle Bewohner seiner Domäne in Gefahr waren und nur er allein uns beschützen konnte. Sein Verantwortungsgefühl war stark ausgeprägt, vielleicht zu stark. Für ihn waren Privilegien eine Verpflichtung. Die Befehlsgewalt zu haben, hieß zu dienen, und die Macht, die Gabe selbst, ging mit einem großen Verlust von Freiheit einher. Ich glaube, wenn er ein junger Mann ohne Frau und Kind gewesen wäre, so hätte er einen Angriff gegen Drummant geführt und in einer freien Entscheidung alles auf eine Karte gesetzt. Doch er war der Haushaltsvorstand, ein Mann mit Verpflichtungen, beladen mit der Sorge, Verwalter einer armen Domäne zu sein und auf seine Leute und seine schutzlose Frau Rücksicht nehmen zu müssen. Ihm stand kein Gefolgsmann mit seiner Gabe zur Seite, vielleicht mit Ausnahme seines Sohnes.

Das war das Feuer, das seine Angst schürte. Sein Sohn war inzwischen dreizehn Jahre alt und die Gabe zeigte sich noch immer nicht in ihm.

Ich war im Gebrauch der Gabe vollkommen ausgebildet, doch es gab nichts, was ich hätte gebrauchen können. Es war, als hätte ich reiten gelernt, ohne jemals auf dem Rücken eines Pferdes gesessen zu haben.

Ich wußte, dies bereitete Canoc heftige und zunehmende Sorgen, denn er war nicht fähig, es zu verbergen. In dieser Angelegenheit konnte ihm Melle keine Hilfe und kein Trost sein, wie sie es sonst bei allen anderen Dingen war. Noch konnte sie zwischen uns beiden vermitteln oder die Last, die auf jedem von uns lag, mindern. Denn was wußte sie schon von der Gabe und wie sie sich zeigte? Es war ihr völlig fremd. In ihr floß das Blut des Hochlandes nicht. Sie hatte nur einmal gesehen, wie Canoc seine Macht einsetzte, damals auf dem Marktplatz in Dunet, wo er einen Mann getötet und einen anderen verstümmelt hatte. Er hatte kein Verlangen, ihr seine Zerstörungskraft vorzuführen. Und sie hatte nie darum gebeten. Es ängstigte sie, sie verstand es nicht, und vielleicht glaubte sie auch nur halb daran.

Nachdem er die Schneise aus verbrannten Bäumen oben im Eschenwald, mit der er Erroy gewarnt hatte, hinter sich ließ, hatte er seine Macht nur noch bei Kleinigkeiten eingesetzt, um mir zu zeigen, wie man es machte und was dazu nötig war. Er setzte sie nie zur Jagd ein, denn das Auflösen und Zusammenschrumpfen des Fleisches, der Knochen und der inneren Organe der Tiere löste einen solchen Ekel aus, daß niemand daran dachte, etwas davon zu essen. Auf jeden Fall war es seine Überzeugung, daß die Gabe nicht für den täglichen Gebrauch bestimmt war, sondern nur eingesetzt werden durfte, wenn es wirklich notwendig schien. Deshalb konnte Melle mehr oder weniger vergessen, daß er sie überhaupt besaß, und sah auch keinen Grund zur Besorgnis, daß ich sie nicht hatte.

Als sie dann erfuhr, daß sich – zu guter Letzt – meine Gabe doch gezeigt hatte, war sie wirklich beunruhigt.

Und mir ging es genauso.

Ich war mit meinem Vater zu Pferde unterwegs, er auf dem alten, grauen

Hengst, ich auf Roanie. Mit uns ritt noch Alloc, ein Bauernjunge. Alloc stammte väterlicherseits aus dem Geschlecht der Caspro und hatte »ein bißchen das Auge« – er konnte Knoten lösen und noch ein paar ähnliche Dinge. Er meinte, er könne vielleicht auch eine Ratte töten, wenn er sie lange genug anstarrte. Doch er begegnete niemals einer Ratte, die lange genug stillhielt, damit er es hätte beweisen können. Er war ein gutmütiger Mann, der die Pferde liebte und gut mit ihnen zurechtkam, genau der Pferdeabrichter, den sich mein Vater gewünscht hatte. Er ritt Roanies letztes Fohlen. Wir richteten das Zweijährige vorsichtig ab, denn mein Vater sah die Wiedergeburt des großen Rotfuchses in ihm, auf dem er nach Dunet geritten war.

Wir befanden uns auf den südwestlichen Schafweiden unserer Domäne, und ohne daß Canoc es uns sagen mußte, hielten wir die Augen offen nach Anzeichen von Leuten aus Drummant, die sich möglicherweise auf unserem Land herumtrieben. Oder auch nach ihren Schafen zwischen unseren Herden, so daß die Schafhirten von Drum einige unserer Tiere »vereinnahmen« konnten, wenn sie die ihren wieder einfingen – ein Trick, vor dem uns die Cordes, die schon lange in der Nachbarschaft der Drum lebten, gewarnt hatten. Tatsächlich fanden wir einige fremde Tiere zwischen unseren rauhhaarigen Hochlandschafen. Unsere Schafhirten markierten unsere Tiere mit einem gelben Farbfleck auf dem Fell der Ohren, so daß wir sie von denen Erroys unterscheiden konnten. Der ließ die Tiere von Gere auf unsere Weiden laufen und behauptete dann, wir hätten sie gestohlen – aber das war, seit mein Vater den Todesstreifen markiert hatte, nicht mehr vorgekommen.

Wir wandten uns in Richtung Süden, wo sich unser Schafhirte mit seinen Hunden aufhielt, und trugen ihm auf, die Schafe der Drum auszusortieren und dahin zu bringen, wo sie hingehörten. Dann ritten wir wieder nach Westen, um das Loch in der Grenzmauer zu suchen und es zu flicken. Canoc runzelte ärgerlich die Stirn. Alloc und ich folgten ihm schweigend und unterwürfig. Wir waren gerade in lockerem Trab auf einem Hügelhang unterwegs, als Greylag einen Huf auf eine glatte Felsplatte setzte, die unter dem Gras verborgen war, dabei wegrutschte und ziemlich ins Straucheln geriet. Das Pferd fing sich wieder, und auch Canoc blieb im Sattel. Er wollte gerade absitzen und nachsehen, ob sich Greylag verletzt hatte, als ich auf der Felsplatte, genau dort, wo sein Fuß den Boden gleich berühren würde, eine Natter sah, die zum Zustoßen bereit schien. Ich schrie auf und deutete auf die Schlange. Canoc hielt, halb schon vom Pferd herunter, inne, schaute mich an, dann die Schlange, machte seine linke Hand frei, deutete auf das Tier und glitt in den Sattel zurück. Das alles geschah in einem winzigen Augenblick. Greylag machte mit allen vier Beinen gleichzeitig einen mächtigen Satz von der Natter weg.

Sie lag wie ein weggeworfener Socken auf der Felsplatte, schlaff und ohne Form.

Alloc und ich saßen beide auf unseren Pferden und verharrten

bewegungslos, die linke Hand steif auf die Schlange gerichtet.

Canoc beruhigte Greylag und stieg vorsichtig ab. Er betrachtete das zerstörte Ding auf dem Felsen. Dann sah er zu mir hoch. Seine Miene wirkte fremd, starr und grimmig.

»Gut gemacht, mein Sohn«, sagte er.

Ich saß, dumm vor mich hin starrend, in meinem Sattel.

»Wirklich gut gemacht!« stimmte Alloc mit einem breiten Grinsen zu. »Beim Stein, das ist ein verdammt großes, giftiges Mistding von einer Schlange und hätte den Brantor gut bis auf den Knochen beißen können!«

Ich starrte die muskulösen, gebräunten Beine meines Vaters an. Alloc stieg ab, um sich die Überbleibsel der Natter anzusehen, denn der Rotfuchs würde sich nicht in die Nähe der Schlange trauen. »Die ist erledigt«, stellte er fest. »Das hat ein mächtiges Auge bewirkt! Sieh her, da sind die Giftzähne. Elendes Biest.« Er spuckte aus. »Ein mächtiges Auge«, wiederholte er.

»Ich habe nicht …«, setzte ich an.

Und sah meinen Vater verwirrt an.

»Die Schlange war schon aufgelöst, als ich sie entdeckte«, erklärte Canoc.

»Aber du …«

Er verzog die Stirn, jedoch nicht aus Ärger. »Du hast sie niedergemacht«, sagte er.

»So war's«, mischte sich Alloc ein. »Ich habe gesehen, wie du es getan hast, Jung Orrec. Schnell wie ein Blitz.«

»Aber ich …«

Canoc musterte mich streng und eindringlich.

Ich bemühte mich um eine Erklärung. »Aber es war wie all die anderen Male, als ich es versuchte –und als nichts geschah.« Ich brach ab. Ich wollte heulen, weil es so plötzlich geschehen und ich verwirrt war, denn wie es aussah, hatte ich etwas getan, von dem ich gar nicht bemerkt hatte, es getan zu haben. »Ich fühle keinen Unterschied«, erklärte ich mit erstickter Stimme.

Mein Vater betrachtete mich noch einen Augenblick, dann sagte er: »So ist es nun mal.« Und dann schwang er sich wieder auf Greylag. Alloc mußte den Rotfuchs beruhigen, der ihn nicht wieder aufsitzen lassen wollte. Der merkwürdige Augenblick ging vorüber. Ich wollte das, was einmal die Schlange gewesen war, nicht mehr sehen.

Wir ritten zur Grenzmauer und fanden die Stelle, an der die Schafe der Drum eingedrungen waren. Es hatte den Anschein, als seien erst vor kurzem Steine daraus entfernt worden. Wir verbrachten den Morgen damit, die Mauer an der Stelle und an noch ein paar anderen, die es nötig hatten, auszubessern.

Ich glaubte noch immer nicht so recht, was ich getan hatte, konnte auch nicht darüber nachdenken und war völlig überrascht, als mein Vater meiner Mutter abends davon erzählte. Aufgrund seiner kurz angebundenen und trockenen Art brauchte sie eine Weile, bis sie begriff, was er ihr berichtete, nämlich daß sich die Gabe bei mir gezeigt und ich dadurch vielleicht sogar sein Leben gerettet hatte. Sie war, ganz wie ich, zu verwirrt, um Freude oder

Beifall zu zeigen. Es blieb bei Furcht. »Sind diese Nattern denn wirklich so gefährlich?« fragte sie mehr als einmal. »Ich wußte nicht, daß sie so giftig sind. Vielleicht gibt es sie überall in den Hügeln, wo die Kinder herumlaufen!«

»Das trifft zu«, bestätigte Canoc. »Sie waren auch immer da. Glücklicherweise nicht viele davon.«

Daß unser Leben immer und überall in Gefahr war, war Canoc stets bewußt, während Melle es sich gegen ihre Überzeugung immer wieder ins Gedächtnis rufen mußte. Sie war kein Einfaltspinsel, doch stets vor körperlicher Unbill beschützt gewesen. Und Canoc beschützte sie zwar, log sie aber auch niemals an.

»Es gibt einen alten Namen für unsere Gabe«, erklärte er jetzt. »›Die Natter‹ nannten sie die Leute.« Er warf mir einen Blick zu, nur das Zwinkern eines Auges, ernst und hart, so wie er seit dem Zwischenfall am Hügel überhaupt gewesen war. »Das Gift der Natter und unsere Gabe wirken ungefähr auf die gleiche Weise.«

Melle zuckte zusammen. Nach eine Weile sagte sie: »Ich weiß, du bist froh, daß sich die Gabe endlich gezeigt hat.« Es kostete sie Überwindung, das auszusprechen.

»Ich hatte nie Zweifel, daß es so kommen würde«, gab er zurück. Canoc sagte dies, um sie und mich zu beruhigen. Doch ich bin nicht sicher, ob wir auch bereit waren, es hinzunehmen.

In dieser Nacht lag ich wach, solange eben ein Junge meines Alters wach liegen kann, und führte mir immer wieder vor Augen, was geschehen war, als ich die Natter gesehen hatte. Dabei wurde ich zunehmend verwirrt und beunruhigt. Schließlich schlief ich ein und hatte wirre und beunruhigende Träume, bis ich sehr früh aufwachte. Ich ging hinunter in die Stallungen. Zum ersten Mal war ich vor meinem Vater dort, doch er kam nach kurzer Zeit, gähnend rieb er sich den Schlaf aus den Augen. »Hallo Orrec«, begrüßte er mich.

»Vater«, sagte ich. »Ich möchte … die Natter.«

Er senkte den Kopf.

»Ich weiß, ich habe meine Hand und mein Auge benutzt. Aber ich glaube nicht, daß ich sie getötet habe. Mein Wille … es gab keinen Unterschied. Es war wie all die anderen Male.« Ich fühlte einen Schmerz in meiner Kehle und hinter meinen Augen heraufziehen.

»Du glaubst doch nicht, daß Alloc es getan hat?« fragte er. »Er hat nicht die Anlagen dazu.«

»Aber du … du hast sie getroffen …«

»Sie war aufgelöst, als ich sie sah«, erklärte er wie schon am Tag zuvor. Doch ein Hauch von Nachdenklichkeit, Unsicherheit oder Zweifel lag in seiner Stimme und seinem Blick, als er sprach. Er dachte nach. Der harte Ausdruck war in seine Miene zurückgekehrt, die schon vom Schlaf gelöst gewesen war, als ich ihn an der Stalltür zuerst gesehen hatte.

»Ja, ich habe die Natter getroffen«, sagte er. »Aber erst nach dir. Ich bin sicher, daß du zuerst getroffen hast. Mit einer schnellen, mächtigen Hand und einem ebensolchen Auge.«

»Doch woher soll ich wissen, wann ich meine Macht einsetze, wenn es … wenn es genauso ist wie all die Male, in denen ich es versucht habe und es nicht gelang?«

Das brachte ihn zum Verstummen. Er stand da, runzelte die Stirn und grübelte. Schließlich fragte er fast zögerlich: »Willst du jetzt einen Versuch machen, Orrec, mit der Gabe, an etwas Kleinem vielleicht, diesem Büschel Unkraut dort?« Er deutete auf ein Büschel Löwenzahn zwischen den Steinen das Hofes nahe bei dem Stalltor.

Ich starrte auf den Löwenzahn. Die Tränen brachen aus mir hervor, ich konnte sie nicht zurückhalten. Ich verbarg mein Gesicht in den Händen und weinte. »Ich will nicht, ich will nicht!« heulte ich. »Ich kann es nicht, ich kann es nicht, ich will nicht!«

Er kniete sich zu mir hin und legte den Arm um mich. Und ließ mich weinen.

»Es ist gut, mein Liebling«, sagte er, als ich mich etwas beruhigt hatte. »Es ist gut. Eine schwere Sache.« Dann schickte er mich ins Haus, um mein Gesicht zu waschen.

Wir sprachen nicht mehr über die Gabe, zumindest eine Zeitlang.

6

Einige Tage später begaben wir uns mit Alloc wieder auf die südwestlichen Schafweiden, um die Grenzmauer dort auszubessern und den Schafhirten auf der anderen Seite zu zeigen, daß wir jeden Stein in der Mauer kannten und sofort merkten, wenn auch nur einer bewegt würde. Wir hatten schon drei oder vier Tage gearbeitet, da kam eine Gruppe von Reitern den langen Abhang unterhalb der Kleinen Schanze herunter auf uns zu. Das Land hatte zu der Domäne der Corde gehört und war nun im Besitz von Drummant. Die Schafe wichen den Reitern aus und blökten dabei rauh. Die Männer ritten gezielt auf uns zu, und ihre Geschwindigkeit erhöhte sich, als sie die Hügelkuppe überwunden hatten. Es war ein trüber, nebliger Tag. Wir waren von dem Sprühregen durchnäßt, der über die Hügel trieb, und von der Arbeit mit den nassen, schlammigen Steinen verdreckt.

»Oh, beim Stein, das ist die alter Natter persönlich«, murmelte Alloc. Mein Vater warf ihm einen Blick zu, der ihn verstummen ließ, und sprach mit ruhiger, klarer Stimme, als die Reiter unmittelbar vor der Mauer zum Stehen kamen. »Einen schönen Tag wünsche ich dir, Brantor Ogge.«

Wir alle drei bewunderten ihre Pferde, denn es waren schöne Tiere. Der Brantor ritt eine wunderbare, honigfarbene Stute, die für die Last, die sie trug, viel zu zartgliedrig schien. Ogge Drum war ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, stiernackig und mit einem Schmerbauch. Er trug einen schwarzen Kilt und eine Jacke aus fein gesponnener Wolle, nicht aus Filz. Und das Zaumzeug seines Pferdes war mit Silber verziert. Seine nackten Waden wirkten muskulös. Ich sah das meiste von ihnen und nur ein wenig von seinem Gesicht, denn ich traute mich nicht, in seine Augen aufzublicken.

Mein ganzes Leben lang hatte ich nur Schlechtes über Brantor Ogge gehört, und die Art, wie er auf uns zugeritten war, als ob er uns angreifen wollte, und erst kurz vor der Mauer angehalten hatte, war nicht vertrauenerweckend gewesen.

»Besserst du deine Schafmauer aus, Caspro?« fragte er laut und unerwartet freundlich. »Hast gute Arbeit geleistet. Ich habe ein paar Männer, die sehr gut Steine aufschichten können. Ich schick sie dir zur Hilfe.«

»Wir sind gerade heute fertig geworden, doch vielen Dank«, gab Canoc zurück.

»Ich werde sie aber auf jeden Fall herschicken. Eine Mauer hat zwei Seiten, was?«

»Das stimmt«, gab mein Vater zu. Er war freundlich, doch seine Miene wirkte so hart wie der Stein in seiner Hand.

»Einer der beiden Jungen ist wohl deiner, was?« fragte Ogge und musterte Alloc und mich. Die Beleidigung war hinterhältig. Er wußte ganz sicher, daß Canoc einen Sohn hatte, der noch ein Kind und kein Junge von zwanzig Jahren war. Er wollte damit ausdrücken, daß man den Sohn eines Caspro nicht

von einem Leibeigenen der Caspro unterscheiden konnte, und so kam es auch bei uns an.

»Richtig«, sagte mein Vater und stellte mich nicht vor, ja sah mich noch nicht einmal an.

»Da unsere Ländereien nun aneinanderstoßen«, erklärte Ogge, »habe ich mir gedacht, ich komme mal vorbei und lade dich und deine Gemahlin ein, uns in Drummant zu besuchen. Wenn ich in ein oder zwei Tagen zu deinem Haus komme, wirst du dann dort sein?«

»Das werde ich«, gab Canoc zurück. »Komm ruhig vorbei.«

»Gut, gut. Ich werde kommen.«

Ogge hob die Hand zu einem beiläufig freundlichen Gruß, riß seine Stute auf die Hinterhand und führte den kleinen Trupp in kurzem Galopp die Mauer entlang fort.

»Hm«, sagte Alloc mit einem Seufzer, »das ist eine süße, kleine Falbenstute.« Er war ein ebensolcher Pferdenarr wie mein Vater, und beide schmiedeten Pläne und bemühten sich, unsere Pferdezucht zu verbessern. »Wenn wir Branty in einem Jahr oder zweien zu ihr schicken könnten, was würde das für ein Fohlen geben!«

»Und was für einen Preis das kosten würde«, rief Canoc rauh.

Von diesem Tag an wirkte er oft griesgrämig und angespannt. Er trug meiner Mutter auf, sich für den Besuch von Ogge bereitzuhalten, und natürlich tat sie es. Dann warteten sie ab. Canoc entfernte sich nie weit vom Steinernen Haus, da er nicht wollte, daß sie Ogge allein empfangen mußte. Ein halber Monat verging, bis er kam.

Er brachte wieder das gleiche Gefolge mit. Männer seiner Sippe und anderer Familien seiner Domäne, aber keine Frauen. Mein Vater in seinem festgefügten Stolz faßte auch das als Beleidigung auf. Er ließ es ihm nicht durchgehen. »Schade, daß deine Frau nicht mitgekommen ist«, sagte er. Ogge entschuldigte sich und machte Ausflüchte, seine Frau sei mit den Pflichten im Haushalt sehr beschäftigt und außerdem bei schlechter Gesundheit. »Doch sie freut sich darauf, euch in Drummant begrüßen zu können«, erklärte er und wandte sich dabei Melle zu. »Früher ritt man viel mehr herum und besuchte sich gegenseitig in den Domänen. Wir lassen unsere alte Hochlandsitte des freundlichen Umgangs immer mehr in Vergessenheit geraten. Unten in den Städten, wo man aufeinander hängt wie die Aasgeier, ist es ohne Zweifel etwas anderes.«

»Ganz anders«, stimmte meine Mutter unterwürfig zu, eingeschüchtert durch seine laute Stimme und den mächtigen, beängstigend aufragenden Körper, der immer eine unterdrückte Bedrohung auszustrahlen schien. »Und das ist dein Sohn, den ich vor ein paar Tagen schon gesehen habe«, sagte er plötzlich und wandte sich mir zu. »Caddard ist sein Name, nicht wahr?«

»Orrec«, entgegnete meine Mutter, da mir die Stimme versagte. Doch ich schaffte es, meinen Kopf zu senken.

»Heb den Kopf, Orrec, ich will dein Gesicht sehen«, forderte die laute

Stimme. »Hast Angst vor dem Auge der Drums, nicht wahr?« Er lachte wieder.

Mein Herz sprang mir fast aus dem Hals, und ich erstickte beinahe. Doch ich zwang mich, meinen Kopf hochzuhalten und in das breite Gesicht zu blicken, das über mir schwebte. Unter den schwer herabhängenden Lidern waren Ogges Augen kaum zu sehen. Sie starrten aus diesen Falten und Säcken unbeweglich und leer wie die Augen einer Natter.

»Und die Gabe hat sich bei dir gezeigt, habe ich gehört.« Er sah meinen Vater an.

Natürlich hatte Alloc jedem in unserer Domäne von der Sache mit der Natter erzählt, aber es ist doch erstaunlich, wie schnell sich eine Nachricht in den Dörfern des Hochlandes verbreitet, obwohl es den Anschein hat, als würde hier keiner mit jemandem sprechen, der nicht der nächsten Verwandtschaft angehörte – und selbst das nicht häufig.

»Hat sie«, bestätigte Canoc, wobei er mich und nicht Ogge ansah.

»Also ist es trotz allem geschehen«, erklärte Ogge in einem so herzlichen und beifälligen Ton, daß ich nicht glauben konnte, die offenkundige Beleidigung meiner Mutter sei absichtlich geschehen. »Das Auflösen, nun, das ist eine Kraft, die ich auch gern mal sehen würde! Wie du weißt, gibt es in Drummant nur Frauen aus dem Geschlecht der Caspro. Sie tragen die Gabe natürlich in sich, können sie aber nicht anwenden. Vielleicht führt sie uns der junge Orrec einmal vor. Würdest du das tun, Junge?« Die laute Stimme klang freundlich und bestimmt. Eine Ablehnung war nicht möglich. Ich sagte nichts, doch die Höflichkeit erforderte eine Antwort. Ich nickte.

»Gut, dann werden wir ein paar Schlangen für dich fangen, wenn du kommst, was? Oder du kannst unsere Scheune von den Ratten und Kaninchen säubern, wenn du möchtest. Es freut mich, daß sich die Gabe gezeigt hat.« Dieser Satz war mit der gleichen überschwenglichen Freundlichkeit an meinen Vater gerichtet. »Denn ich habe da einen Gedanken, der eine meiner Enkelinnen betrifft, die Tochter meines jüngsten Sohnes. Darüber sollten wir vielleicht sprechen, wenn du nach Drummant kommst.« Er stand auf. »Ich denke, jetzt habt ihr den Beweis, daß ich nicht ein solches Scheusal bin, wie man euch vielleicht berichtet hat.« Und dann sagte er zu meiner Mutter gewandt: »Du gibst uns die Ehre deines Besuches, ja, im Mai, wenn die Straßen trocken sind?«

»Mit Vergnügen, mein Herr«, antwortete Melle und erhob sich ebenfalls. Sie beugte den Kopf über ihre Hände, die an den Fingerspitzen zusammengelegt waren, eine Geste des höflichen Respekts, wie man sie im Tiefland gebrauchte, die uns aber völlig fremd war.

Ogge starrte sie an. Es hatte den Anschein, als hätte erst diese Geste meine Mutter für ihn sichtbar gemacht. Davor hatte er keinen von uns wirklich angesehen. Sie stand zwar voller Achtung, aber doch in einem Abstand da. Ihre Schönheit, ihr zarter Knochenbau und ihre lebhafte, tiefgründige Art wirkte ganz anders als die einer Frau aus dem Hochland. Ich beobachtete, wie

sein breites Gesicht von Gefühlen überwältigt wurde, die ich nicht deuten konnte – Erstaunen, Verlangen, Haß, Neid?

Er rief nach seinen Begleitern, die um den Tisch versammelt waren, den meine Mutter für sie gedeckt hatte. Sie begaben sich zu ihren Pferden im Hof und verschwanden mit Getöse. Meine Mutter betrachtete die Reste des Festes. »Sie haben gut gegessen«, stellte sie mit dem Stolz einer Gastgeberin fest, doch auch betrübt, denn von den Köstlichkeiten, die sie mit viel Sorgfalt und Mühe hergerichtet hatte, war nichts mehr für uns übriggeblieben.

»Wie die Aasgeier«, sagte Canoc trocken.

Sie stieß ein kurzes Lachen aus. »Er ist kein Diplomat«, bemerkte sie.

»Ich weiß nicht, was er ist. Oder warum er hier war.«

»Sieht aus, als wäre er wegen Orrec gekommen.«

Mein Vater sah mich an, ich aber stand nur bewegungslos da und wartete ab.

»Vielleicht«, überlegte er, und es war deutlich, daß er das Gespräch darüber aufschieben wollte, bis ich nicht mehr dabei war.

Meine Mutter hatte keine solchen Skrupel. »Hat er von einer Verlobung gesprochen?«

»Das Mädchen könnte im richtigen Alter sein.«

»Orrec ist noch keine vierzehn!«

»Sie wird ein wenig jünger sein. Zwölf oder dreizehn. Aber durch ihre Mutter ist sie eine aus dem Geschlecht der Caspro, verstehst du?«

»Zwei Kinder werden miteinander verlobt, um zu heiraten?«

»Das ist nicht ungewöhnlich«, gab Canoc zurück. Sein Tonfall wurde ernst. »Es würde doch nur eine Verlobung sein. Die Hochzeit ließe noch einige Jahre auf sich warten.«

»Für solche Absprachen ist es noch viel zu früh.«

»Es kann sehr vorteilhaft sein, wenn solche Dinge geregelt und bekannt gemacht sind. Vieles wird durch Eheschließungen geregelt.«

»Davon will ich nichts wissen«, entgegnete sie ruhig und schüttelte den Kopf. Ihr Tonfall zeigte keine Spur von Trotz, und sie widersprach meinem Vater auch nicht oft, denn das hätte in diesem Augenblick, so angespannt wie mein Vater war, ihn etwas tun lassen, das er unter anderen Umständen nicht getan hätte.

»Ich weiß nicht, was Drum will, doch wenn er eine Verlobung vorschlägt, dann ist das ein großzügiges Angebot – und darum eines, über das wir uns Gedanken machen müssen. Im ganzen Westen gibt es kein anderes Mädchen, das der reinen Blutlinie der Caspro entstammt.« Canoc blickte mich an, und mir wurde bewußt, daß er mit dem gleichen nachdenklichen, abschätzenden Blick Fohlen und Füllen musterte, um sich vorzustellen, wie sie sich wohl entwickeln mochten. Dann drehte er sich um und sagte: »Ich frage mich nur, warum er diesen Vorschlag überhaupt macht. Vielleicht soll es eine Wiedergutmachung sein.«

Melle starrte ihn an.

Ich mußte darüber nachdenken. Meinte er Wiedergutmachung für die drei Frauen, die er hätte heiraten können, um seine Linie rein zu erhalten, und die Ogge ihm weggenommen hatte, um ihn dazu zu zwingen, sich in seiner Wut eine Braut zu holen, die keinem der Geschlechter angehörte?

Meine Mutter wurde rot, röter als ich es je bei ihr gesehen hatte, so daß ihre hellbraune Haut so dunkel wie ein Sonnenuntergang im Winter war. Vorsichtig fragte sie: »Hast du denn eine Wiedergutmachung erwartet?«

Canoc konnte so gefühlvoll wie ein Stein sein. »Es könnte sein«, gab er zurück. »Es könnte einige Brücken schlagen.« Er ging durch den Raum. »Daredan war keine alte Frau. Nicht zu alt, um Seim Drum eine Tochter zu gebären.« Er kam zu uns zurück, blieb stehen und blickte nachdenklich auf uns herab. »Wenn er das Angebot macht, dann müssen wir auch darüber nachdenken. Drum ist ein übler Feind. Vielleicht ist er aber ebenso ein guter Freund. Bietet er seine Freundschaft an, so muß ich annehmen. Und was sich Orrec bietet, ist besser, als ich zu hoffen gewagt hatte.«

Melle sagte nichts. Sie hatte ihre gegenteilige Meinung zum Ausdruck gebracht, und mehr gab es nicht zu sagen. Wenn ihr die Sitte, Kinder zu verloben, neu und verwerflich schien, so war ihr der Brauch, eine gute Heirat für ein Kind zu arrangieren, die Möglichkeit, im Hinblick auf Besitz und Gemeinschaft durch eine Hochzeit Vorteile zu erlangen, doch völlig vertraut. Und in den Belangen von Freundschaft und Feindschaft zwischen den Domänen und der Sorge um die Blutlinie blieb sie eine Fremde, eine Außenstehende, die auf meines Vaters Wissen und Urteilskraft vertrauen mußte.

Doch ich hatte meine eigenen Vorstellungen – und jetzt, mit meiner Mutter an der Seite, sprach ich sie auch aus. »Wenn ich mit dem Mädchen in Drummant verlobt werde«, sagte ich, »was wird dann aus Gry?«

Canoc und Melle wandten sich um und sahen mich an.

»Was wird aus Gry?« wiederholte Canoc mit einem ungewöhnlichen Anflug von Unverständnis.

»Wenn Gry und ich uns verloben wollen.«

»Du bist doch noch viel zu jung!« brach es aus meiner Mutter heraus. Dann bemerkte sie, was sie damit angerichtet hatte.

Mein Vater sprach eine ganze Weile nichts. »Ternoc und ich haben darüber gesprochen«, sagte er dann langsam und bestimmt Wort für Wort. »Gry stammt aus einem großen Geschlecht, und die Gabe ist stark in ihr. Ihre Mutter will sie mit Annren Barre aus Cordemant verloben, damit die Blutlinie rein bleibt. Doch bis jetzt ist noch nichts entschieden. Dieses Mädchen in Drummant entstammt aber unserem Geschlecht, Orrec. Das ist ein gewichtiger Grund für mich, für dich und auch für unsere Leute. Es ist eine Chance, die wir nicht auslassen können. Drum ist jetzt unser Nachbar – und Verwandtschaft ist ein Weg zur Freundschaft.«

»Wir und Roddmant waren *immer* Freunde«, beharrte ich auf meiner Meinung.

»Das stelle ich gar nicht in Abrede.« Er stand da, starrte auf den verwüsteten Tisch und schien trotz seiner nachdrücklichen Worte unentschlossen. »Lassen wir es für den Augenblick gut sein«, beschloß er schließlich. »Drum hat vielleicht gar nichts damit sagen wollen. Er sagt im gleichen Atemzug Hü und Hott. Wir werden ihn im Mai besuchen, und dann wissen wir, was los ist. Vielleicht habe ich ihn mißverstanden.«

»Er ist ein grober Kerl, doch es schien, als wolle er freundlich sein«, sagte Melle. »Grob« war ein hartes Wort, das sie kaum jemandem gegenüber benutzte. Es bedeutete, daß sie ihm sehr mißtraute. Doch jemandem zu mißtrauen bereitete ihr Unbehagen und lag nicht in ihrer Natur. Wenn sie jemandem da einen guten Willen unterstellte, wo jedoch ursprünglich keiner war, dann stellte er sich häufig ein. Die Hausangestellten, die guten Willens mit und für sie arbeiteten, die mürrischen Bauern sprachen freundlich zu ihr. Und die verschlossenen alten Frauen der Leibeigenen schilderten ihr ihre Sorgen wie einer Schwester.

Ich konnte es kaum erwarten, Gry zu sehen und mit ihr über alles zu sprechen. Während wir auf Ogges Besuch gewartet hatten, durfte ich mich nicht weit vom Haus entfernen, doch sonst stand es mir frei hinzugehen, wohin ich wollte, sobald meine Arbeit getan war. Am Nachmittag des nächsten Tages sagte ich zu meiner Mutter, daß ich nach Roddmant hinüberreiten würde. Sie blickte mich mit ihren klaren Augen an, und ich errötete. Doch sie sagte nichts dazu. Ich fragte meinen Vater, ob ich den Rotfuchs nehmen könne. Als ich mit ihm sprach, spürte ich eine ungewöhnliche Selbstsicherheit. Er hatte gesehen, wie sich die Gabe unseres Geschlechts bei mir gezeigt hatte, und hatte von mir als einem möglichen Bräutigam gesprochen. Seine Erlaubnis, den Rotfuchs zu nehmen, überraschte mich nicht, und er wies mich auch nicht noch einmal darauf hin, daß das Pferd vor den Rindern scheute und ich es auslaufen lassen sollte, wenn ich galoppiert wäre; so wie er es getan hätte, als ich ein Junge von dreizehn Jahren war – und nicht ein Mann von dreizehn.

7

Wie ein jeder Mann machte ich mich auf den Weg: voller Sorgen und Eigensinn. Branty, der Rotfuchs, hatte eine angenehme, wippende Gangart. Auf den weiten Abhängen des Langwies wirkte sein leichter Galopp wie der Flug eines Vogels. Er beachtete die herüberstarrenden Rinder gar nicht und benahm sich tadellos, so als respektierte auch er meine neue Autorität. Als wir, immer noch im leichten Galopp, das Steinerne Haus von Roddmant erreichten, war ich mit uns beiden höchst zufrieden. Ein Mädchen lief los, um Gry zu sagen, daß ich da sei, während ich Branty langsam im Hof herumführte, damit er sich abkühlen konnte. Er war ein hochgewachsenes, gutaussehendes Pferd, so daß man sich in seiner Nähe schnell ebenso groß und bewundernswert vorkam. Ich stolzierte wie ein Pfau, als Gry über den Hof gelaufen kam, um uns freudig zu begrüßen. Das Pferd reagierte natürlich auf ihre Gabe. Es schaute sie neugierig an. Die Ohren aufgerichtet, machte es einen Schritt in ihre Richtung, senkte ein wenig den Kopf und stieß mit seiner breiten Stirn an die ihre. Sie nahm die Begrüßung würdevoll hin, strich über seine Mähne, blies ihm sanft in die Nüstern und sprach mit leisen Lauten, die sie als Tiersprache bezeichnete, zu ihm. Zu mir sagte sie nichts, doch sie strahlte mich an. »Wenn er sich abgekühlt hat, dann laß uns zum Wasserfall gehen«, schlug ich vor. Als Branty in einer Box im Stall stand und etwas Stroh und eine Handvoll Hafer bekommen hatte, machten Gry und ich uns auf den Weg die Schlucht hinauf. Etwa eine Meile den Mühlenbach entlang trafen an einer dunklen, schmalen Klippe die beiden Zuflüsse zusammen und stürzten von Felsblock zu Felsblock tief in einen Teich hinunter. Ein ständig kalter Wind, der durch das herabstürzende Wasser entstand, hielt die wilden Azaleen und die schwarzen Weidenbüsche in Bewegung. Zwischen ihnen sang ein kleiner, immer im Verborgenen bleibender Vogel sein dreitöniges Lied, und am unteren Teich nistete eine Amsel. Sobald wir dort ankamen, wateten wir ins Wasser, duckten uns unter den Wasserfall, kletterten auf die Felsen und schwammen, tobten und jauchzten. Zum Schluß dann schleppten wir uns auf eine hohe, breite Felsnase, die ins Sonnenlicht hinausragte. Dort streckten wir uns aus, um zu trocknen. Der Frühling war noch jung und nicht sehr warm, das Wasser war eisig gewesen, aber wir fühlten uns wie Otter, die die Kälte niemals wirklich spürten. Wir hatten der Felsnase keinen Namen gegeben, doch schon seit Jahren war dies der Ort, wo wir uns unterhielten.

Eine Zeitlang lagen wir da, keuchten und sogen das Sonnenlicht in uns auf. Doch ich floß von dem, was ich zu berichten hatte, fast über und begann bald zu sprechen: »Gestern hat uns Brantor Ogge Drum besucht.«

»Ich bin ihm einmal begegnet«, sagte Gry. »Als Mutter mich dorthin zu einer Jagd mitnahm. Er sieht aus, als hätte er ein Faß verschluckt.«

»Er ist ein mächtiger Mann«, entgegnete ich steif. Ich wollte, daß sie Ogges Bedeutung erkannte, um zu ermessen, was es bedeutete, wenn ich die

Gelegenheit ausschlug, sein Schwiegersohn zu werden. Doch bis jetzt hatte ich noch nichts davon erzählt. Nun, da es Zeit war, ihr das zu sagen, fand ich es sehr schwierig.

Wie zwei dünne Eidechsen lagen wir bäuchlings auf dem warmen Fels. Unsere Köpfe ruhten eng beieinander, so daß wir so leise sprechen konnten, wie Gry es gern hatte. Sie war nicht geheimniskrämerisch und konnte auch schreien wie eine Wildkatze, doch unterhalten wollte sie sich leise.

»Er hat uns im Mai nach Drummant eingeladen.«

Keine Antwort.

»Er sagt, er wolle mir seine Enkelin vorstellen. Sie gehört durch ihre Mutter zum Geschlecht der Caspro.« Ich hörte den Klang der Stimme meines Vaters in der meinen.

Gry machte irgendein Geräusch und sagte lange Zeit überhaupt nichts. Ihre Augen waren geschlossen. Ihr feuchtes Haar fiel über die Seite ihres Gesichtes, die mir zugewandt war, die andere ruhte auf dem Fels. Ich dachte schon, sie wäre am Einschlafen.

»Wirst du es tun?« murmelte sie.

»Seine Enkelin treffen? Selbstverständlich.«

»Dich verloben«, sagte sie mit immer noch geschlossenen Augen.

»Nein!« gab ich entrüstet, doch unsicher zurück.

»Bist du sicher?«

»Ja«, antwortete ich nach einem Augenblick der schwächeren Entrüstung, nicht aber der größeren Sicherheit.

»Mutter will mich verloben«, erklärte Gry. Sie drehte den Kopf so, daß sie nach vorne blickte und ihr Kinn auf dem Felsen ruhte.

»Mit Annren Barre aus Cordemant«, ergänzte ich, erfreut über meine Kenntnis. Gry war nicht erfreut. Sie haßte es, wenn alle über sie redeten. Sie wollte unsichtbar leben, wie der Vogel in den schwarzen Weidensträuchern. Sie sagte nichts dazu, und ich kam mir wie ein Trottel vor. Als eine Art Entschuldigung sagte ich: »Mein Vater hat mit deinem Vater darüber gesprochen.« Sie sprach immer noch nicht. Sie hatte mich gefragt, warum sollte ich sie nicht auch fragen? Doch es fiel mir schwer. Schließlich überwand ich mich. »Wirst du es tun?«

»Ich weiß nicht«, stieß sie zwischen geschlossenen Zähnen hervor, das Kinn auf dem Felsen und den Blick gerade nach vorn gerichtet.

Eine feine Belohnung, dachte ich, dafür, daß ich so ganz bestimmt auf ihre Frage geantwortet hatte. Ich war bereit, Drums Enkelin für Gry aufzugeben, doch Gry schien keineswegs willens, diesen Annren Barre für mich aufzugeben. Das traf mich schwer. Es brach sogar aus mir heraus: »Ich dachte immer …« Dann verstummte ich.

»Das dachte ich auch«, murmelte Gry. Und nach einer Weile sprach sie so leise, daß ihre Worte von dem Geräusch des Wasserfalls fast verschluckt wurden. »Ich habe meiner Mutter gesagt, daß ich mich nicht verloben werde, bis ich fünfzehn bin. Mit niemandem. Vater hat mir zugestimmt. Mutter ist

wütend.«

Plötzlich drehte sie sich auf den Rücken und starrte in den Himmel. Ich tat das gleiche. Unsere Hände lagen dicht beieinander auf dem Felsen, berührten sich aber nicht.

»Wenn du fünfzehn bist«, sagte ich.

»Wenn wir fünfzehn sind«, sagte sie.

Das waren für den Moment unsere letzten Worte.

Ich lag lange in der Sonne und fühlte, wie mich das Glück durchströmte, als wären es sowohl Sonnenstrahlen als auch die Kraft der Felsen unter mir.

»Ruf den Vogel«, flüsterte ich.

Sie pfiff drei Töne und aus den schwankenden Zweigen unterhalb von uns kam prompt die süße Antwort. Nach einer Minute rief der Vogel wieder, doch Gry antwortete nicht.

Sie hätte den Vogel herbeirufen und ihn auf ihren Finger setzen lassen können, aber sie tat es nicht. Seit sich im letzten Jahr ihre Kräfte im vollen Umfang zu entwickeln begonnen hatten, nutzten wir ihre Gabe, um alle möglichen Spielchen zu treiben. Sie ließ mich auf einer Waldlichtung zurück, und ich hatte keine Ahnung, was geschehen würde. Ich wartete mit der Angespanntheit eines Jägers, bis plötzlich – es überraschte mich immer wieder – eine Hirschkuh mit ihren Kitzen am Rande der Lichtung erschien. Oder ich roch einen Fuchs, schaute mich um, bis ich ihn keine zwei Meter von mir entfernt – seine Rute war elegant um seine Pfoten gelegt – im Gras sitzen sah. Einmal drang mir ein übelriechender Gestank in die Nase, der mir die Haare zu Berge stehen ließ. Dann sah ich einen Braunbären mit schwerem, weichem Gang quer über die Lichtung kommen und ohne mich zu beachten wieder im Wald verschwinden. Kurz danach erschien dann immer Gry auf der Lichtung und lächelte verschämt. »Hat es dir gefallen?« Im Fall des Bären räumte ich ein, daß *einmal* genug sei. Sie erwiderte nur: »Er lebt in den westlichen Ausläufern des Airnberges. Er ist dem Flußlauf des Spate bis hierher zum Fischen gefolgt.«

Sie konnte einen Falken aus den Lüften herabrufen und eine Forelle in dem Teich unterhalb des Wasserfalls dazu bringen, aus dem Wasser zu springen. Sie war imstande, einen Bienenschwarm zu führen, wohin der Imker ihn haben wollte. Einmal, als sie schlechte Laune hatte, brachte sie einen Mückenschwarm dazu, einen Schafhirten durch die Sümpfe unterhalb des Rotsteinhangs zu verfolgen. Versteckt zwischen den Felsbrocken beobachteten wir, wie der arme Kerl um sich schlug, herumrannte, die Arme wie Windmühlenflügel kreisen ließ und verzweifelt versuchte zu entkommen, während wir uns halb totlachten.

Doch damals waren wir noch Kinder gewesen.

Jetzt aber, wenn wir so nebeneinander lagen und in den hellen Himmel blickten, vor dem die ruhelosen Zweige hin- und herschwankten, den warmen Felsen unter uns und die warme Sonne auf unseren Körpern spürten, kroch in meinem friedlichen Glück der Gedanke hoch, daß ich Gry mehr zu sagen

hatte als dieses eine. Wir hatten über Verlöbnisse gesprochen, doch weder sie noch ich hatten das Hervortreten der Gabe bei mir erwähnt.

Das lag jetzt schon mehr als einen halben Monat zurück. Seitdem hatte ich Gry nicht gesehen, zuerst weil ich mit meinem Vater und Alloc unterwegs gewesen war, die Grenzmauer in Ordnung zu bringen, und dann, weil ich zuhause auf den Besuch von Ogge warten mußte. Wenn Ogge von der Sache mit der Natter erfahren hatte, dann sicher auch Gry. Doch gesagt hatte sie nichts, und ich auch nicht.

Ich glaubte, sie wartete darauf, daß ich davon sprechen würde. Und dann, so dachte ich mir, würde sie erwarten, daß ich meine Kraft vorführte. Sie zu zeigen, wie sie es leichthin und mühelos getan hatte, als sie den Vogel herbeipfiff. Doch ich war überzeugt, es nicht zu können, und all die Wärme in mir und mein Friede verließen mich. Ich konnte es einfach nicht. Plötzlich wurde ich wütend, denn warum mußte ich es tun? Warum sollte ich etwas töten, es vernichten, zerstören? Warum ist das meine Gabe? Ich will es nicht tun! Doch du mußt nicht mehr tun, als einen Knoten zu lösen, sagte eine kalte Stimme in mir. Laß Gry einen harten Knoten in ein Stück Band machen und löse ihn mit einem Blick. Jeder, der die Gabe besitzt, kann das. Alloc kann es. Und die wütende Stimme wiederholte: Ich will nicht, ich will es nicht, ich will nicht!

Ich setzte mich auf und legte den Kopf in die Hände.

Gry richtete sich neben mir auf. Sie kratzte sich eine fast verheilte Abschürfung an ihrem dünnen, braunen Bein und spreizte für einen Augenblick ihre braunen Zehen. Ich war tief in meiner plötzlich geweckten Angst und Wut versunken, merkte aber, daß sie ihrerseits etwas sagen wollte, das ihr auf der Seele lag.

»Letztes Mal bin ich mit meiner Mutter nach Cordemant gegangen«, begann sie.

»Du hast ihn also getroffen?«

»Wen?«

»Diesen Annren.«

»Oh, ich bin ihm auch schon vorher begegnet«, tat sie die Sache schnell ab. »Es war auf einer großen Jagd. Wapitis. Sie wollten, daß wir die Herde zu ihnen bringen, die den Renny herab vom Airnberg kommt. Sie hatten sechs Armbrustschützen. Mutter wollte mich dabeihaben. Ich sollte die Wapitis rufen. Ich wollte nicht, aber sie sagte, ich müsse. Sie sagte, die Leute würden nicht glauben, daß ich die Gabe hätte, wenn ich sie nicht gebrauchte. Ich antwortete, daß ich viel lieber Pferde abrichten würde. Sie sagte, jeder könne Pferde abrichten, doch uns brauchten sie, um die Wapitis zu rufen. Sie sagte: ›Du kannst deine Gabe nicht verweigern, wenn sie benötigt wird.‹ Also ging ich mit auf die Jagd und rief die Wapitis.« Es schien, als sehe sie die Wapitis durch die Luft auf unseren Hochsitz zukommen. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. »Sie kamen … die Armbrustschützen erlegten fünf davon. Drei junge Hirsche, einen alten und eine Hirschkuh. Bevor wir abreisten, erhielten wir

eine Menge Fleisch und Geschenke – ein Faß Met, Garn und Stoffe. Mir schenkten sie einen wunderschönen Schal, ich werde ihn dir zeigen. Mutter war mit der Jagd sehr zufrieden. Sie haben uns auch noch ein Messer gegeben. Ein Prunkstück. Der Griff wurde aus dem Horn eines Wapitis gefertigt und mit Silber verziert. Vater sagt, es ist ein alter Kriegsdolch. Er war als eine Art Scherz für ihn gedacht. Hanno Corde sagte: ›Ihr habt uns gegeben, was wir brauchten, wir geben euch, was ihr nicht braucht!‹ Aber meinem Vater gefiel der Dolch.« Sie hielt ihre Knie umschlungen, seufzte wieder, nicht traurig, doch so, als bedrücke sie etwas.

Ich wußte nicht, warum sie mir das erzählt hatte. Nicht daß sie einen besonderen Grund dafür haben mußte, wir erzählten uns alles, was uns widerfuhr, und alle unsere Gedanken. Sie gab nicht an, niemals. Ich wußte nicht, was ihr die Wapitijagd bedeutete, ob sie stolz darauf war oder nicht. Vielleicht wußte sie es selbst nicht und hatte die Geschichte nur erzählt, um es herauszufinden. Vielleicht wollte sie damit nach meiner Geschichte fragen, meinem Triumph. Doch das konnte ich ihr nicht erzählen.

»Wenn du rufst«, begann ich und brach gleich wieder ab.

Sie wartete.

»Was für ein Gefühl hast du dabei?«

»Ich weiß nicht.« Sie verstand meine Frage nicht; ich verstand sie ja selbst kaum.

»Das erste Mal, als deine Gabe gewirkt hat«, sagte ich und versuchte es auf andere Weise, »wußtest du, daß sie wirken würde? Gab es einen Unterschied zu … zu den Malen, wenn es nicht geklappt hat?«

»Oh«, machte sie. »Ja.« Nichts weiter.

Ich wartete ab.

»Es gelang einfach«, erklärte sie, Sie runzelte die Stirn, krümmte ihre Zehen, dachte nach und sagte schließlich: »Deine Gabe ist etwas anderes, Orrec. Du mußt dein Auge benutzen und …«

Sie zögerte und ich ergänzte: »Das Auge, die Hand, das Wort und den Willen.«

»Ja, aber beim Rufen mußt du nur herausfinden, wo sich das Tier befindet, daran denken – und natürlich ist es bei jedem Tier anders. Doch es ist eine Art Hingreifen oder lautes Rufen, nur daß du nicht deine Hand oder Stimme benutzt, zumindest meistens.«

»Aber du weißt, wenn es gelingt.«

»Natürlich. Weil sie da sind. Man weiß, wo sie sind. Man fühlt es. Und sie antworten. Oder kommen … Es ist wie ein Band zwischen dir und ihnen. Ein Seil, eine Saite von dieser Stelle aus«, dabei berührte sie ihr Brustbein, »zwischen ihnen und dir. Gespannt, wie die Saite auf einer Fiedel, verstehst du? Wenn man sie nur berührt, singt sie.« In meinem Gesicht muß sich Unverständnis abgezeichnet haben. Sie schüttelte den Kopf. »Es ist schwer, darüber zu sprechen!«

»Aber du weißt, daß du es tust, wenn du es tust?«

»O ja. Selbst als ich noch nicht rufen konnte, habe ich diese Saite schon manchmal gespürt. Nur war sie noch nicht genug gespannt. Noch nicht gestimmt.«

Ich hockte zusammengekauert da und war verzweifelt. Ich versuchte, etwas über die Natter zu erzählen, doch mir blieben die Worte im Halse stecken.

»Wie war es, als du die Natter getötet hast?« fragte Gry.

So einfach erlöste sie mich aus meinem Schweigen.

Das konnte ich nicht hinnehmen. Ich setzte zum Sprechen an und brach in Tränen aus. Doch nur für einen Augenblick. Die Tränen machten mich wütend, und ich schämte mich. »Es war wie sonst«, erklärte ich.

»Es war nur … einfach so. Ganz einfach. Jeder macht ein Aufhebens davon. Das ist Blödsinn!«

Ich stand auf und trat zu der Felskante, stützte mich mit den Händen an den Knien ab und beugte mich weit vor, um einen Blick auf den Teich am unteren Ende des Wasserfalls zu werfen. Ich wollte etwas Beeindruckendes tun, etwas Mutiges, Tollkühnes. »Auf!« sagte ich und wandte mich um. »Wettrennen zum Teich!« Gry sprang auf und war so schnell wie ein Eichhörnchen vom Felsen herunter. Ich gewann das Rennen, doch schürfte ich mir dabei beide Knie auf.

Ich ritt Branty über die sonnenbeschienenen Hügel nach Hause, führte ihn zum Abkühlen herum, rieb ihn ab und striegelte ihn, gab ihm Wasser, fütterte ihn und ließ ihn in seiner Box, wo er nach Roanie schnaubte. Ich betrat das Haus in der Gewißheit, alle meine Pflichten erfüllt zu haben, so wie es sich für einen Mann gehörte. Mein Vater sagte nichts, und auch das war so üblich. Er nahm als selbstverständlich an, daß ich erledigt hatte, was getan werden mußte. Nach dem Abendessen erzählte uns meine Mutter eine Geschichte aus dem *Chamhan*, der Sage von den Leuten aus Bendraman, die sie von Anfang bis Ende gut kannte. Sie erzählte von dem Helden Hamneda und seinem Angriff auf die Dämonenstadt, wie der König der Dämonen ihn besiegte – und dann von seiner Flucht in die Einöde. Mein Vater hörte genauso gebannt zu wie ich. Ich erinnere mich an diesen Abend als den letzten … den letzten der guten Zeit? Den letzten meiner Kindheit? Ich weiß nicht, was an diesem Abend zu Ende ging, doch als ich am nächsten Morgen aufwachte, hatte sich die Welt verändert.

»Komm mit raus, Orrec«, forderte mich mein Vater spät am Morgen auf, und ich glaubte, wir wollten zusammen ausreifen, doch er ging nur ein Stück mit mir in Richtung des Eschenhains, bis wir in der einsamen, grasbewachsenen Mulde des Eschenbachs außer Sichtweite des Hauses waren. Während wir unterwegs waren, hatte er kein Wort gesagt. Jetzt blieb er an dem erhöhten Ufer des Baches stehen. »Zeig mir deine Gabe, Orrec«, forderte er mich auf.

Ich hatte gesagt, daß der Gehorsam meinem Vater gegenüber immer ein

Vergnügen für mich war, obwohl häufig kein einfaches Vergnügen. Und es war eine tief verwurzelte Angewohnheit, eine lebenslange, ungebrochene Tradition. Mir war es einfach nie in den Sinn gekommen, ihm nicht zu gehorchen. Ich wollte es auch nie. Was er von mir verlangte, war immer, wenn auch manchmal schwer, zu erfüllen. Und selbst wenn ich es nicht begriff, so stellte es sich doch immer als vernünftig und richtig heraus. Ich verstand aber, was er jetzt von mir verlangte – und warum. Doch ich würde es nicht tun.

Ein Feuerstein und eine Stahlklinge mögen ganz ruhig jahrelang nebeneinanderliegen, wenn man sie aber gegeneinanderschlägt, dann sprühen die Funken. Rebellion kommt plötzlich, unmittelbar, erst ein Funke, dann ein Feuer.

Ich stand da und sah ihn an, wie ich ihn immer ansah, wenn er meinen Namen auf diese Weise aussprach, und sagte nichts.

Er deutete auf einen verworrenen Klumpen Gras und Winden, der ganz in der Nähe lag. »Löse das auf«, forderte er mich auf. Seine Stimme klang nicht bestimmend, sondern ermutigend.

Ich bewegte mich nicht. Nachdem ich einen Blick auf den Klumpen Gras geworfen hatte, schaute ich ihn nicht wieder an.

Er wartete eine Zeitlang ab. Er sog die Luft ein, und seine Haltung veränderte sich geringfügig, die Anspannung wuchs, doch er sagte immer noch nichts.

»Wirst du es tun?« fragte er schließlich sehr sanft.

»Nein«, gab ich zurück.

Wieder herrschte zwischen uns Schweigen. Ich hörte das leise Murmeln des Baches, den Gesang eines Vogels im Eschenhain und eine Kuh auf den unteren Wiesen muhen.

»Kannst du es?«

»Ich will nicht.«

Wieder Schweigen – und dann sagte er: »Es gibt nichts, wovor du Angst haben müßtest, Orrec.« Seine Stimme klang sanft. Ich biß mir auf die Lippe und verschränkte meine Arme.

»Ich habe keine Angst«, entgegnete ich.

»Um deine Gabe zu beherrschen, mußt du sie auch gebrauchen«, sagte Canoc noch immer mit einer Ruhe, die meinen Widerstand schwächer werden ließ.

»Ich werde sie nicht gebrauchen.«

»Dann wird sie vielleicht dich gebrauchen.«

Das kam unerwartet. Was hatte mir Gry über den Gebrauch ihrer Gabe und darüber, wie sie von ihr gebraucht wird, erzählt? Ich konnte mich in diesem Augenblick nicht daran erinnern. Ich war zu verwirrt, würde es aber nicht zugeben.

Ich schüttelte den Kopf.

Dann verdunkelte sich schließlich sein Gesicht. Er nahm den Kopf zurück,

als stünde er einem Gegner gegenüber. Als er schließlich sprach, war jegliche Wärme aus seiner Stimme verschwunden. »Du mußt deine Gabe zeigen, Orrec«, erklärte er. »Wenn auch nicht mir, so doch vor den anderen. Du hast keine Wahl. Die Gabe zu besitzen heißt, ihr zu dienen. Du wirst einmal der Brantor von Caspromant sein. Die Menschen hier werden auf dich vertrauen, wie sie heute auf mich vertrauen. Du mußt ihnen zeigen, daß sie sich auf dich verlassen können. Und du mußt deine Gabe beherrschen lernen, indem du sie benutzt.«

Ich schüttelte den Kopf.

Nach weiterem quälenden Schweigen fragte er fast in einem Flüsterton: »Ist es das Töten?«

Ich wußte nicht, ob es das war – die Vorstellung, daß meine Gabe dem Töten, dem Zerstören diente –, was mich rebellieren ließ. Ich hatte es geglaubt, doch nicht so richtig, obwohl ich oft mit Schrecken an die Ratte und die Natter dachte … Zu diesem Zeitpunkt wußte ich nur, daß ich nicht auf die Probe gestellt werden wollte. Ich weigerte mich, diese schreckliche Macht auszuprobieren, weigerte mich, die Dinge so zu nehmen, wie sie waren. Doch Canoc hatte mir eine Brücke gebaut, die ich beschritt. Ich nickte.

Daraufhin stieß er einen tiefen Seufzer aus, das einzige Zeichen seiner Enttäuschung oder Ungeduld. Und wandte sich ab. Er kramte in seiner Jackentasche und brachte ein Stück Schnur hervor. Immer hatte er Schnurstücke für alle möglichen Gelegenheiten, die sich auf einem Bauernhof ergaben, bei sich. Er machte einen Knoten hinein und warf es zwischen uns auf den Boden. Er sagte nichts, sah aber zuerst mich an, und dann das Stück Schnur.

»Ich bin kein Hund, der Kunststückchen für dich macht!« brach es in einem schrillen, lauten Ton aus mir heraus. Danach herrschte ein bedeutungsschweres Schweigen zwischen uns.

»Hör zu, Orrec«, sagte er. »Wenn wir in Drummant sind, wirst du genau das sein, ein solcher Hund, wenn du das so sehen willst. Wenn du dort keine Probe deiner Gabe gibst, was wird Ogge wohl denken und sagen? Wenn du dich weigerst, den Umgang mit deiner Gabe zu erlernen, werden unsere Leute niemanden haben, der für sie da ist.« Er holte tief Luft, und für einen Augenblick zitterte seine Stimme vor Wut. »Glaubst du, mir macht es Spaß, Ratten zu töten? Bin ich ein Terrier?« Er hielt inne, blickte zur Seite und sagte dann: »Denk an deine Pflicht. An unsere Pflicht. Denk darüber nach, und wenn du es begriffen hast, dann komm zu mir.«

Er bückte sich, hob das Stück Schnur auf, löste den Knoten mit den Fingern und steckte es wieder in die Tasche. Dann ging er den Abhang hoch und in Richtung des Eschenhains davon.

Wenn ich mich heute daran erinnere, wird mir wieder bewußt, wie er das Stück Schnur sorgfältig aufgehoben hat, denn Schnur war schwer zu bekommen und durfte nicht verschwendet werden. Dann könnte ich sofort wieder heulen, doch waren es nicht die Tränen der Scham und der Wut, die

ich damals vergoß, als ich an jenem Tag den Bachlauf hinunterging.

8

Nach diesem Vorfall war zwischen mir und meinem Vater nichts mehr so, wie es einmal gewesen war, denn nun standen sein Beharren und meine Weigerung zwischen uns. Aber das änderte sein Verhalten mir gegenüber keineswegs. Er kam einige Tage lang nicht auf die Sache zurück. Als er es dann doch tat, geschah es nicht in Form eines Befehls, sondern er fragte mich eines Nachmittags fast beiläufig, als wir von unserer Ostgrenze zurückritten: »Bist du jetzt bereit, deine Kräfte zu erproben?«

Doch meine Überzeugung hatte sich wie eine Mauer um mich gelegt, wie ein Verlies, in dem ich vor seinen Wünschen geschützt war, vor seinen Fragen ebenso wie vor meinen eigenen. »Nein«, antwortete ich, ohne zu zögern.

Meine Sicherheit mußte ihn überrascht haben, denn er sagte nichts darauf. Während des gesamten Heimritts sprach er nicht mehr mit mir. Er sprach auch den restlichen Tag nicht mit mir, sondern wirkte müde und verbittert. Meine Mutter bemerkte es und ahnte wahrscheinlich den Grund.

Am nächsten Morgen bat sie mich unter dem Vorwand, ich solle die Jacke anprobieren, die sie für mich nähte, nach oben in ihr Zimmer. Während ich mit gespreizten Armen wie eine Strohpuppe dastand und sie auf Knien um mich herumrutschte und Heftstiche und Knopflöcher machte, sagte sie durch die Nadeln in ihrem Mund hindurch: »Dein Vater sorgt sich.«

Ich blickte sie finster an und antwortete nicht.

Sie nahm die Nadel aus dem Mund und hockte sich hin. »Er sagt, er wüßte nicht, warum sich Brantor Ogge so verhalte, wie er es tue. Sich selbst hier zu uns einzuladen und uns zu sich einzuladen und Andeutungen über seine Enkelin fallenzulassen und das alles. Er sagt, zwischen Drum und Caspro hat nie Freundschaft bestanden. Ich sagte: ›Nun, besser spät als niemals.‹ Er schüttelte aber nur den Kopf. Dies alles bereitet ihm Sorgen.«

Das hatte ich nicht erwartet, und es trieb mich aus meiner selbstgewählten Abkapselung. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, suchte aber nach etwas Klugem und Beruhigendem. »Vielleicht, weil unsere Domänen jetzt aneinandergrenzen«, war das Beste, was mir einfiel.

»Ich glaube, genau das bereitet ihm Sorgen«, gab Melle zurück. Sie steckte eine Nadel wieder in den Mund und heftete eine andere in den Saum der Jacke. Es war eine Männerjacke aus schwarzem Filz, meine erste.

»So«, sagte sie, nahm die Nadel aus dem Mund und hockte sich wieder auf die Fersen, um den Sitz der Jacke zu überprüfen. »Ich werde froh sein, wenn dieser Besuch endlich hinter uns liegt.«

Ich fühlte, wie mich die Schuld niederdrückte, als wäre die schwarze Jacke aus Blei.

»Mutter«, sagte ich, »er will, daß ich mich in der Gabe übe, dem Auflösen. Aber das will ich nicht, und das macht ihn wütend.«

»Ich weiß«, räumte sie ein. Sie korrigierte weiter den Sitz der Jacke und

hielt dann inne. Sie sah mich an, eigentlich blickte sie zu mir auf, da sie kniete und ich stand. »Das ist etwas, da kann ich keinem von euch beiden helfen. Das begreifst du doch, Orrec, oder? Ich verstehe es nicht. Ich kann mich da nicht einmischen und mich nicht zwischen dich und deinen Vater stellen. Es fällt mir schwer, euch beide unglücklich zu sehen. Ich kann nur sagen, es ist zu deinem Wohl und zu unser aller Wohl, daß er dich darum bittet. Er würde es nicht fordern, wenn es falsch wäre. Das weiß du.«

Sie mußte natürlich auf seiner Seite stehen. Es war richtig, und doch war es auch ungerecht, ungerecht mir gegenüber, daß alle Macht, alles Recht und die Vernunft auf seiner Seite standen und sie ihn auch noch unterstützte. Sie ließ mich allein, einen dummen, dickköpfigen Jungen, der nicht in der Lage war, seine Gabe einzusetzen oder seinen Standpunkt und seine Beweggründe zu verteidigen. Da ich dieses Ungleichgewicht erkannte, würde ich es noch nicht einmal versuchen. Ich zog mich in meine wütende Betroffenheit und mein Verlies zurück und verharrte dort unbeweglich.

»Liegt es daran, daß du keinem Wesen etwas zuleide tun willst, daß du deine Kräfte nicht einsetzen willst, Orrec?« fragte sie schüchtern. Selbst mir gegenüber war sie schüchtern und zurückhaltend, wenn es um diese unheimliche Gabe ging, von der sie so wenig wußte.

Aber ich würde ihre Frage nicht beantworten. Ich nickte nicht einmal, zuckte nicht die Achseln und sagte kein Wort. Sie sah mich an, dann widmete sie sich wieder ihrer Arbeit und brachte sie schweigend zu Ende. Sie nahm die halbfertige Jacke von meinen Schultern, zog mich kurz an sich, küßte mich auf die Wange und ließ mich gehen.

Danach fragte mich Canoc noch zweimal, ob ich meine Gabe ausprobieren wollte. Zweimal weigerte ich mich schweigend. Das dritte Mal fragte er nicht mehr, sondern befahl: »Orrec, du mußt mir jetzt gehorchen.«

Ich verharrte schweigend. Wir standen nicht weit vom Haus entfernt, doch sonst war niemand bei uns. Er hatte mich nie im Beisein von anderen aufgefordert oder mich beschämt.

»Sag mir, wovor du dich fürchtest.«

Ich schwieg.

Er stand vor mir und sah mich an. Seine Augen glühten, und der Schmerz und die Leidenschaft in seiner Stimme trafen mich wie ein Peitschenschlag. »Hast du Angst vor deiner Kraft oder eher davor, daß du sie nicht haben könntest?«

Ich holte Luft und schrie: »Ich habe keine Angst!«

»Dann setze deine Gabe ein! Sofort! Wende sie auf irgend etwas an!« Er fuchtelte mit seiner rechten Hand. Seine linke war fest an seine Seite gepreßt.

»Nein!« rief ich zitternd und ängstlich und verschränkte beide Arme vor der Brust. Mein Kopf war gesenkt, denn ich konnte seinem wütenden Blick nicht standhalten.

Ich hörte, wie er sich umdrehte und fortging. Seine Schritte erklangen auf dem Weg und dann im Hof. Ich blickte nicht auf. Ich starrte und starrte auf

einen kleinen Busch Ginster, der in der Aprilsonne ausschlug. Ich starrte darauf und stellte mir vor, wie er schwarz, tot und zerstört wäre, doch hob ich nicht meine Hand und gebrauchte auch nicht meine Stimme oder meinen Willen. Ich starrte nur gleichgültig darauf und betrachtete den Busch, der grün und voller Leben vor mir stand.

Danach bat er mich nie mehr, meine Gabe einzusetzen. Alles ging so weiter wie gewohnt. Er sprach wie üblich mit mir. Er lächelte oder lachte nicht, und ich konnte ihm nicht ins Gesicht sehen.

Wenn ich Zeit hatte, besuchte ich Gry, nahm dazu aber Roanie, denn ich wollte nicht mehr fragen, ob ich den Rotfuchs reiten dürfte. In Roddmant hatte eine Jagdhündin einen riesigen Wurf Welpen, insgesamt vierzehn. Sie waren schon entwöhnt, aber immer noch sehr tapsig und lustig. Wir spielten viel mit ihnen. Einen der Hunde hätschelte ich besonders, als Ternoc stehenblieb und uns zusah. »Komm, behalt den Kleinen«, sagte er, »nimm ihn mit nach Hause. Wir können ganz sicher ein paar entbehren, und Canoc hat mal gesagt, daß er gerne einen oder zwei Hunde hätte. Das ist ein schöner Hund, muß ich sagen.« Er war sogar der Schönste des Wurfes, mit einem schwarzbraun gescheckten Fell. Ich freute mich.

»Nimm Biggie«, schlug Gry vor. »Er ist viel klüger.«

»Aber ich mag den da. Er gibt mir immer Küßchen.« Der kleine Hund gehorchte und leckte mein Gesicht ausgiebig.

»Nenn ihn Bussi«, sagte Gry unbeteiligt.

»Nein, nicht Bussi.« Ich suchte nach einem heldenhaften Namen und fand ihn auch. »Er heißt Hamneda.«

Grys Miene wirkte zweifelnd und beunruhigt, doch sie stritt nie. Ich brachte meinen langbeinigen, schwarzbraunen Welpen in einem Korb an meinem Sattel nach Hause. Für eine Zeitlang war er mein Trost und Spielkamerad. Natürlich hätte ich auf Gry hören sollen, sie kannte ihre Hunde besser als irgend jemand sonst. Hamneda war hoffnungslos zurückgeblieben und reizbar. Er pinkelte nicht nur wie jeder Welpe auf den Zimmerboden, sondern verschmutzte alles – und zwar überall, so daß wir ihn nicht mehr im Haus halten konnten. Er verletzte sich, kam unter die Pferdehufe, tötete unsere beste Katze und ihre Jungen im Stall, biß den Gärtner und den kleinen Sohn des Kochs und brachte mit seinem sinnlosen, schrillen Bellen und Heulen Tag und Nacht jeden aus der Fassung. Das wurde noch schlimmer, als wir ihn wegsperrten, um ihn vor Schaden zu bewahren. Er lernte nicht, was er tun sollte und was er zu lassen hatte. Ich wünschte, ihn los zu sein, doch schämte ich mich, mir meine mangelnde Treue zu dem glück- und hirnlosen Hund selbst einzugestehen.

Eines Morgens mußten Alloc und ich mit meinem Vater zu den hoch gelegenen Weiden reiten, um nach den Kälbern zu sehen, die im Frühling geboren waren. Wie üblich ritt mein Vater Greylag, doch diesmal nahm ich den Rotfuchs, während Alloc auf Roanie saß. Es war eine merkwürdige Ehre, die mir an diesem Morgen zuteil wurde. Branty war in einer üblen Laune. Er

warf den Kopf hin und her, hielt den Atem an, schlug aus und versuchte zu beißen. Er bäumte sich auf, als ich aufsteigen wollte, er bockte, ging rückwärts und tat alles, um mich auf jede erdenkliche Art in Verlegenheit zu bringen. Gerade als ich glaubte, ihn unter Kontrolle zu haben, schoß Hamneda von irgendwoher hervor und kam, die zerrissene Leine um ihn herumflatternd, geradewegs auf den Rotfuchs zugesprungen. Ich schrie den Hund an, als Branty sich schon aufbäumte und ich den Halt verlor. In dem wilden Durcheinander schaffte ich es, nicht abgeworfen zu werden und wieder in den Sattel zu finden und den verängstigten Zweijährigen erneut in den Griff zu bekommen. Als Branty schließlich ruhig dastand, schaute ich mich nach dem Hund um und sah einen schwarzbraunen Haufen auf dem Pflaster des Hofes liegen.

»Was ist passiert?« fragte ich.

Mein Vater auf seinem Pferd schaute mich an. »Das weißt du nicht?«

Ich starrte auf Hamneda. Ich dachte erst, Branty hätte ihn niedergetrampelt. Doch es war kein Blut zu sehen. Er lag ohne Knochen und ohne Form da. Eines der langen, schwarzbraunen Beine wirkte wie ein Stück schlaffes Seil. Ich schwang mich aus dem Sattel, brachte es aber nicht fertig, näher an das Ding zu treten, das da auf dem Pflaster lag.

Ich sah zu meinen Vater hin und schrie: »Hast du ihn umgebracht?«

»War *ich* das?« entgegnete Canoc in einem Tonfall, der mich erstarren ließ.

»*Du* warst es, Orrec«, rief Alloc und trieb Roanie näher heran. »Ganz sicher. Du hast deine Hand ausgestreckt und das Pferd vor diesem dummen Hund gerettet.«

»Habe ich nicht!« schrie ich. »Ich habe … ich habe ihn nicht getötet!«

»Weißt du, ob du es getan hast oder nicht?« fragte Canoc mit einem fast höhnischen Lachen.

»Es war wie bei der Natter, die du getötet hast, ganz sicher«, erklärte Alloc. »Ein schnelles Auge!« Doch seine Stimme klang etwas verunsichert oder unglücklich. Durch den Aufruhr waren die Leute aus dem Haus und von draußen auf den Hof gekommen und standen jetzt mit großen Augen da. Die Pferde bockten, wollten fort von dem toten Hund. Branty, den ich straff am Zügel hielt, zitterte und schwitzte genauso wie ich. Plötzlich mußte ich mich übergeben. Ich drehte mich zur Seite, behielt die Zügel aber fest in der Hand. Als ich mir den Mund abgewischt und wieder Atem geschöpft hatte, führte ich Branty zu dem Aufsitzstein und stieg wieder in den Sattel. Ich brachte erst kaum einen Ton heraus, sagte dann aber: »Können wir los?«

Wir ritten schweigend zu den Hochweiden hinauf.

Am Abend fragte ich, *wo* sie den Hund begraben hätten. Ich lief zu dem Platz hinter dem Misthaufen und blieb dort. Ich konnte gar nicht sehr um den armen Hamneda trauern, trotzdem lastete eine schreckliche Traurigkeit auf mir. Als ich in der späten Abenddämmerung zurück zum Haus blickte, sah ich meinen Vater den Weg entlangkommen. »Es tut mir wegen deines Hundes

leid, Orrec«, sagte er mit seiner tiefen, ruhigen Stimme.

Ich nickte.

»Sag mir, wolltest du ihn vernichten?«

»Nein«, antwortete ich. Doch es war nicht meine völlige Überzeugung, denn für mich war nichts mehr sicher oder klar. Ich hatte den Hund wegen seiner Dummheit und weil er das Pferd erschreckte, gehaßt. Doch deshalb wollte ich ihn doch nicht umbringen, oder?

»Trotzdem hast du es getan.«

»Ohne es zu wollen?«

»Dir war nicht bewußt, daß du deine Gabe einsetztest?«

»Nein!«

Er trat an meine Seite. Wir gingen schweigend zum Haus zurück. Die Frühlingsdämmerung war angenehm und kalt. Der Abendstern stand dicht beim Neumond im Westen.

»Bin ich denn wie Caddard?« fragte ich leise.

Es dauerte lange, bis er antwortete. »Du mußt versuchen, den Gebrauch der Gabe zu erlernen, sie zu kontrollieren«, sagte er.

»Aber das ist eben nicht möglich. Nichts passiert, wenn ich sie benutzen will, Vater! Ich habe es doch probiert und wieder probiert. Es gelingt nur, wenn ich es nicht versuche, wenn etwas passiert wie mit der Natter oder heute. Und es hat den Anschein, als würde ich selber gar nichts tun, es passiert einfach von selbst.«

Die Worte brachen auf einmal aus mir hervor, die Mauern meines Verlieses stürzten um mich herum ein.

Canoc sagte nichts dazu, außer einem kurzen Ton des Mitgefühls. Beim Gehen legte er seine Hand sanft auf meine Schulter. Als wir am Tor angekommen waren, erklärte er: »Es gibt etwas, das man die wilde Gabe nennt.«

»Wild?«

»Eine Gabe, die sich nicht durch den Willen kontrollieren läßt.«

»Ist das gefährlich?«

Er nickte.

»Was kann man … was kann man da tun?«

»Geduld haben«, antwortete er. Und wieder legte er mir für einen Augenblick die Hand auf die Schulter. »Fasse Mut, Orrec. Wir werden herausfinden, was da zu tun ist.«

Es war eine Erleichterung zu wissen, daß mein Vater nicht böse auf mich war und ich nun von dem wütenden Widerstand gegen ihn befreit war. Doch was er gesagt hatte, klang beängstigend genug, um mich in dieser Nacht nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Als er mich am Morgen aufforderte, ihn zu begleiten, gehorchte ich bereitwillig. Wenn es etwas gab, das ich tun konnte, würde ich es tun.

Er war still und ernst an diesem Morgen. Ich dachte natürlich, das hinge alles mit mir zusammen, doch als wir auf dem Weg in das Tal beim

Eschenhain waren, berichtete er: »Dorec ist heute morgen gekommen. Er sagt, daß zwei der weißen Kälber vermisst werden.«

Die Kälber kamen aus der alten Zucht der Rodd, drei wunderschöne Tiere, für die Canoc ein großes Gehölz an der Grenze zu Roddmant eingetauscht hatte. Er hoffte, mit ihnen wieder eine Herde dieser Rinder in Caspromant heranzüchten zu können. Die drei Kälber hatten sich im letzten Monat auf saftigen Weiden in der Nähe der Schafkoppeln am südlichen Rand unserer Domäne aufgehalten. Eine Leibeigene und ihr Sohn, deren Hütte sich in der Nähe der Weiden befand, hatten auf die drei Kälber zusammen mit den fünf oder sechs Milchkühen, die sie selber hielten, aufgepaßt.

»Hat man ein Loch in der Grenzmauer gefunden?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf.

Die Kälber waren unser wertvollster Besitz, zusammen mit Greylag, Roanie und dem Rotfuchs – und dem Land selbst natürlich. Der Verlust von zwei Kälbern wäre also ein harter Schlag für Canoc.

»Machen wir uns auf die Suche nach ihnen?«

Er nickte. »Heute.«

»Vielleicht sind sie hinauf zur Schanze …«

»Nicht von allein«, unterbrach er mich.

»Glaubst du …« Ich brach ab. Falls die Kälber gestohlen worden waren, gab es eine Vielzahl von möglichen Dieben. Am wahrscheinlichsten war in diesem Teil unserer Domäne, daß es Drum oder einige von seinen Leuten gewesen waren. Doch Mutmaßungen über Viehdiebstahl waren riskant. Ein unbedachtes Wort – noch nicht einmal eine Beschuldigung – hatten schon todbringende Fehden ausgelöst. Obwohl mein Vater und ich allein waren, bestimmte diese Sitte unser Verhalten. Wir sprachen nicht weiter darüber.

Wir erreichten die Stelle, wo ich mich meinem Vater vor Tagen zum ersten Mal widersetzt hatte. Er sagte: »Machst du …« und brach dann ab und beendete seine Frage mit einem fast bittenden Blick auf mich. Ich nickte.

Und sah mich um. Die grasbewachsene, mit Steinen durchsetzte Hügelflanke erhob sich sanft und verbarg die dahinter liegenden, steileren Abhänge. Eine kleine Esche hatte sich nahe dem Weg in den Boden gekrallt und kämpfte nun, schmal und verkümmert, ums Überleben. Tapfer streckte sie ihre Blätter aus. Ich wandte meinen Blick ab. Vor uns befand sich ein Ameisenhügel neben dem Weg. Es war früh am Morgen, doch die großen, rotschwarzen Ameisen quollen aus der Öffnung am oberen Ende, bildeten Reihen und hetzten ihren Geschäften nach. Es war ein großer Hügel aus glattem Lehm, der wohl dreißig Zentimeter aufragte. Ich hatte schon Reste solcher Insektenstädte gesehen und konnte mir die unterirdischen Tunnel, die verschlungenen Galerien und Durchgänge dieses Baus in immerwährender Dunkelheit gut vorstellen. In diesem Augenblick streckte ich ohne nachzudenken meine linke Hand aus, starrte auf den Ameisenhügel, und mein Atem brach zwischen meinen Lippen mit einem scharfen Geräusch hervor, als ich mit all meinem Willen zuschlug, um den Bau aufzulösen, zu zerstören und

ganz zu vernichten.

Ich sah das grüne Gras im Sonnenlicht, die verkrüppelte Esche, den nackten braunen Ameisenhügel, die rotschwarzen Ameisen, wie sie den engen Eingang in langen Kolonnen hinaus- und hineinströmten und durch das Gras und über den Weg hasteten.

Mein Vater stand hinter mir. Ich drehte mich nicht um, bemerkte jedoch sein Schweigen und konnte es nicht ertragen.

In meiner Enttäuschung kniff ich die Augen fest zu und wünschte mir, diesen Ort nie mehr sehen zu müssen, die Ameisen, das Gras, den Weg, das Sonnenlicht …

Ich öffnete meine Augen wieder und sah, wie sich das Gras ringelte und schwarz wurde, die Ameisen stehenblieben und zu nichts zusammenschrumpften und dann wie ihr Bau in sich zusammenbrach. Den ganzen Hang hinauf schien der Boden vor mir mit einem Krachen und Schütteln zu zucken und zu kochen, und etwas, das vor mir stand, erzitterte, verdrehte sich und wurde schwarz. Ich hatte meine linke Hand immer noch steif ausgestreckt und deutete auf den Boden vor mir. Ich riß sie herunter und bedeckte mit beiden Händen mein Gesicht. »Aufhören! Aufhören!« schrie ich.

Dann fühlte ich die Hände meines Vaters auf den Schultern. Er drückte mich an sich. »Schau dort«, sagte er. »Schau dort. Es ist vollbracht, Orrec. Es ist vollbracht.« Ich fühlte, daß er genauso zitterte wie ich und stoßweise atmete.

Als ich die Hände von den Augen nahm, wandte ich, erschrocken von dem, was ich sah, sofort den Kopf ab. Der halbe Abhang vor uns sah aus, als wäre ein Feuersturm darüber hinweggetobt. Er war zerstört, ausgedorrt und mit Steinbrocken übersät. Die Esche war nur noch ein gesplitterter, schwarzer Stumpf. Ich drehte mich um und drückte mein Gesicht gegen die Brust meines Vaters. »Ich glaubte, das wärest du. Ich glaubte, du hättest da gestanden!«

»Was ist los, mein Sohn?« Er war sehr sanft, hielt mich in den Armen, wie er es bei einem verängstigten Fohlen getan hätte, und sprach leise auf mich ein.

»Ich hätte dich töten können! Doch ich wollte es nicht! Ich habe es nicht *getan*! Ich habe es getan, aber ich wollte es nicht. Was soll ich nur machen?«

»Hör zu, hör zu, Orrec. Hab keine Angst. Ich werde dich nie mehr …«

»Aber es hat keinen Zweck! Ich kann es nicht kontrollieren! Ich kann es nicht tun, wenn ich es will, und wenn ich es nicht will, dann tue ich es! Ich wage nicht, dich anzusehen. Ich wage nicht mehr, irgend etwas anzusehen! Was ist, wenn … was ist, wenn ich …« Doch ich konnte nicht weitersprechen. Von Schrecken und Verzweiflung gelähmt sank ich auf den Boden.

Canoc setzte sich neben mich in den Schmutz des Weges und wartete, bis ich von selbst wieder zu mir gefunden hatte.

Schließlich richtete ich mich auf und sagte: »Ich bin wie Caddard.«

Es war eine Feststellung, keine Frage.

»Vielleicht …«, räumte mein Vater ein, »vielleicht so, wie Caddard als

Kind war. Nicht so, wie er war, als er seine Frau tötete. Zu diesem Zeitpunkt war er verrückt. Als kleines Kind aber, da ist es seine Gabe gewesen, die wild war. Er hatte sie nicht unter Kontrolle.«

»Sie haben ihm die Augen verbunden, bis er lernte, seine Gabe zu kontrollieren. Du kannst mir die Augen verbinden«, sagte ich.

Nachdem es ausgesprochen war, erschien es mir verrückt, und ich hätte es gern zurückgenommen. Doch ich hob den Kopf und blickte auf die Hügelflanke vor mir: ein breiter Streifen von totem Gras, verdorrten Büschen, Staub und geborstenen Steinen, ein Bild der Zerstörung. Alle Lebewesen, die sich dort befunden hatten, waren tot. All die feinen, kostbaren und vielfältigen Formen der Dinge, die dort gewachsen waren – zerstört. Die Esche war nun ein scheußlicher Stumpf ohne Äste. Ich hatte es getan, ohne es zu wissen. Ich hatte es nicht gewollt, und trotzdem hatte ich es getan. Ich war wütend gewesen …

Ich schloß meine Augen wieder. »Es wäre das beste«, sagte ich.

Vielleicht hatte ich die Hoffnung, mein Vater könnte eine andere, bessere Lösung haben. Doch nach einer langen Pause und ganz bedächtig, so als ob es ihn beschämen würde, keinen anderen Vorschlag machen zu können, sagte er: »Vielleicht für eine gewisse Zeit.«

9

Keiner von uns beiden war in der Lage, das zu tun, was wir besprochen hatten, oder sich auch nur Gedanken darüber zu machen. Denn da gab es nämlich die Sache mit den Kälbern, die herumstreunten oder gestohlen worden waren. Natürlich wollte ich mit ihm losreiten, um sie zu suchen, und er wollte mich auch dabeihaben. Also gingen wir zum Steinernen Haus zurück, bestiegen die Pferde und machten uns mit Alloc und einigen anderen jungen Männern auf den Weg. Über das, was bei dem Eschenhain geschehen war, verloren wir kein weiteres Wort.

Doch während dieses langen Tages betrachtete ich immer wieder die grünen Täler, die Weiden an den Flußufern, das blühende Heidekraut und die frühen, gelben Blüten an den Ginstersträuchern. Und ich suchte das Blau und Braun der Berge nach den Kälbern ab, ständig voller Angst, nicht zu gezielt hinzusehen, damit das Gras nicht schwarz würde und die Bäume in unsichtbaren Flammen vergingen. Dann blickte ich wieder fort, schaute nach unten, preßte meine linke Hand fest an meine Seite, schloß einen Moment lang meine Augen, versuchte an nichts zu denken und auch nichts zu sehen.

Es war ein ermüdender, fruchtloser Tag. Die alte Frau, die für die Kälber verantwortlich war, wurde von Canocs Ärger so verschreckt, daß sie nichts herausbrachte, was irgendeinen Sinn ergab. Ihr Sohn, der auf die Kälber, die sich auf den Weiden an der Grenze zu Drummant befanden, hätte aufpassen sollen, war in die Berge hinaufgegangen, um Hasen zu jagen. Wir fanden kein Loch in der Mauer, durch das die Kälber hätten schlüpfen können. Doch es waren alte Grenzmauern mit Pfählen obendrauf, die die Diebe einfach herausnehmen und wieder einsetzen konnte, um ihre Spuren zu verwischen. Vielleicht waren die Kälber in ihrem jugendlichen Überschwang und ihrer Abenteuerlust einfach eine der Hügelflanken hinaufgewandert und grasten jetzt friedlich auf einem der weitläufigen, gewellten Abhänge der Ostschanze. Doch in diesem Fall wäre es schon sehr merkwürdig, daß eines zurückgeblieben war. Rinder liefen doch immer hintereinanderher. Die zurückgebliebene, schöne Jungkuh, jetzt sicher in der Scheune eingeschlossen, muhte von Zeit zu Zeit sehnsüchtig nach ihren Gefährten.

Alloc, sein Cousin Dorec und der Sohn der alten Frau blieben zurück, um die Hochwiesen abzusuchen, während mein Vater und ich auf einem Umweg nach Hause ritten, der uns an der Grenze zu Drummant entlangführte. Wir hielten die ganze Zeit nach weißen Rindern Ausschau. Wann immer wir einen höher gelegenen Punkt erreichten, ließ ich meinen Blick auf der Suche nach den Kälbern nach Westen schweifen und überlegte, wie es wohl wäre, wenn ich das nicht mehr könnte. Nichts mehr zu sehen, und gleichgültig, was man tat, nur noch Dunkelheit vor den Augen zu haben. Zu was wäre ich dann noch nutze? Anstatt meinem Vater eine Hilfe zu sein, wäre ich damit eine Last für ihn. Ein bedrückender Gedanke. Ich überlegte mir, was ich dann nicht mehr

tun und was ich nicht mehr sehen könnte, und listete eines nach dem anderen auf: dieser Hügel, jener Baum. Die runde, graue Kuppe des Airnberges. Die Wolke darüber. Wie sich die Dämmerung über das Steinerne Haus legte, als wir die die Hügelflanke zu ihm hinunterritten. Das schwache, gelbe Licht in einem der Fenster. Roanies Ohren vor mir, die sich drehten und zuckten. Brantys dunkle, strahlende Augen unter der roten Mähne. Das Gesicht meiner Mutter. Der kleine Opal, den sie an einer silbernen Kette trug. Ich sah in meinen Gedanken jedes Ding einzeln vor mir, und jedes Mal durchfuhr mich ein scharfer, stechender Schmerz. Aber all diese schier endlosen kleinen Stiche waren immer noch leichter zu ertragen als der eine riesige Schmerz, der mit der Erkenntnis einherging, daß ich nichts mehr sehen dürfte und blind werden mußte.

Wir waren beide sehr müde, und ich dachte, vielleicht würden wir zumindest für eine Nacht nicht mehr auf die Sache zu sprechen kommen, so daß Canoc es auf den nächsten Morgen verschöbe (was bedeutete aber ein Morgen, wenn ich nicht mehr die Sonne über den Hügeln aufgehen sah?). Doch nachdem wir unser Abendessen in schweigender Erschöpfung beendet hatten, sagte mein Vater zu meiner Mutter, daß wir uns unterhalten müßten. Wir gingen hinauf in ihr Turmzimmer, wo im Kamin ein Feuer brannte. Es war ein schöner, aber kalter Tag gewesen, das stürmische Ende des Aprils. Die Nacht war kalt. Die Wärme des Feuers strahlte sehr angenehm auf meine Beine und mein Gesicht ab. Das werde ich auch noch fühlen, wenn ich nichts mehr sehen kann, ging es mir durch den Kopf.

Mein Vater und meine Mutter unterhielten sich über die verlorenen Kälber. Ich beobachtete, wie das Feuer aufflackerte und die träge, friedvolle Ruhe, die sich für kurze Zeit in mir ausgebreitet hatte, verflog. Stück für Stück loderte in meinem Herzen eine ungeheure Wut über die Ungerechtigkeit auf, die mir zuteil wurde. Ich würde das nicht auf mich nehmen, ich würde es nicht ertragen können. Ich würde mich nicht selbst der Blindheit aussetzen, nur weil mein Vater Angst vor mir hatte! Das Feuer knisterte und sprühte an einem trockenen Zweig entlang Funken. Ich hielt den Atem an und wandte mich meinen Eltern zu, besonders meinem Vater.

Er saß in dem Holzsessel. Meine Mutter hatte auf dem Stuhl mit den gekreuzten Beinen neben ihm Platz genommen, ihre Hand lag auf der seinen, die auf seinem Knie ruhte. Ihre Gesichter wirkten im Licht des Feuers mit Schatten überzogen, ernst und geheimnisvoll. Meine linke Hand war erhoben und deutete zitternd auf ihn. Ich bemerkte es und sah auf einmal die ausgetrocknete Esche mit ihren schwarzen Ästen auf der Hügelflanke über dem Hain – und bedeckte mit beiden Händen meine Augen. Ich preßte sie so hart gegen meine Augen, daß ich nichts mehr sehen konnte, nur die Sternchen in der Dunkelheit, die man sieht, wenn man seine Hände fest auf die Augen drückt.

»Was hast du, Orrec?« Es war die Stimme meiner Mutter.

»Sag es ihr, Vater!«

Zögernd und schwerfällig berichtete er, was geschehen war. Er erzählte es nicht der Reihe nach und auch nicht ordentlich, so daß mich seine Unbeholfenheit ungeduldig werden ließ. »Sag ihr, was mit Hamneda geschah. Erzähl, was beim Eschenhain vorgefallen ist!« forderte ich ihn auf und drückte meine Hände gegen die fest geschlossenen Augen, als die schreckliche Wut wieder von mir Besitz ergriff. Warum konnte er es nicht einfach erzählen? Er verhedderte sich, fing von neuem an und schien unfähig, die Sache auf den Punkt zu bringen und einfach zu sagen, wohin das alles führte. Meine Mutter sprach kaum ein Wort, sie versuchte hinter den Sinn der ganzen Verwirrung und des Kummers zu kommen. »Aber diese wilde Gabe …?« fragte sie schließlich. Als Canoc nur wieder zögerte, fiel ich ein: »Es bedeutet, ich habe die Macht aufzulösen, aber ich habe keine Macht über die Gabe. Ich kann sie nicht einsetzen, wenn ich es will, und ich setze sie ein, wenn ich es nicht will. Ich könnte euch beide möglicherweise töten, wenn ich euch jetzt ansehen würde.«

Stille trat ein, dann sagte sie ungehalten und uneinsichtig: »Aber ganz bestimmt …«

»Nein«, widersprach mein Vater. »Orrec sagt die Wahrheit.«

»Aber du hast ihn seit Jahren ausgebildet, unterrichtet, seit er ein kleines Kind war!«

Ihr Protest verstärkte nur meinen Schmerz und meine Wut. »Es hat gar nichts geholfen«, erklärte ich. »Ich bin wie der Hund. Hamneda. Er hat nichts gelernt. Er war nutzlos und gefährlich. Es war das beste, ihn zu töten.«

»Orrec!«

»Es ist die Gabe selbst«, sagte Canoc, »nicht Orrec, sondern seine Kraft, seine Gabe. Er kann sie nicht beherrschen, vielleicht aber beherrscht sie ihn. Es ist gefährlich, wie er schon sagt. Für ihn, für uns, für einen jeden. Mit der Zeit wird er sie beherrschen lernen. Es ist eine große Gabe, er ist jung, und nach einer Weile … Doch für jetzt, jetzt muß man sie ihm nehmen.«

»Wie?« Meine Mutter flüsterte.

»Die Augen verbinden.«

»Die Augen verbinden!«

»Das blinde Auge hat keine Kraft.«

»Aber, die Augen verbinden … Du meinst, wenn er das Haus verläßt … Wenn er unter anderen Leuten ist …«

»Nein«, entgegnete Canoc, und ich bestätigte: »Nein. Immer. Bis ich sicher bin, niemanden zu verletzen oder zu töten, ohne überhaupt zu wissen, daß ich es tue, bevor es geschehen ist und sie tot sind und daliegen wie ein Sack voll Fleisch. Ich werde das nie wieder tun. Niemals wieder. Niemals.« Ich saß zusammengekauert am Kamin, die Hände vor die Augen gepreßt. Mir war übel, die Dunkelheit verwirrte mich. »Verbinde mir jetzt die Augen«, sagte ich. »Jetzt sofort.«

Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob Melle weiter protestiert hat und Canoc weiterhin darauf bestand. Ich kann mich nur an meinen eigenen

Schmerz erinnern. Und schließlich an die Erleichterung, als mein Vater zum Kamin kam, wo ich zusammengekauert saß, mir die Hände sanft vom Gesicht schob, ein Tuch über meine Augen legte und es hinter meinem Kopf verknotete. Es war schwarz. Ich sah es, bevor er es mir umlegte. Das letzte, was ich sah, war das Licht des Feuers und ein Streifen schwarzen Tuchs in den Händen meines Vaters.

Dann gab es nur noch Dunkelheit.

Ich fühlte, genau wie ich es mir vorgestellt hatte, die Wärme des Feuers, das ich nicht mehr sehen konnte.

Meine Mutter weinte leise, da ich es nicht hören sollte. Doch Blinde haben gute Ohren. Ich hatte kein Verlangen zu weinen. Ich hatte genug Tränen vergossen und war sehr müde. Die Stimmen meiner Eltern raunten. Das Feuer knisterte leise. Durch die warme Dunkelheit hindurch hörte ich meine Mutter sagen. »Er schläft ein.« Und es stimmte.

Man mußte mich wohl wie ein kleines Kind zu Bett gebracht haben.

Als ich aufwachte, war es dunkel. Ich richtete mich im Bett auf, um zu sehen, ob schon eine Spur der Morgendämmerung über den Hügeln vor meinem Fenster zu sehen war. Aber ich konnte das Fenster nicht erkennen und fragte mich, ob wohl dunkle Wolken aufgezogen waren, die die Sterne verdeckten. Dann hörte ich die Vögel zum Sonnenaufgang zwitschern und betastete mit den Händen die Binde.

Es ist eine merkwürdige Sache, sich selbst zu blenden. Ich hatte Canoc gefragt, was der Wille sei und was es bedeute, etwas seinem Willen zu unterwerfen. Jetzt lernte ich, was es bedeutete.

Zu betrügen, einen Blick zu riskieren, nur einen Blick, die Versuchungen waren natürlich zahllos. Jeder Schritt und jede Handlung, die jetzt so unglaublich schwierig, verwirrend und ungeschickt wurden, würden dann so einfach und selbstverständlich von der Hand gehen. Einfach nur die Binde etwas anheben, nur für einen Augenblick, nur ein Auge, nur ein kurzer Blick …

Ich habe die Binde nicht gelüftet, doch einige Male ist sie verrutscht und meine Augen wurden von der Helligkeit des Tages geblendet, bevor ich sie wieder schließen konnte. Wir kamen darauf, weiche Läppchen über meine Augenlider zu legen, bevor mir die Binde umgebunden wurde. Damit mußte die Binde auch nicht so schmerzhaft fest verknotet werden, und ich war trotzdem sicher, nichts zu sehen.

So fühlte ich mich: sicher. Mit der Blindheit zurechtzukommen war seltsam und schwer, aber ich bemühte mich. Je größer mein Unwille gegenüber der Hilflosigkeit und Trübseligkeit, nichts zu sehen, wurde und je mehr ich die Binde verfluchte, desto mehr wuchs meine Furcht, sie abzunehmen. Sie bewahrte mich vor dem Schrecken, etwas zu vernichten, das ich nicht vernichten wollte. Während ich sie trug, konnte ich nichts töten, das ich liebte. Ich erinnerte mich daran, was meine Angst und meine Wut bewirkt

hatten. Ich erinnerte mich an den Augenblick, als ich glaubte, meinen Vater getötet zu haben. Wenn ich schon nicht lernte, meine Kräfte zu benutzen, so konnte ich doch immerhin lernen, sie *nicht* zu benutzen.

Das wollte ich erreichen, denn nur so konnte mein Wille die Oberhand gewinnen. Nur mit dieser Fessel war ich imstande, mich frei zu fühlen.

Am ersten Tag meiner Blindheit tastete ich mich hinunter in die Halle des Steinernen Hauses und dann die Wand entlang, bis meine Hände gegen den Stab des Blinden Caddard stießen. Ich hatte ihn seit Jahren nicht mehr beachtet. Mein kindisches Spiel, ihn verbotenerweise zu berühren, lag schon ein halbes Leben zurück. Doch ich erinnerte mich, wo er sich befand, und ich wußte, daß ich jetzt ein Recht auf ihn hatte.

Er war zu groß für mich und schrecklich schwer, aber ich liebte das Gefühl der abgegriffenen, weichen Stelle, an der ich ihn packte. Sie lag etwas weiter oben als die, wo ich ihn sonst berührt hatte. Ich streckte ihn aus, ließ ihn über den Boden gleiten und schlug mit dem Ende gegen die Mauer. Er führte mich durch die Halle zurück. Ich benutzte ihn oft, wenn ich nach draußen ging. Im Haus kam ich jedoch besser zurecht, wenn ich mir meinen Weg mit den Händen ertastete. Draußen gab mir der Stab eine bestimmte Sicherheit. Er war eine Waffe. Wenn ich angegriffen wurde, konnte ich damit zuschlagen. Keine Abwehr mit den schrecklichen Kräften meiner Gabe, nein, ein ehrlicher Schlag zur Vergeltung oder Verteidigung. Blind fühlte ich mich stets hilflos, denn mir war klar, daß jeder einen Trottel aus mir machen oder mir weh tun konnte. Der schwere Stock in meiner Hand glich das ein wenig aus.

Anfänglich bedeutete meine Mutter nicht die Unterstützung, die sie früher immer gewesen war. Mein Vater dagegen war derjenige, an den ich mich immerzu um Bestätigung und Hilfe wandte. Mutter konnte nicht einsehen oder glauben, daß das, was ich tat, richtig und notwendig war. Ihr schien es abseitig, ein Ausdruck widernatürlicher Kräfte und Überzeugungen. »Wenn du bei *mir* bist, kannst du die Binde abnehmen, Orrec«, sagte sie.

»Unmöglich, Mutter.«

»Es ist kindisch von dir, Angst zu haben, Orrec. Dumm. Du wirst mir nie weh tun. Ich weiß das. Trage die Binde draußen, wenn es sein muß, aber nicht hier drin bei mir. Ich will deine Augen sehen, mein Sohn!«

»Es ist unmöglich, Mutter.« Mehr konnte ich nicht dazu sagen. Ich mußte es immer und immer wiederholen, denn sie versuchte es mit Schmeicheleien und Überredung.

Sie hatte nicht gesehen, wie Hamneda starb, sie war nie hinaus zum Eschenhain gegangen und hatte sich die schrecklich verwüstete Hügelflanke angesehen. Ich überlegte, ob ich sie darum bitten sollte, doch ich konnte es nicht. Ich wollte mich nicht mit ihr streiten.

Zuletzt sprach sie wirklich verbittert mit mir. »Das ist dummer Aberglaube, Orrec«, sagte sie. »Ich bin enttäuscht von dir. Ich dachte, ich hätte dich etwas Besseres gelehrt. Glaubst du wirklich, daß dich ein Fetzen über deinen Augen davon abhält, Böses zu tun, wenn das Böse in deinem

Herzen wohnt? Und wenn Gutes in dir steckt, wie willst du jetzt Gutes tun? Kannst du den Wind mit ein paar Grashalmen aufhalten oder die Flut, indem du ihr befiehlst zu verharren?« In ihrer Verzweiflung verfiel sie wieder in die Litanei von Bendraman, die sie als Kind im Hause ihres Vaters gelernt hatte.

Und wenn ich dann weiter schwieg, ereiferte sie sich: »Soll ich dann also das Buch, das ich dir gemacht habe, verbrennen? Es hat jetzt keinen Nutzen mehr für dich. Du willst es gar nicht mehr. Du hast deine Augen geschlossen. Du hast deinen Geist verschlossen.«

Daraufhin schrie ich laut heraus: »Es ist nicht für immer, Mutter!« Weder sprach ich noch dachte ich gerne an einen Zeitraum, den meine Blindheit andauern sollte. Und auch nicht an den Tag, da ich wieder sehen würde. Ich hatte Angst, es mir vorzustellen, denn ich konnte mir nicht denken, was dies bewirken könnte, und hatte Angst davor, mir falsche Hoffnungen zu machen. Doch ihre Drohungen und ihr Schmerz preßten es aus mir heraus.

»Nun, wie lange denn?«

»Ich weiß es nicht. Bis ich gelernt habe …« Doch ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Wie sollte ich eine Gabe beherrschen lernen, die ich nicht benutzen durfte? Hatte ich es nicht mein ganzes Leben lang versucht?

»Du hast alles gelernt, was dir dein Vater beibringen konnte«, behauptete sie. »Du hast es nur zu gut gelernt.« Danach stand sie auf und verließ mich ohne ein weiteres Wort. Ich hörte das weiche Geräusch, als sie sich die Stola über die Schultern warf, und ihre Schritte, während sie die Halle verließ.

Ihr Gemüt war keines von der unbeugsamen Art, so daß ihr Zorn lange angehalten hätte. Als wir an diesem Abend gute Nacht sagten, konnte ich das süße, reumütige Lächeln spüren, als sie mir zuflüsterte: »Ich werde dein Buch nicht verbrennen, geliebter Sohn. Auch nicht deine Binde.« Und von diesem Augenblick an gab es keine Bitten und keinen Protest mehr. Sie nahm meine Blindheit als gegeben hin und half mir, so gut sie konnte.

Ich fand heraus, daß die beste Art, mit der Blindheit umzugehen, diejenige war, mich so zu verhalten, als könnte ich sehen. Nicht herumzukriechen und mir meinen Weg zu ertasten, sondern einfach auszuschreiten und mir den Kopf an einer Mauer zu stoßen, wenn eine im Weg war, oder hinzufallen, wenn es halt passierte. Nachdem ich einmal meine Wege durch das Haus und den Hof gefunden hatte, hielt ich mich daran und folgte ihnen unbekümmert, indem ich mich so häufig wie möglich nach draußen begab. Ich sattelte und zäumte die gute Roanie, die mein Herumfummeln geduldig ertrug, so wie sie es auch schon getan hatte, als ich fünf gewesen war. Dann stieg ich auf und ließ sie laufen, wohin sie wollte. Erst einmal im Sattel und aus dem Echo der Mauern um den Stallhof hinaus, gab es nichts, was mir als Anhaltspunkt dienen konnte. Ich mochte mich auf einer Hügelflanke, in den Bergen oder auf dem Mond befinden, ohne es zu wissen. Roanie aber wußte, wo wir waren, und sie spürte auch, daß ich nicht mehr der gedankenlose, furchtlose Reiter von einst war. Sie achtete auf mich und brachte mich nach Hause.

»Ich möchte nach Roddmant«, sagte ich, nachdem meine Augen seit einem

halben Monat oder auch etwas länger verbunden waren. »Ich möchte Gry bitten, mir einen Hund zu geben.« Ich mußte mich überwinden, diesen Wunsch zu äußern, denn der arme Hamneda und das, was ich ihm Schreckliches angetan hatte, saß in meinem Kopf wie eingebrannt. Der Gedanke, in meiner Blindheit einen Hund als Hilfe zu haben, war mir in der vorherigen Nacht gekommen, und ich wußte, daß es ein guter Gedanke war. Ich sehnte mich danach, mit Gry zu sprechen.

»Einen Hund!« Canoc war überrascht, doch Melle verstand sofort und sagte: »Das ist eine gute Idee. Ich werde …« Ich wußte, daß sie anbieten wollte, für mich nach Roddmant zu reiten (obwohl sie keine gute Reiterin und selbst auf Roanie ängstlich war). Doch was sie dann wirklich vorschlug, war: »Ich werde mit dir reiten, wenn du möchtest.«

»Können wir uns morgen auf den Weg machen?«

»Verschieb es noch ein bißchen«, sagte Canoc. »Es ist an der Zeit, daß wir unseren Besuch in Drummant abstatten.«

Bei allem, was mir widerfahren war, hatte ich Brantor Ogges Einladung völlig vergessen. Die Erinnerung daran gefiel mir gar nicht. »Ich kann jetzt nicht dorthin!« warf ich ein.

»Du kannst«, gab mein Vater zurück.

»Warum sollte er? Warum sollen wir?« wollte meine Mutter wissen.

»Ich habe doch schon gesagt, um was es geht.« Canocs Stimme klang hart. »Eine Chance für Frieden, wenn nicht sogar für Freundschaft. Und möglicherweise das Angebot einer Verlobung.«

»Aber Drum wird doch nicht jetzt seine Enkelin mit Orrec verloben wollen!«

»Warum nicht? Wenn er erfährt, daß Orrec mit einem Blick töten kann? Daß seine Gabe so mächtig ist, daß er seine Augen verbinden muß, um seine Feinde zu schonen? Oh, er wird froh sein, eine Bitte äußern zu dürfen, und freudig annehmen, was wir bereit sind zu geben! Verstehst du das nicht?«

Nie zuvor hatte ich in der Stimme meines Vaters diesen harten, grimmigen Ton des Triumphs wahrgenommen. Er wirkte ganz fremd auf mich. Auf einmal verstand ich.

Nämlich dies: daß mich die Binde über meinen Augen nicht nur verletzlich, sondern auch bedrohlich machte. Meine Kraft war so groß, daß man sie nicht einsetzen durfte, sie mußte gebändigt werden. Wenn ich die Binde abnahm … ich selbst war wie Caddards Stab, eine Waffe.

Und ich begriff in diesem Augenblick auch, warum mich die Leute im Haushalt und von unserer Domäne so behandelten, wie sie es, seitdem ich die Augen verbunden hatte, taten. Wenn sie mit mir sprachen, dann taten sie es mit verhaltenem Respekt und nicht so kumpelhaft wie früher, sie verstummten, wenn ich mich näherte, und schlichen in der Hoffnung an mir vorbei, ich würde sie nicht hören. Ich hatte geglaubt, sie wichen mir aus und verachteten mich, weil ich blind war. Es war mir gar nicht in den Sinn gekommen, daß sie mich fürchteten, weil sie wußten, warum ich blind war.

Ich stellte fest, daß die Geschichte immer mehr aufgebauscht und ich der schaurige Quell aller möglichen Ängste geworden war. Ich hatte ein ganzes Rudel wilder Hunde vernichtet, indem ich sie wie Ballons hatte platzen lassen. Ich hatte ganz Caspromant von sämtlichen Giftschlangen gesäubert, indem ich meinen Blick einfach über die Hügel wandern ließ. Ich hatte auf die Hütte des alten Ubbro geblickt, und in der gleichen Nacht war der alte Mann umgefallen und hatte seine Fähigkeit zu sprechen verloren. Es war keine Bestrafung, sondern einfach die wilde Gabe, die grundlos zuschlug. Als ich nach den vermißten weißen Kälbern suchte, waren sie gegen meinen Willen, kaum daß ich sie erblickt hatte, gestorben. Und so hätte ich aus Angst vor dieser unkontrollierten, schrecklichen Macht mir selbst das Augenlicht genommen oder Canoc hätte mich geblendet. Andere meinten jedoch, man hätte mir nur die Augen verbunden. Wenn irgend jemand daran zweifelte, brachten sie ihn zu der verwüsteten Hügelflanke oberhalb des Eschenhains, um mit eigenen Augen den abgestorbenen Baum, die kleinen zerbrochenen Knochen von Mäusen und Maulwürfen, die gespaltenen Felsen und die zersplitterten Steine auf dem toten Erdreich zu betrachten.

Damals wußte ich nichts von diesen Geschichten, doch es war mir klargeworden, daß ich über eine neue Macht verfügte, die nicht in Handlungen oder Worten bestand, sondern in meinem Ruf.

»Wir werden nach Drummant gehen«, sagte mein Vater. »Es ist an der Zeit. Übermorgen. Wenn wir früh aufbrechen, können wir bei Einbruch der Dunkelheit dort sein. Nimm dein rotes Kleid mit, Melle. Ich will, daß Ogge erkennt, welches Geschenk er mir bereitet hat.«

»Mein Gott«, gab meine Mutter zurück. »Wie lange werden wir bleiben müssen?«

»Ich denke, fünf oder sechs Tage.«

»Mein Gott, mein Gott. Was kann ich der Frau des Brantors mitbringen? Ich muß ein Gastgeschenk für sie haben.«

»Nicht nötig.«

»Doch«, entgegnete meine Mutter.

»Nun, ein Korb mit ein paar Lebensmitteln?«

»Pah«, stöhnte meine Mutter. »Zu dieser Jahreszeit gibt es nichts.«

»Ein Korb mit Küken«, schlug ich vor. Mutter hatte mich an diesem Morgen mit in den Hühnerhof genommen und mich eine Schar frisch geschlüpfter Küken berühren lassen. Sie hatte sie mir in die Hand gegeben, und sie waren warm, federleicht, flaumweich und kitzelten.

»Das ist gut«, stimmte sie zu.

Als wir zwei Tage später frühmorgens aufbrachen, hing ein Korb voller Geschirpe an ihrem Sattelknauf. Ich trug meinen neuen Kilt und die neue Jacke, meine Männerkleidung.

Weil ich auf Roanie reiten mußte, saß sie auf Greylag, einem ganz und gar braven Pferd. Doch seine Größe und der hohe Rist ängstigten sie. Mein Vater ritt den Rotfuchs. Er hatte das Abrichten von Branty zu großen Teilen mir und

Alloc überlassen, doch wenn man ihn auf Branty sitzen sah, sah man, daß der Rotfuchs und er wie füreinander geschaffen waren, gutaussehend, nervös, stolz und unbesonnen. Ich wünschte, ich hätte ihn an diesem Morgen sehen können. Ich sehnte mich danach. Doch ich machte es mir auf der guten Roanie bequem, die mich vorwärtstrug – in die Dunkelheit.

10

Es war ein merkwürdiges Gefühl und ermüdend, den ganzen Tag zu reiten und nichts von der Landschaft zu sehen, die wir durchquerten. Ich nahm nichts als den Huf schlag auf weichem oder felsigem Untergrund wahr, das Knarren der Sättel, den Geruch von Pferdeschweiß und blühenden Blumen, den Wind in meinem Gesicht – und versuchte, aus Roanies Gangart zu erahnen, wie der Weg beschaffen war. Da ich mich nicht auf Veränderungen einstellen konnte, auf ein Stolpern, Schwanken oder einen Stoß, saß ich die ganze Zeit über angespannt im Sattel und mußte meinen Stolz oft herunterschlucken und mich am Sattelknauf festhalten, damit ich nicht herunterfiel. Meist ritten wir hintereinander, was keine Unterhaltung zuließ. Ab und zu hielten wir an, damit meine Mutter den Küken Wasser geben konnte, und zu Mittag legten wir eine Rast ein, um die Pferde zu tränken und eine Mahlzeit einzunehmen. Die Küken schirpten und zeterten lautstark über dem Futter, das meine Mutter ihnen in den Korb warf. Ich fragte, wo wir seien. »Unterhalb der Schwarzspitze, in der Domäne der Cordes«, antwortete mein Vater. Ich konnte mir den Ort nicht vorstellen, denn ich war nie so weit westlich von Caspromant gewesen. Bald brachen wir wieder auf – für mich war der Nachmittag ein nicht enden wollender, langweiliger, schwarzer Traum.

»Beim Stein!« stieß mein Vater hervor. Er fluchte niemals, noch nicht einmal auf so harmlose, altertümliche Weise. Damit riß er mich aus meiner Trance. Meine Mutter ritt vorneweg, denn der Weg war nicht zu verfehlen, und mein Vater hinterher, um uns im Auge zu behalten. Sie hatte es nicht gehört, doch ich fragte: »Was ist los?«

»Unsere Kälber«, sagte er. »Dort drüben.« Und als ihm bewußt wurde, daß ich nicht sehen konnte, wohin er deutete, fügte er hinzu: »Auf der Weide am Fuß des Hügels steht eine Rinderherde. Zwei davon sind weiß. Die restlichen sind braun und gescheckt.« Er schwieg einen Moment, in dem er seine Augen wahrscheinlich zusammenkniff, um besser sehen zu können. »Sie haben den Buckel und die kleinen Hörner«, sagte er. »Sie sind es ganz bestimmt.«

Wir hatten alle angehalten, und meine Mutter fragte: »Sind wir immer noch in Cordemant?«

»Drummant«, gab mein Vater zurück. »Schon seit einer Stunde. Aber diese Rinder stammen aus der Zucht der Rodd. Und es sind meine Kühe. Ich glaube, wenn ich näher an sie herankäme, könnte ich mir Gewißheit verschaffen.«

»Jetzt nicht, Canoc«, bat sie. »Es wird bald dunkel. Wir sollten weiter reiten.« Sie klang sehr besorgt, und mein Vater beherzigte es.

»Du hast recht«, stimmte er zu. Ich hörte Greylag loslaufen, Roanie folgte ihm, ohne daß ich sie antreiben mußte. Und die leichten Schritte des Rotfuchses folgten uns.

Wir erreichten das Steinerne Haus von Drummant. Diese Ankunft an einem fremden Ort mit fremden Menschen belastete mich. Sobald ich vom Pferd gestiegen war, nahm mich meine Mutter am Arm und blieb an meiner Seite, wahrscheinlich um mir genauso Sicherheit zu geben wie sich selbst. Zwischen den vielen Stimmen hörte ich die von Ogge Drum laut und freundlich dröhnen: »Gut, gut, gut. Seid ihr endlich hier! Und herzlich willkommen! Willkommen in Drummant! Wir sind ein armes Volk, aber was wir besitzen, teilen wir! Was ist das, was ist das denn, wieso ist der Junge so verbunden? Was ist denn passiert, Kleiner? Kranke Augen, was?«

»Wäre schön, wenn es nur das wäre«, sagte Canoc leicht dahin. Er pflegte das Florett zu wählen, doch Ogge war kein Fechter, er bevorzugte eher die Holzhammermethode. Ein Maulheld gibt dir keine Antwort, er mag vielleicht zuhören, schenkt dir aber keine Beachtung, er redet, als ob du nichts zu sagen hättest, und das verschafft ihm anfänglich einen Vorteil, doch nicht immer bis zum Schluß.

»Nun, was für eine Schmach, wie ein kleines Kind herumgeführt zu werden. Aber – kein Zweifel, das wird vergehen. Kommt hier entlang, hier entlang. Kümmert euch um ihre Pferde. Barro, hol die Mägde, damit sie meine Gattin rufen!« Und so ging es weiter. Das Erteilen von Befehlen und Anweisungen, ein großer Aufruhr, ein Kommen und Gehen und viele Stimmen. Um mich herum lief eine Menge von Leuten umher, unsichtbare, unbekannte Menschen. Meine Mutter erklärte jemandem, was es mit dem Korb voller Küken für die Frau des Brantors auf sich hatte. Sie hielt meinen Arm fest, während ich über Türschwellen und Stufen hinaufgezogen wurde. Als wir endlich stehenblieben, schwindelte mir der Kopf. Uns wurden Schüsseln mit Wasser gebracht, Leute schwirrten unausgesetzt um uns herum, während wir uns den Staub der Reise eilig abwuschen, unsere Kleider ausbürsteten und meine Mutter sich umzog.

Dann gingen wir wieder die Treppe hinunter und traten in einen Raum, der von seinem Hall her sehr groß und hoch sein mußte. Es gab einen Kamin darin, denn ich konnte das Knistern des Feuers hören und spürte einen Hauch von Wärme an meinen Beinen und auf meinem Gesicht. Die Hand meiner Mutter ruhte auf meiner Schulter. »Orrec«, sagte sie, »hier ist die Frau des Brantors, die Dame Dermo«, und ich verbeugte mich in die Richtung, aus der die heisere, müde klingende Stimme kam, die mich in Drummant willkommen hieß. Es folgten weitere Vorstellungen, der älteste Sohn des Brantors, Harba, und seine Frau, sein jüngerer Sohn Seim mit Frau, seine Tochter und deren Ehemann, die erwachsenen Kinder von einigen dieser Leute und weitere Mitglieder des Haushalts. Alles Namen ohne Gesichter, Stimmen in der Dunkelheit. Die schüchterne, angenehme Stimme meiner Mutter wurde von diesen laut polternden Menschen übertönt, und es fiel mir auf, wie verschieden sie gegenüber jenen klang, wie fremd ihre Höflichkeit des Tieflandes wirkte – selbst die Betonung einiger Worte.

Auch mein Vater hielt sich in meiner Nähe auf. Er stand unmittelbar hinter

mir. Er sprach lange nicht so viel wie die Männer der Familie Drum, gab aber schnelle, leutselige Antworten, lachte über ihre Witze und sprach mit einigen der Männer in einem Ton, der wie die herzliche Erneuerung einer Freundschaft klang. Einer dieser Männer, ich glaube, es war ein Barre, sagte: »Der Junge hat also ein wildes Auge, was?« Und Canoc antwortete: »Ist so.« Und der andere meinte dann: »Nun, keine Angst, er wird schon in seine Gabe hineinwachsen.« Und er erzählte die Geschichte eines Jungen aus Olmmant, dessen Gabe wild war, bis er zwanzig wurde. Ich versuchte angestrengt, der Geschichte zu folgen, doch dann ging sie im Gewirr der anderen Stimmen unter.

Nach einer Weile begaben wir uns zu Tisch, und das war eine schreckliche Belastung, denn es dauert eine lange Zeit, bis man anständig zu essen gelernt hat, wenn man nichts sehen kann. Und diese Fähigkeit besaß ich noch nicht. Ich hatte Angst, irgend etwas anzufassen, aus Furcht, ich könnte es verschütten oder mich damit bekleckern. Sie hatten versucht, mich von meiner Mutter zu trennen. Brantor Ogge wollte, daß sie oben am Tischende bei den Männern Platz nähme. Doch sie bestand höflich aber bestimmt darauf, neben mir zu sitzen. Sie reichte mir ein Kotelett, das ich in die Hand nehmen und essen konnte, ohne die Gefühle anderer zu verletzen. Nicht, daß man in Drummant viel auf gute Manieren gegeben hätte, jedenfalls wenn ich nach den Geräuschen des Kauens, Schluckens und Rülpsens um mich herum ging.

Mein Vater saß weiter oben am Tisch, in der Nähe oder neben Ogge, und als der Lärm der Unterhaltung etwas nachließ, hörte ich seine ruhige, unverwechselbare Stimme, allerdings mit einem schwungvollen Klang, den ich nie zuvor an ihr bemerkt hatte: »Ich möchte dir danken, Brantor, daß du dich um meine Kälber gekümmert hast. Ich habe mich den letzten Monat lang schon als Dummkopf verflucht, meine Grenzmauern nicht besser in Ordnung gehalten zu haben. Sie sind bestimmt darübergesprungen. Diese Rinder aus Rodd sind leichtfüßig. Ich hätte die beiden nie aufgegeben. Hatte schon geglaubt, sie wären inzwischen unten in Dunet. Und das wären sie auch ganz bestimmt, hätten deine Leute sie für mich nicht in Sicherheit gebracht.« In diesem Augenblick sagte am oberen Ende des Tisches niemand mehr ein Wort, während bei uns einige der Frauen immer noch plapperten. »Ich habe eine Menge für diese Kälber geben müssen«, fuhr Canoc in dem gleichen offenen, sicheren, ja fast vertraulichen Tonfall fort. »Ich habe vor, mir eine Herde heranzuziehen, wie sie der Blinde Caddard besaß. Also herzlichen Dank – und das erste Kalb, das von ihnen geboren wird, ob Kuh oder Bulle, gehört dir. Du mußt es dir nur abholen, Brantor Ogge.«

Für einen kurzen Augenblick herrschte Stille, dann sagte jemand ganz in der Nähe von Canoc: »Sehr gut, sehr gut!« Und andere Stimmen fielen ein, doch Ogges hörte ich nicht.

Schließlich war das Essen beendet. Meine Mutter bat, auf ihr Zimmer geführt zu werden, und nahm mich mit. In diesem Augenblick hörte ich Ogge sagen: »Du nimmst den jungen Orrec schon mit? Er ist doch kein kleines

Kind mehr, oder? Setz dich her zu den Männern und laß dir mein Frühjahrsbier schmecken!« Aber Melle bekräftigte, daß ich von dem langen Ritt müde sei, und Denno, die Frau des Brantors, sagte mit ihrer heiseren, müden Stimme: »Laß den Jungen heute abend in Ruhe, Ogge.« Und so entkamen wir, während mein Vater dableiben und mit den Männern trinken mußte.

Ich glaube, er kam sehr spät hinauf in unser Schlafzimmer. Ich war schon eingeschlafen, wachte aber auf, als er einen Stuhl umstieß und noch weiteren Lärm machte.

»Du bist betrunken!« flüsterte Melle. Er antwortete lauter, als er wollte: »Bier wie Pferdepisse!« Sie lachte und er schnaufte.

»Wo ist das verdammte Bett!« fragte er und taumelte im Zimmer herum. Dann wurden sie leiser. Ich lag auf dem Bett unter dem Fenster und lauschte ihrem Flüstern.

»Canoc, bist du nicht ein großes Risiko eingegangen?«

»Überhaupt hierherzukommen war schon ein Risiko.«

»Aber die Sache mit den Kälbern …«

»Was erreicht man mit Schweigen?«

»Aber du hast ihn herausgefordert.«

»Sollte er vor seinen eigenen Leuten, die alle wissen, wie die Kälber hergekommen sind, eine Lüge erzählen oder den Ausweg annehmen, den ich ihm bot.«

»Pst, Pst«, murmelte sie, denn seine Stimme war wieder lauter geworden. »Nun, ich bin froh, daß er den Ausweg gewählt hat.«

»Wenn das so ist. Das werden wir erst noch sehen. Wo ist das Mädchen? Hast du sie schon gesehen?«

»Was für ein Mädchen?«

»Die Braut. Die süße Braut.«

»Canoc, sei still!« Halb schalt sie ihn aus, halb mußte sie lachen.

»Dann schließe meinen Mund, Liebes. Schließe mir den Mund«, flüsterte er. Sie lachte. Ich hörte, wie das Bett quietschte. Sie sprachen nicht mehr, und ich sank wieder in angenehmen Schlaf.

Am nächsten Tag schickte Brantor Ogge nach meiner Mutter, damit sie sich ihm anschlösse, wenn er meinem Vater sein Anwesen zeigte, die Gebäude, Scheunen und Ställe. Auch ich mußte mitkommen. Keine weitere Frau war dabei, nur seine Söhne und einige Männer von Drummant. Ogge sprach zu meiner Mutter auf eine seltsame, gekünstelte Art, beschützend, ja fast schmeichelnd. Zu den anderen Männern sprach er über sie, als wäre sie ein schönes Tier, lobte ihre Fesseln, ihr Haar und ihren Gang. Wenn er mit ihr redete, erwähnte er häufig und mit halb ernstgemeinter Geringschätzung ihre Abstammung aus dem Tiefland. Es schien, als wollte er sie oder sich selbst daran erinnern, daß sie ihm unterlegen sei. Trotzdem klebte er wie ein großer Blutegel an ihrer Seite. Ich versuchte während des Rundgangs, mich immer

wieder zwischen die beiden zu schieben, doch er brachte es stets fertig, an ihre andere Seite zu kommen. Mehrere Male schlug er vor, ja er befahl es fast, mich zu »den anderen Kindern« oder zu meinem Vater zu schicken. Sie lehnte es nie ab und antwortete mit einem Lächeln in der Stimme leicht dahin, tat es aber nie.

Als wir wieder zum Steinernen Haus zurückkehrten, erklärte Ogge, er plane eine Eberjagd in den Bergen nördlich von Drummant. Er sagte, daß sie auf Parn, Grys Mutter, gewartet hätten, bevor sie aufbrechen würden. Er zwang uns, an der Jagd teilzunehmen. Meine Mutter zierte sich, und er meinte: »Nun, Frauen gehören überhaupt nicht auf eine Eberjagd. Gefährliche Sache. Aber laß den Jungen mitkommen, es gibt ihm die Möglichkeit, der Trübsal seiner Blindheit zu entkommen, was? Und wenn der Eber angreift, kann er ihm einen Blick zuwerfen – und dann ›Auf Wiedersehen‹, was? He, Junge? Es ist immer eine gute Sache, wenn man auf der Eberjagd jemanden mit einem schnellen Auge dabeihat.«

»Das wird dann wohl meine Aufgabe sein«, warf mein Vater in dem ungewöhnlich jovialen Ton ein, den er hier in Drummant angenommen hatte. »Mit Orrec wäre es noch ein bißchen zu riskant.«

»Riskant? Riskant? Er hat Angst vor Wildschweinen, was?«

»Nein, kein Risiko für ihn«, widersprach Canoc. Die Spitze seines Floretts streifte Ogge in diesem Augenblick nur.

Ogge hatte seine vorgetäuschte Unwissenheit, warum meine Augen verbunden waren, aufgegeben, da inzwischen jedem in Drummant der Grund dafür bekannt war und man den wildesten Ausschmückungen meiner Heldentaten Glauben schenkte. Ich war der Junge mit dem vernichtenden Blick, der Gabe, die so mächtig war, daß ich sie nicht kontrollieren konnte.

Der neue Blinde Caddard. Ogge holte mit seiner Keule aus, doch der Schlag ging daneben, denn mein Ruf brachte uns außer Reichweite. Ihm standen aber noch andere Waffen zur Verfügung.

Unter all den Leuten, die wir am Abend vorher getroffen hatten, und denen, die uns an diesem Morgen umringten, hatte sich bis jetzt noch nicht die Enkelin des Brantors, die Tochter seines jüngeren Sohnes Seim Drum und von dessen Frau Daredan Caspro befunden. Wir hatten die Eltern kennengelernt. Seim hatte wie sein Vater eine laute, freundliche Stimme. Daredan unterhielt sich mit meiner Mutter und mir recht freundlich, wobei ihre kränkliche Stimme das Bild einer altersschwachen Frau in mir hervorrief, obwohl Canoc gesagt hatte, daß sie gar nicht so alt sei. Als wir später am Morgen ins Haus zurückkamen, trafen wir auf Daredan, doch ihre Tochter, das Mädchen, mit dem ich mich vielleicht verloben sollte, hatte sich noch immer nicht gezeigt. Die Braut, die errötende Braut, wie Canoc sie in der letzten Nacht genannt hatte. Und bei diesem Gedanken errötete ich.

So als ob er die Gabe der Morga besäße, zu wissen, was in den Köpfen der anderen vorging, sprach Ogge mit seiner lauten Stimme: »Du mußt dich noch ein paar Tage gedulden, bis du meine Enkelin Vardan triffst, junger Caspro.

Sie hält sich mit ihren Cousinen unten im alten Grenzhaus auf. Warum sollte man ein Mädchen treffen, das man nicht sehen kann, hatte ich mir überlegt. Aber da gibt es ja auch noch andere Möglichkeiten, ein Mädchen kennenzulernen, das wirst du schon herausfinden, was? Sogar welche, die noch viel angenehmer sind, was?« Die Männer um uns herum lachten. »Sie wird hier sein, wenn wir von der Eberjagd zurück sind.«

Parn Barre traf am gleichen Nachmittag ein, und dann wurde nur noch über die Jagd gesprochen. Ich mußte mitkommen. Meine Mutter wollte es mir verbieten, doch ich wußte, daß ich nicht darum herumkäme und versicherte: »Mach dir keine Sorgen, Mutter. Ich werde auf Roanie reiten, dann ist alles in Ordnung.«

»Ich werde auf ihn aufpassen«, beruhigte sie Canoc. Ich wußte, daß ihm meine stoische Art, mich zu fügen, sehr gefallen hatte.

Am nächsten Morgen brachen wir vor Tagesanbruch auf. Canoc blieb zu Pferde und zu Fuß immer an meiner Seite. Seine Nähe war der einzige Fels in einer endlosen Verwirrung. Es war eine dunkle, nichtssagende Öde aus Reiten, Innehalten, Rufen, Kommen und Gehen. Es schien kein Ende zu nehmen. Wir waren schon fünf Tage unterwegs. Ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand. Und wußte zu keinem Zeitpunkt, was vor meinem Gesicht oder meinen Füßen lag. Nie zuvor war die Versuchung, meine Binde abzunehmen, größer gewesen, und niemals hatte ich solche Furcht gehabt, es zu tun. Denn in mir tobte eine beständige, schreckliche Wut, der ich hilflos, gedemütigt und gereizt ausgeliefert war. Ich fürchtete Brantor Ogges brüllende und böse Stimme, ohne ihr entkommen zu können. Manchmal gab er sich den Anschein, als glaubte er, ich sei wirklich blind, und bedauerte mich lauthals. Meist jedoch neckte er mich und versuchte – wenn auch niemals offen – mich dazu zu bringen, die Binde hochzuschieben und meine Vernichtungskräfte zu zeigen. Er fürchtete mich, ärgerte sich gleichzeitig über seine Furcht und wollte, daß ich dafür litt. Und er war neugierig, weil ihm meine Kräfte unbekannt waren. Im Umgang mit Canoc überschritt er nie gewisse Grenzen, denn er wußte ganz genau, zu was Canoc fähig war. Doch wozu mochte ich fähig sein? War die Binde über meinen Augen nur ein Trick, eine Täuschung? Ogge verhielt sich wie ein Kind, das einen an der Kette liegenden Hund neckte, um herauszufinden, ob er wirklich beißt. Ich lag an seiner Kette und war ihm ausgeliefert. Ich haßte ihn so sehr, daß ich wußte, wenn ich ihn sah, könnte mich nichts zurückhalten. Ich würde, ich mußte ihn sogar vernichten, wie die Ratte, wie die Natter, wie den Hund …

Parn Barre rief eine Rotte Wildschweine zwischen den Hügeln am Fuß des Airnbergs hervor und trennte den Eber von den Säuen. Als die Jäger und Hunde das Tier eingekreist hatten, verließ sie die Jagdgesellschaft und kam ins Lager zurück, wo ich zusammen mit den Packpferden und den Dienern zurückgeblieben war.

Es war ein beschämender Augenblick für mich gewesen, als sie alle davonritten. »Du nimmst den Jungen doch mit, nicht wahr, Caspro?« fragte

Brantor Ogge. Mein Vater antwortete so höflich wie immer, daß weder die alte Roanie noch ich mitkämen, um die anderen nicht aufzuhalten. »Dann bleibst du also auch hier bei deinem Sohn in Sicherheit?« tönte die laut polternde Stimme. Canoc antwortete ruhig: »Nein, ich denke, ich komme mit zur Jagd.«

Bevor er aufs Pferd stieg – er hatte Greylag bei sich, nicht den Rotfuchs –, berührte er meine Schulter und flüsterte mir zu: »Bleib ruhig sitzen, mein Sohn.« Also blieb ich ruhig sitzen, allein zwischen den Dienern und Leibeigenen von Drum, die sich von mir fernhielten und bald vergaßen, daß ich da war. Sie unterhielten sich und machten ihre Scherze. Ich hatte keine Ahnung, was sich um mich herum befand, außer meiner Bettrolle, in der ich die Nacht zuvor geschlafen hatte und die jetzt dicht bei meiner linken Hand lag. Der Rest des Universums war mir unbekannt, ein unbestimmter Strudel, in dem ich, wenn ich aufstünde und auch nur einen oder zwei Schritte machte, verloren wäre. In der Erde unter meiner Hand fand ich einige kleine Steine und spielte mit ihnen, ließ sie von einer Hand in die andere fallen, zählte sie, versuchte, sie aufeinanderzusetzen oder legte sie in Reihen, um die trübselige Zeit herumzubringen. Wir wissen kaum, wie viel der Freude und Begeisterung in unserem Leben mit unserem Augenlicht zusammenhängt, bis wir ohne es auskommen müssen. Und ein Teil dieser Freude besteht darin, daß sich die Augen aussuchen können, wohin sie schauen. Die Ohren können nicht wählen, was sie hören wollen. Ich hätte gerne dem Gesang der Vögel gelauscht, denn der Wald war von ihrem Frühlingsgesang erfüllt. Doch meist hörte ich nur die Männer schreien und laut lachen und dachte mir, was für eine lärmende Rasse wir doch sind.

Ich hörte, wie ein einzelnes Pferd ins Lager kam. Die Stimmen der Männer wurden leiser. Ganz plötzlich sprach jemand in meiner Nähe. »Orrec, ich bin's, Parn«, sagte sie. Ich spürte die Höflichkeit, die darin lag, daß sie sagte, wer sie war, obwohl ich ihre Stimme erkannte, die der von Gry sehr ähnlich war. »Ich habe hier ein bißchen Obst. Öffne deine Hand.« Sie legte zwei oder drei getrocknete Pflaumen in meine Hand. Ich dankte ihr und kaute auf ihnen herum. Sie hatte sich zu mir gesetzt, und ich hörte auch sie kauen.

»Nun gut«, sagte sie, »jetzt wird der Eber ein oder zwei Hunde getötet haben und ein oder zwei Männer, vielleicht. Aber wahrscheinlich nicht, eher haben sie ihn getötet. Sie werden ihn ausnehmen, Stöcke schneiden, damit sie ihn tragen können. Die Hunde werden sich über die Innereien hermachen, und die Pferde wollen weg von dort, können aber nicht.« Sie spuckte aus, vielleicht einen Pflaumenkern.

»Bleibst du nie dabei, bis das Wild tot ist?« fragte ich zaghaft. Obwohl ich sie mein Leben lang kannte, schüchterte mich Parn meistens ein.

»Nicht bei der Eber- und Bärenjagd. Die Jäger wollen immer, daß ich eingreife und die Tiere festhalte, damit sie sie töten können. Ich soll ihnen nur einen gemeinen Vorteil verschaffen.«

»Was ist aber mit Rotwild und Hasen …?«

»Sie sind Beute. Ein schneller Tod ist das beste. Doch Eber und Bären sind keine Beute. Sie verdienen einen gerechten Kampf.«

Es war eine klare Haltung, die ihren eigenen Gesetzen folgte. Ich stimmte ihr zu.

»Gry hat einen Hund für dich«, sagte Parn.

»Ich wollte sie darum bitten …«

»Sobald sie davon hörte, daß deine Augen versiegelt sind, sagte sie, du wolltest einen Blindenhund haben. Sie hat schon mit einem der Welpen unserer Hütehündin Kinny gearbeitet. Es sind gute Hunde. Komm doch auf dem Rückweg in Roddmant vorbei. Gry wird ihn dann für dich abgerichtet haben.«

In diesem Augenblick war ich glücklich, aber es war auch der einzige in diesen endlosen, elenden Tagen.

Die Jäger kamen spät und mit großen Abständen ins Lager zurück. Ich war natürlich besorgt um meinen Vater, wagte jedoch nicht, nach ihm zu fragen, sondern lauschte nur auf das, was die anderen Männer erzählten – und nach seiner Stimme. Zu guter Letzt kam er und führte Greylag, der sich bei einem Zusammenstoß oder in einem Gewühl das Bein etwas verletzt hatte.

Er begrüßte mich liebevoll, doch ich bemerkte, daß er fast bis über das Erträgliche hinaus erschöpft war. Die Jagd war ein Fiasko gewesen. Ogge und sein ältester Sohn hatten sich über die Vorgehensweise gestritten und damit jeden verwirrt, so daß der Eber, obwohl eingekreist, zwei Hunde getötet hatte und danach entkommen konnte. Bei der Verfolgung brach sich ein Pferd ein Bein – und dann floh der Eber ins Unterholz. Die Jäger mußten absteigen und die Verfolgung zu Fuß aufnehmen, ein weiterer Hund blieb auf der Strecke und schließlich, wie Canoc es mir und Parn leise erzählte: »Alle stießen sie zwar auf das arme Vieh ein, doch keiner getraute sich nah genug heran. Es dauerte eine halbe Stunde, bis er tot war.«

Wir saßen stumm da und hörten, wie sich Ogge und sein Sohn anschrien. Die Jagdhelfer brachten den Eber schließlich ins Lager. Ich roch seinen wilden, widerlichen Gestank und den metallischen Geruch von Blut. Die Leber wurde gemäß der Tradition unter denen aufgeteilt, die an der Jagd teilgenommen hatten, und dann über dem Feuer gebraten. Canoc holte sich seinen Anteil allerdings nicht ab. Er sah lieber nach unseren Pferden. Ich hörte, wie ihm Ogges Sohn Harba zurief, er solle seinen Anteil holen, aber ich hörte nicht, daß Ogge ihn rief. Der kam auch nicht zu mir, um mich zu belästigen, wie es sonst seine Art war. An diesem Abend und auf dem gesamten Rückweg zum Steinernen Haus von Drummant sprach Ogge weder mit meinem Vater noch mit mir ein einziges Wort. Es war eine Erleichterung, seinen jovialen Drangsalierungen nicht mehr ausgesetzt zu sein, aber andererseits beunruhigte es mich auch. Als wir am letzten Abend unser Lager aufschlugen, fragte ich meinen Vater, ob der Brantor mit ihm böse sei.

»Er meint, ich hätte mich geweigert, seinen Hund zu retten«, erklärte Canoc. Wir lagen Kopf an Kopf nahe bei der warmen Glut des Feuers und

flüsterten. Ich wußte, daß es eine finstere Angelegenheit war, und gab vor, sie zu verstehen, obwohl sie zu finster war, als daß ich sie wirklich hätte begreifen können.

»Was ist denn geschehen?«

»Der Eber hat die Hunde aufgeschlitzt. Ogge schrie mich an: ›Nutze deine Gabe, Caspro!‹ Als ob ich meine Gabe für die Jagd einsetzen würde. Ich ging zusammen mit Harba und einigen anderen mit meinem Speer auf den Eber los. Ogge hielt sich zurück. Der Eber brach aus, stürmte knapp an Ogge vorbei und war fort. Ach, es war eine Katastrophe, ein einziges Abschlachten. Und nun gibt er mir die Schuld daran.«

»Müssen wir noch dortbleiben, wenn wir zurück sind?«

»Ja, eine oder zwei Nächte.«

»Er haßt uns«, sagte ich.

»Nicht deine Mutter.«

»Sie am meisten«, widersprach ich.

Canoc verstand mich nicht oder glaubte mir nicht. Ich aber wußte, daß es stimmte. Ogge konnte mich zwar schikanieren, wie er wollte, er konnte auch Canoc seine Überlegenheit an Macht und Reichtum und so weiter vorführen, aber Melle Aulitta blieb doch außerhalb seiner Reichweite. Ich hatte bemerkt, wie er sie angesehen hatte, als er uns besuchte. Ich wußte, daß er sie hier mit der gleichen Mischung aus Staunen, Haß und Gier betrachtete. Ich wußte, wie er sich an sie gedrückt hatte, ich hatte seine unzureichenden Versuche miterlebt, ihr Eindruck zu machen, seine Angebereien und Überheblichkeiten und ihre sanften, lächelnden Erwiderungen, auf die er einfach keine Antwort wußte. Nichts, was er verkörperte, besaß oder tat, konnte sie beeindrucken. Sie hatte noch nicht einmal wirklich Angst vor ihm.

11

Als wir von unserem Ausflug in die Wildnis zurückkehrten und ich wieder bei meiner Mutter war, baden und ein frisches Hemd anziehen konnte, machten selbst die unfreundlichen Zimmer von Drummant, obwohl ich sie nie gesehen hatte, einen behaglichen Eindruck auf mich.

Wir gingen zum Abendessen hinunter in den großen Saal. Ich hörte, wie Brantor Ogge zum ersten Mal seit Tagen mit meinem Vater sprach. »Wo ist deine Frau, Caspro?« fragte er. »Wo ist die schöne Calluc? Und dein blinder Junge? Meine Enkelin ist gekommen, um ihn zu sehen. Quer durch die ganze Domäne von Rimmant. Hier, Junge, komm zu Vardan. Wollen mal sehen, was ihr beiden voneinander haltet!« In seiner Stimme klang ein freches, triumphierendes Lachen. Ich hörte, wie ihr Daredan Caspro, die Mutter des Mädchens, zuflüsterte, sie solle vortreten. Meine Mutter, ihre Hand lag auf meinem Arm, sagte: »Wir freuen uns, dich zu sehen, Vardan. Das ist mein Sohn Orrec.«

Ich hörte nicht, daß das Mädchen etwas sagte, doch ich konnte immerhin einen winselnden oder wimmernden Laut vernehmen und fragte mich, ob sie vielleicht einen Welpen bei sich hätte, der für dieses Geräusch verantwortlich war.

»Wie geht's dir«, begann ich und senkte meinen Kopf.

»Wie geht's, geht's dir wie«, erklang eine dumpfe, kränkliche Stimme vor mir, wo das Mädchen stehen mußte.

»Sag: wie geht's dir, Vardan«, erklang Daredans zitterndes Flüstern.

»Wie geht's, geht's dir wie.«

Ich war sprachlos. Meine Mutter sagte: »Sehr gut, vielen Dank, meine Liebe. Es ist ein langer Weg von Rimmant hierher, nicht wahr. Du mußt furchtbar erschöpft sein.«

Das winselnde, welpengleiche Geräusch setzte wieder ein.

»Ja, das ist sie«, begann ihre Mutter, doch Ogges laute Stimme gleich neben uns unterbrach sie: »Gut, gut, sollen sich die jungen Leute unterhalten. Legt ihnen die Worte doch nicht in den Mund, ihr Frauen! Keine Kuppeleien! Aber sind sie nicht ein schönes Paar? Was sagst du, mein Junge, ist sie nicht eine Schönheit, meine Enkelin? Sie stammt aus dem gleichen Geschlecht wie du, verstehst du? Keine Calluc, sondern eine Caspro. Die wahre Blutlinie wird sich zeigen, so sagt man immer! Ist sie nicht hübsch, was?«

»Ich kann sie nicht sehen, Herr. Ich glaube schon, daß sie hübsch ist.«

Meine Mutter drückte meinen Arm, mir war jedoch nicht klar, ob vor Schreck über meine Kühnheit oder um mich bei meinem Versuch, höflich zu sein, zu ermutigen.

»Ich kann sie nicht sehen! Ich kann sie nicht sehen, Herr!« äffte mich Ogge nach. »Nun, dann laß dich von ihr herumführen. *Sie* kann nämlich sehen. Sie hat schöne Augen. Schöne, scharfe Caspro-Augen. Nicht wahr, Mädchen?

Nicht wahr?«

»Wahr nicht, nicht wahr. Nicht wahr. Mama, kann ich Treppe?«

»Ja, mein Liebling. Das tun wir. Es war ein langer Ritt, und sie ist sehr erschöpft. Bitte entschuldige uns, Schwiegervater, wir werden vor dem Abendessen ein bißchen ruhen.«

Das Mädchen und seine Mutter verschwanden. Wir aber konnten dies nicht. Wir mußten stundenlang an dem langen Tisch sitzen. Der Eber briet schon den ganzen Tag an seinem Spieß. Als der Kopf hereingebracht wurde, ertönte Triumphgeschrei. Man trank den Jägern zu. Der strenge Geruch des Eberfleisches erfüllte den Saal. Stücke davon wurden auf meinen Teller gehäuft. Wein wurde ausgeschenkt, kein helles oder dunkles Bier, sondern Rotwein aus den Weingärten im Südwesten der Domäne. Im ganzen Hochland wurde nur in Drummant Wein angebaut. Er war schwer und süßsauer. Schon bald ertönte Ogges Stimme lauter als jemals zuvor. Er schrie seinen älteren Sohn nieder und machte viel Aufhebens von dem jüngeren, Vardans Vater. »Was ist denn nun mit der Verlobungsfeier, Seim?« brüllte er und lachte und wartete gar nicht auf eine Antwort. Nach einer halben Stunde wieder: »Was ist denn nun mit der Verlobungsfeier? He, Seim? Alle unsere Freunde sind hier. Alle unter einem Dach. Die Caspro, Barre, Corde und Drum. Die herausragendsten Geschlechter des gesamten Hochlandes. He, Brantor Canoc Caspro, was sagst du dazu? Kommst du rüber? Jetzt wollen wir trinken. Auf die Freundschaft, die Loyalität, die Liebe und – die Hochzeit!«

Man hatte Mutter und mir nicht erlaubt, nach dem Essen nach oben zu gehen. Wir mußten in dem großen Saal bleiben, während sich Ogge und seine Leute betranken. Er blieb immer in unserer Nähe und redete die ganze Zeit auf meine Mutter ein. Sein Tonfall und seine Worte wurden zunehmend beleidigend. Doch weder Melle noch Canoc, der versuchte, ständig in unserer Nähe zu bleiben, ließen sich zu einer verärgerten Antwort hinreißen. Wenn sie überhaupt antworteten. Nach einer gewissen Zeit griff die Frau des Brantors ein und stellte sich als eine Art Schild zwischen meine Mutter und Ogge, indem *sie* auf seine Fragen antwortete. Das vergrämte ihn schließlich, und er verließ uns, um wieder mit seinem älteren Sohn zu streiten. Zu guter Letzt gelang es uns, aus dem Raum zu schlüpfen und nach oben zu gehen.

»Canoc, können wir aufbrechen … weggehen? Jetzt gleich?« flüsterte meine Mutter in dem langen Steinkorridor, der zu unserem Raum führte.

»Warte«, gab er zurück. Wir traten in unseren Raum und schlossen die Tür. »Ich muß noch mit Parn Barre sprechen. Wir werden früh aufbrechen. Heute nacht wird er uns nichts antun.«

Sie stieß ein verzweifeltes Lachen aus.

»Ich bin doch bei dir«, sagte er. Sie ließ meinen Arm los, und sie umarmten sich.

Alles war so, wie es sein sollte. Ich war zwar froh, daß wir die Flucht ergreifen würden, doch da war noch eine Frage, die ich stellen mußte.

»Das Mädchen«, begann ich. »Vardan.«

Ich spürte, wie sie mich anblickten, und ihr Schweigen sagte mir, daß sie sich anschauten.

»Es ist klein und nicht häßlich«, sagte meine Mutter. »Es hat ein süßes Lächeln. Aber es ist …«

»Schwachsinnig«, fiel mein Vater ein.

»Nein, Canoc, so schlimm wird es nicht sein. Aber das Mädchen ist nicht ganz in Ordnung. Ich glaube, Vardan ist wie ein Kind. Ein kleines Kind. Ich glaube nicht, daß sie jemals anders sein wird.«

»Eine Schwachsinnige«, wiederholte mein Vater. »Das hat uns Drum als Ehefrau für dich angeboten, Orrec.«

»Canoc«, murmelte meine Mutter und war von dem wütenden Haß in seiner Stimme genauso verängstigt wie ich.

Es klopfte an unsere Tür. Mein Vater ging hin, um zu öffnen. Es folgte eine leise Auseinandersetzung. Nach einer Weile kam er ohne meine Mutter zu meiner Bettstatt, auf der ich saß. »Das Kind hat einen Anfall«, erklärte er, »und Daredan hat nach deiner Mutter um Hilfe geschickt. Deine Mutter hat mit den meisten Frauen hier schnell Freundschaft geschlossen, während wir auf der Eberjagd waren und uns Feinde gemacht haben.« Er stieß ein bitteres, müdes Lachen aus. Ich hörte, wie er sich in einen Sessel vor den Kamin setzte, in dem kein Feuer brannte. Es klang, als ließe sich ein müder Hund einfach fallen. »Ich wünschte, wir wären schon fort von hier, Orrec!«

»Ich auch«, stimmte ich ihm zu.

»Leg dich hin und schlafe. Ich werde auf deine Mutter warten.«

Ich wollte auch lieber sitzen bleiben und auf sie warten, doch er kam zu mir herüber und drückte mich sanft aufs Bett, zog die weiche, warme Wolldecke über mich, und im nächsten Augenblick war ich eingeschlafen.

Ich wachte plötzlich auf und war sofort hellwach. Unten, im Hof vor den Scheunen, krähte ein Hahn. Es konnte Tagesanbruch oder noch lange davor sein. Im Zimmer war ein leises Geräusch zu hören, ich fragte: »Vater?«

»Orrec? Bist du wach? Es ist dunkel, und ich kann nichts sehen.« Meine Mutter tastete sich zu meinem Bett und setzte sich neben mich. »Oh, wie ist mir kalt!« sagte sie. Sie zitterte heftig. Ich versuchte, ihr die warme Decke um die Schultern zu legen. Sie jedoch breitete sie über uns beide aus.

»Wo ist Vater?«

»Er sagte, er müsse mit Parn Barre sprechen. Er hat beschlossen, daß wir uns auf den Weg machen, sobald es hell genug ist, um etwas sehen zu können. Ich habe Dermo und Daredan ausgerichtet, daß wir aufbrechen. Sie haben es verstanden. Ich habe einfach gesagt, daß wir schon zu lange weg wären und Canoc sich Sorgen um die Frühjahrsfeldbestellung mache.«

»Was war mit dem Mädchen los?«

»Es ermüdet schnell und bekommt dann spastische Anfälle, die ihrer Mutter Angst einjagen, das arme Ding. Ich schickte sie ins Bett, denn viel Schlaf bekommt sie nicht, und blieb dann bei dem kleinen Mädchen. Und

später bin ich dort halb eingeschlafen und ich weiß nicht … Es schien … Mir wurde so kalt, es fühlt sich an, als ob mir nie mehr warm wird …« Ich drückte sie, und sie kuschelte sich an mich. »Schließlich kamen einige der anderen Frauen und blieben bei dem Mädchen. Ich kehrte hierher zurück, und dein Vater machte sich auf den Weg zu Parn. Ich sollte unsere Sachen für die Reise zusammenpacken. Aber es ist immer noch so dunkel. Ich warte auf die Morgendämmerung.«

»Bleib hier und wärme dich«, sagte ich. Wir saßen nebeneinander und versuchten, uns gegenseitig zu wärmen, bis mein Vater zurückkam. Er hatte seinen Feuerstein und den Stahl dabei und zündete damit eine Kerze an, worauf meine Mutter unsere paar Sachen schnell in der Satteltasche verstaute. Dann schlichen wir durch die Korridore und Durchgänge, die Stufen hinunter und aus dem Haus. Ich roch die Morgendämmerung in der Luft, und die Hähne krähten, was das Zeug hielt. Wir gingen zu den Stallungen, wo sich ein verschlafener, griesgrämiger Kerl von seinem Lager erhob und uns half, die Pferde zu satteln. Meine Mutter führte Roanie hinaus und hielt ihn, während ich aufstieg. Ich saß im Sattel und wartete ab.

Ich hörte meine Mutter einen kurzen, überraschten und traurigen Laut von sich geben. Hufe klapperten auf dem Pflaster, als ein weiteres Pferd herausgeführt wurde. »Canoc, sieh dir das an«, sagte sie.

»Ach«, stieß er angeekelt hervor.

»Was ist los?« fragte ich.

»Die Küken«, erklärte mein Vater leise. »Ogges Leute haben den Korb dorthin gestellt, wo ihn deine Mutter ihnen gegeben hatte. Und sie haben ihn dort vergessen. Ließen die Vögel einfach sterben.«

Er half Melle auf den Rücken von Greylag und ritt dann Branty aus dem Stall. Der Stallbursche öffnete uns das Hoftor, und wir ritten hinaus.

»Ich wünschte, wir könnten im Galopp von hier fort«, sagte ich. Meine Mutter dachte in ihrer Angst, ich meinte es ernst, und sagte: »Das können wir nicht, mein Liebling.« Doch Canoc, der dicht hinter mir war, lachte kurz auf. »Nein«, sagte er, »wir fliehen gemächlich.«

Jetzt sangen die Vögel in allen Bäumen, und ich dachte, wie meine Mutter zuvor, bald würde ich das Licht der Morgendämmerung sehen.

Nachdem wir einige Meilen zurückgelegt hatten, sagte sie: »Es war eine Dummheit, einer Sippe wie dieser ein solches Geschenk zu machen.«

»Wie dieser?« fragte mein Vater. »Meinst du damit, sie besäßen Ruhm und Macht?«

»Nur nach ihrer eigenen Vorstellung«, antwortete Melle Aulitta.

»Werden sie behaupten, daß wir davongelaufen sind?« fragte ich meinen Vater.

»Ja.«

»Dann hätten wir es nicht tun sollen, nicht wahr?«

»Wenn wir geblieben wären, Orrec, hätte ich ihn umgebracht. Doch wenn es mir auch gefallen hätte, ihn in seinem eigenen Haus zu töten, ich hätte doch

nicht den Preis für dieses Vergnügen bezahlen können. Das weiß er. Aber ich werde mir wenigstens mein Eigentum zurückholen.«

Weder ich noch meine Mutter hatten eine Ahnung, was er damit meinte, bis wir nach einer ganzen Weile ein Pferd hinter uns hörten. Wir waren beunruhigt, doch Canoc sagte: »Das ist Parn.«

Sie schloß zu uns auf und begrüßte uns mit ihrer rauhen Stimme, die ebenso wie Grys klang. »Wo ist nun dein Vieh, Canoc?« wollte sie wissen.

»Am Fuß des Hügels da vor uns.« Wir trabten weiter. Dann hielten wir an, und meine Mutter und ich saßen ab. Sie führte mich zu einem grasbewachsenen Plätzchen an einem Bach, wo ich mich niederlassen konnte. Greylag und Roanie führte sie ins Wasser, damit sie trinken und ihre Hufe kühlen konnten. Canoc und Parn ritten davon, und schon bald konnte ich sie nicht mehr hören. »Wohin sind sie gegangen?« fragte ich.

»Auf diese Weide. Er muß Parn gebeten haben, seine Kälber zu rufen.«

Nach einer – meinem Gefühl nach – langen Zeit, während der ich nervös auf Geräusche von Männern, die uns verfolgten und sich rächen wollten, gelauscht, aber nichts als das Zwitschern der Vögel und ein weit entferntes Muhen der Rinder gehört hatte, sagte meine Mutter: »Sie kommen.« Schon bald hörte ich das Gras an den Beinen der Tiere entlangstreichen und Brantys begrüßendes Wiehern in Richtung unserer Pferde und auch, wie mein Vater lachend etwas zu Parn sagte.

»Canoc«, stieß meine Mutter hervor, und er antwortete, ohne zu zögern: »Es ist in Ordnung, Melle. Es sind unsere. Ogge hat für uns auf sie aufgepaßt und nun nehmen wir sie mit nach Hause. Es ist schon in Ordnung.«

»Sehr gut«, gab sie zurück, gar nicht glücklich.

Und nach kurzer Zeit ritten wir gemeinsam los, meine Mutter zuerst, dann ich, hinter mir Parn mit den beiden Kälbern, die ihr dichtauf folgten, und zum Abschluß mein Vater. Die Kälber behinderten uns nicht, sie stammten aus einer Zucht, die für die Feldarbeit gedacht war, und hielten den ganzen Tag lang mit den Pferden Schritt. Mitten am Nachmittag erreichten wir unsere eigene Domäne und durchquerten den nördlichen Teil auf unserem Weg nach Roddmant. Es war Parns Vorschlag gewesen, die Kälber dorthin zu bringen und sie eine Zeitlang auf den Weiden der Rodd bei ihrer alten Herde zu lassen. »Eine nicht ganz so große Provokation«, meinte sie, »und auch um einiges schwerer für Ogge, sie nochmals zu stehlen.«

»Es sei denn, er macht dich verantwortlich«, gab Canoc zu bedenken.

»Das kann sein. Ich habe aber mit Ogge Drum nichts mehr zu schaffen, außer er *will* eine Fehde. Und die kann er haben.«

»Wenn er sie mit dir hat, dann hat er sie auch mit uns«, erklärte Canoc mit grimmiger Freude.

Ich hörte meine Mutter flüstern: »Ennu höre uns und stehe uns bei.« Das war immer ihr Stoßgebet, wenn sie sich sorgte oder Angst bekam. Ich hatte sie vor langer Zeit nach Ennu gefragt, und sie erzählte mir, daß die Göttin Ennu die Reise erleichtert, die Arbeit segnet und den Streit schlichtet. Katzen

waren die Tiere Ennus, und der Opal, den Melle immer trug, war ihr Stein.

Zu dem Zeitpunkt, als ich die Sonne im Westen nicht mehr auf meinem Rücken spürte, erreichten wir das Steinerne Haus von Roddmant. Schon eine Meile bevor wir dort ankamen, hörte ich das Gebell. Als wir in den Hof ritten, wurden unsere Pferde von einer Flut von Hunden umringt, die uns freudig begrüßten. Auch Tenoc kam heraus und rief uns sein Willkommen zu. Kurz darauf hielt sich jemand an meinem Bein fest, während ich noch auf Roanie saß. Es war Gry, die ihr Gesicht an mein Bein drückte.

»Mach langsam, Gry. Laß ihn erst einmal vom Pferd runter«, sagte Parn mit ihrer spröden Stimme. »Hilf ihm.«

»Ich brauche keine Hilfe«, gab ich zurück. Ich schaffte es allein, einigermaßen achtbar abzusitzen, und bemerkte, daß Gry jetzt meinen Arm anstelle meines Beines umklammerte, ihr Gesicht dagegen drückte und weinte. »Oh, Orrec«, sagte sie. »Oh, Orrec!«

»Es ist alles in Ordnung, Gry. Es ist gut, wirklich. Es ist nicht … Ich bin nicht …«

»Ich weiß«, sagte sie, ließ mich los und schluchzte noch ein paarmal. »Hallo, Mutter. Hallo, Brantor Canoc. Hallo«, und ich hörte, wie sich Melle und sie umarmten und küßten. Dann war sie wieder an meiner Seite.

»Parn meinte, du hättest einen Hund für mich«, sagte ich. Mir war dabei schmerzhaft bewußt, daß die Schuld an dem Tod des armen Hamneda auf meinen Schultern lag, und nicht nur die an seinem Tod. Sondern auch die Schuld dafür, daß ich ihn überhaupt ausgewählt hatte, eine Wahl, von der Gry gleich gewußt hatte, daß sie falsch gewesen war.

»Es ist ein Weibchen. Willst du sie kennenlernen?«

»Ja.«

»Komm.«

Sie brachte mich irgendwohin. Selbst dieses Haus und die Umgebung, die ich fast so gut wie unser eigenes Haus kannte, waren durch meine Blindheit zu einem geheimnisvollen Labyrinth geworden.

»Warte«, forderte sie mich auf, und nach ein oder zwei Minuten sagte sie: »Coaly, sitz. Das ist Coaly, Orrec. Das ist Orrec, Coaly.«

Ich ging in die Hocke. Als ich die Hand etwas ausstreckte, spürte ich warmen Atem an der Hand, dann die sanfte Berührung von Barthaaren und eine höfliche Zunge, die über meine Hand leckte. Vorsichtig schob ich meine Hand nach vorn, ängstlich darauf bedacht, dem Hund nicht in die Augen zu stechen oder eine falsche Bewegung zu machen. Doch die Hündin saß ruhig da, und ich fühlte das weiche, dicht gekräuselte Haar auf ihrem Kopf und Nacken sowie ihre hochgestellten, weichen, oben abgeknickten Ohren. »Es ist ein schwarzer Hütehund?« flüsterte ich.

»Ja. Kinneys Hündin hat letztes Frühjahr drei Junge bekommen. Sie ist das klügste. Die Kinder hielten sie als Schoßtier, und er hatte gerade begonnen, sie zum Schafehüten abzurichten. Als ich von der Sache mit deinen Augen erfuhr, habe ich gefragt, ob ich sie haben könne. Hier ist die Leine.« Gry legte

eine kurze, steife Lederleine in meine Hand. »Führ sie herum«, forderte sie mich auf.

Ich erhob mich und spürte, daß auch der Hund aufstand. Ich machte einen Schritt und stieß gegen die Hündin, die unbeweglich vor meinen Beinen stand. Ich lachte, auch wenn ich verlegen war. »Auf diese Weise werden wir nicht weit kommen!«

»Das liegt daran, daß du, wenn du weiter in diese Richtung gehst, über die Holzbretter fällst, die Fanno hier zurückgelassen hat. Laß den Hund es dir zeigen.«

»Was soll ich tun?«

»Sag ›Geh‹ – und dazu ihren Namen.«

»Geh, Coaly«, sagte ich in die Dunkelheit am Ende der Leine, die ich in meiner Hand hielt.

Das Lederband zog mich sanft nach rechts und dann nach vorne. Ich schritt, so beherzt ich konnte, aus, bis mich ein sanfter Zug an der Leine zum Halten brachte.

»Zurück zu Gry, Coaly«, befahl ich und drehte mich um.

Das Band zog mich noch ein wenig weiter, führte mich dann zurück und brachte mich zum Stehen.

»Ich bin hier«, sagte Gry knapp vor mir. Ihre Stimme war rauh und schroff.

Ich kniete mich hin, tastete nach der Hündin, die auf ihren Hinterläufen saß, und legte den Arm um sie. Ein zartes Ohr strich durch mein Gesicht und ihre Barthaare kitzelten mich an der Nase. »Coaly, Coaly«, sagte ich.

»Ich habe meine Gabe nicht benutzt, um sie abzurichten. Nur am Anfang ein paarmal«, erklärte Gry. Nach dem Klang ihrer Stimme hatte sie sich neben mir niedergehockt. »Sie hat aber genauso schnell gelernt, als hätte ich meine Gabe benutzt. Sie ist klug. Und ruhig. Aber ihr beiden müßt noch zusammen arbeiten.«

»Sollte ich sie dann hierlassen und wiederkommen?«

»Das ist nicht nötig. Ich kann dir ein paar Dinge sagen, die du nicht tun solltest. Und verlange in der nächsten Zeit nicht zu viel auf einmal von ihr. Aber ich kann auch zu euch kommen und dann mit dir und ihr arbeiten. Ich würde es gern tun.«

»Das wäre schön«, gab ich zurück. Nach den Drohungen, Leidenschaften und Grausamkeiten in Drummant waren Grys reine Liebe und Freundlichkeit und die ruhige, vertrauensvolle Haltung des Hundes zuviel für mich. Ich vergrub mein Gesicht in dem weichen, lockigen Fell. »Guter Hund«, sagte ich.

12

Als Gry und ich schließlich ins Haus gingen, mußte ich zu meinem Erschrecken erfahren, daß meine Mutter, nachdem wir fortgegangen waren, in den Armen meines Vaters ohnmächtig zusammengebrochen war. Man hatte sie nach oben ins Bett gebracht. Gry und ich standen nutzlos herum und kamen uns wie kleine Kinder vor, die nicht wissen, was sie tun sollen, wenn ein Erwachsener krank ist. Zu guter Letzt kam Canoc herunter und trat zu mir. »Sie wird wieder gesund.«

»Ist sie nur erschöpft?«

Er zögerte und Gry fragte: »Sie hat das Kind nicht verloren?«

Es gehörte zu Grys Gabe, daß sie spürte, wenn zwei Leben in einem Körper waren. Mit unserer Gabe konnten wir das nicht. Ich bin sicher, daß Canoc bis zu diesem Augenblick gar nicht wußte, daß Melle schwanger war. Möglicherweise hatte sie es selbst nicht gewußt.

Für mich war diese Neuigkeit allerdings von geringer Bedeutung. Ein Junge von dreizehn Jahren ist noch weit entfernt von diesem Teil des Lebens. Schwangerschaft und Geburt sind Dinge, die keine Bedeutung für ihn haben.

»Nein«, antwortete Canoc und zögerte erneut. »Sie braucht einfach Ruhe.«

Seine müde, ausdruckslose Stimme bereitete mir Sorge. Ich wollte ihn aufheitern. Ich hatte die Furcht und den Trübsinn satt. Das hatten wir doch hinter uns gelassen, waren wieder in Freiheit und hier bei unseren Freunden in Roddmant in Sicherheit. »Wenn es ihr jetzt schon besser geht, kannst du dir doch Coaly ansehen«, schlug ich vor.

»Später«, antwortete er kurz, berührte mich an der Schulter und ging davon. Gry führte mich in die Küchen, denn bei all der Aufregung waren noch keine Vorbereitungen für das Abendessen getroffen worden. Und ich hatte einen Bärenhunger. Der Koch gab uns Kaninchenpastete, die wir in uns hineinstopften. Gry meinte, ich böte mit meinem von Soße verschmierten Gesicht einen ekelhaften Anblick. Ich entgegnete, sie solle mal versuchen, etwas zu essen, das sie nicht sah. Sie sagte, sie hätte es schon ausprobiert und sich einen ganzen Tag lang die Augen verbunden, nur um herauszufinden, wie ich mich fühle. Als wir fertiggegessen hatten, gingen wir wieder nach draußen, und Coaly führte mich im Dunkeln herum. Es war Neumond, was es Gry möglich machte zu sehen, wohin wir gingen. Sie meinte aber, daß Coaly und ich viel besser zurechtkämen, und stolperte wie zum Beweis über eine Wurzel.

Als wir noch Kinder waren, damals in Roddmant, legten wir uns einfach, wenn wir müde waren, wie jedes junge Tier hin und schliefen ein. Doch inzwischen hatte es Gespräche über Verlobungen und ähnliches gegeben, und nun wünschten wir uns wie die Erwachsenen gute Nacht. Ternoc brachte mich zum Schlafgemach meiner Eltern, denn Roddmant verfügte über ein noch geringeres Angebot an Zimmern als Drummant. Ternoc flüsterte mir zu,

meine Mutter würde im Bett schlafen, mein Vater im Sessel – und mir gab er eine Decke, in die ich mich auf dem Boden einrollte. Und dort schlief ich.

Am Morgen bestand meine Mutter darauf, daß es ihr schon wieder recht gut ginge. Sie hätte sich nur etwas unterkühlt, sonst nichts. Also war sie bereit, nach Hause zu gehen. »Aber du wirst nicht reiten«, erklärte Canoc, und Parn stimmte ihm zu. Ternoc bot uns einen Heuwagen und eine Stute an, die von der hängelippigen Mähre abstammte, auf der er damals in die Schlacht von Dunet geritten war. So reisten meine Mutter, ich und Coaly sehr luxuriös nach Caspromant, im Wagen selbst auf Teppiche gebettet, unter die man eine Lage Stroh geschüttet hatte, während Canoc auf Branty ritt und Greylag und Roanie bereitwillig hinterhertrotteten. Wir alle waren froh, daß es nach Hause ging.

Es schien, daß Coaly den Wechsel ihres Besitzers und des Hauses mit gelassener Ruhe hinnahm, obwohl sie kaum damit fertig wurde, in diesem neuen Haus herumzuschnüffeln, und draußen an eine Reihe von Büschen und Steinen pinkelte, um ihr Revier abzustecken. Höflich begrüßte sie die wenigen alten Hunde, die wir hatten, hielt sich aber von ihnen fern. Die Hütehundezucht, aus der sie stammte, war nicht so gesellig und umgänglich wie diese Hunde, sondern eher zurückhaltend. Sie ähnelte darin meinem Vater und nahm ihre Aufgaben sorgfältig wahr. Und ich war ihre Hauptaufgabe.

Schon bald kam Gry herübergeritten, um unser beider Ausbildung fortzusetzen, und wiederholte ihre Besuche dann alle paar Tage. Sie ritt auf einem Einjährigen mit Namen Blaze, der den Barres von Cordemant gehörte. Sie hatten Parn gebeten, das Pferd zu brechen, und Parn nutzte die Gelegenheit, sowohl das Pferd zu brechen als auch ihre Tochter im Pferdebrechen zu unterrichten. Die Rufer benutzten diesen Ausdruck, obwohl er wenig damit zu tun hatte, wie sie ein junges Pferd abrichteten. Beim Abrichten wird nichts gebrochen, eher wird etwas vervollständigt. Es ist ein langer Prozeß. Gry hat es mir so erklärt: Wir bitten ein Pferd, etwas zu tun, was es aus sich selbst heraus nicht tun würde. Aber ein Pferd unterwirft seinen Willen nicht dem unseren, wie es ein Hund tut. Denn ein Pferd ist ein Herden- und kein Rudeltier, das sich bereitwillig Hierarchien unterwirft. Ein Hund lenkt ein, ein Pferd erkennt an. Gry und ich sprachen ausgiebig darüber, während Coaly und ich weiter lernten, miteinander zurechtzukommen. Wir redeten davon, wenn wir ausritten, und Gry und Blaze lernten, miteinander umzugehen, während ich auf Roanie saß, die schon lange alles gelernt hatte, was sie wissen mußte. Coaly begleitete uns ohne Leine, sozusagen auf Urlaub und mit der Freiheit zu laufen, stehenzubleiben, herumzuschnüffeln, Abstecher zu machen und Kaninchen aufzuscheuchen, ohne sich um mich Sorgen machen zu müssen. Rief ich aber ihren Namen, dann war sie sofort da.

Es waren Coaly und Gry, die in meinem Leben einen solchen Unterschied ausmachten, daß ich mich an diesen ersten Sommer, den ich in der Dunkelheit verbrachte, als einen sehr hellen erinnere. Davor hatten eine solche Anspannung und große Sorgen auf mir gelegen, und ich war wegen meiner

Gabe verwirrt und verängstigt gewesen. Da meine Augen versiegelt waren, hatte ich keine Gelegenheit mehr, meine Gabe zu benutzen oder zu mißbrauchen. Also quälte ich mich auch nicht selbst oder wurde von anderen gequält. Nachdem der Alptraum in Drummant vorbei war, befand ich mich bei meinen eigenen Leuten. Und die Furcht, die ich bei einigen der einfacheren Menschen spürte, war, obwohl ich es nicht darauf anlegte, nur ein Ausgleich für meine Hilflosigkeit. Während man seinen Weg tapsend und stolpernd durch einen Raum sucht, ist es gut fürs Gemüt, wenn man jemanden flüstern hört: »Was ist, wenn er seine Binde abnimmt! Ich sterbe vor Angst!«

Nachdem wir zu Hause angekommen waren, fühlte sich meine Mutter eine Zeitlang noch nicht wohl und mußte im Bett bleiben. Dann stand sie wieder auf und lief wie früher im Haus herum. Eines Abends allerdings hörte ich beim Essen, wie sie aus dem Bett kam und mit furchterfüllter Stimme etwas sagte, dann gab es ein Durcheinander, und mein Vater verließ mit ihr den Raum. Ich blieb wie versteinert und verwirrt am Tisch zurück. Ich mußte die Hausangestellten fragen, was los sei. Zuerst antwortete mir niemand, doch dann sagte eines der Dienstmädchen: »Oh, sie blutet. Ihre Röcke sind voller Blut.« Ich war zutiefst erschrocken, lief in die Halle und setzte mich wie benommen in den Sitz am Kamin. Dort fand mich schließlich mein Vater. Er konnte mir nicht mehr sagen, als daß es eine Fehlgeburt war und es meiner Mutter einigermaßen gut ginge. Seine Stimme klang beherrscht, ich war beruhigt und klammerte mich an diese Versicherung.

Am nächsten Tag kam Gry auf Blaze zu uns herübergeritten. Wir gingen zu meiner Mutter in das kleine Turmzimmer hinauf. Dort stand ein Feldbett, außerdem war der Raum wärmer als ihr eigentliches Schlafzimmer. Obwohl es mitten im Sommer war, brannte ein Feuer im Kamin. Als sie mich umarmte, bemerkte ich, daß Melle ihre wärmste Stola umgelegt hatte. Ihre Stimme wirkte ein bißchen müde und rauh, klang aber ganz wie sie selbst. »Wo ist Coaly?« fragte sie. »Ich brauche jetzt Coalys Besuch.« Natürlich lag Coaly schon im Zimmer, denn wir beide waren inzwischen unzertrennlich, und sie wurde aufgefordert, aufs Bett zu springen, wo sie dann mit höchster Aufmerksamkeit lag und wohl meinte, die Kranke brauchte einen Wachhund. Meine Mutter erkundigte sich nach unseren Unterrichtsstunden im Führen und Geführtwerden, wollte von Gry wissen, wie sie mit dem Pferdebrechen zurechtkam, und wir plauderten wie immer miteinander. Gry stand auf, bevor ich soweit war. Sie sagte, wir müßten gehen, und als sie meiner Mutter einen Abschiedskuß gab, flüsterte sie: »Es tut mir leid wegen des Kindes.«

Melle murmelte ihr zu: »Ich habe doch euch zwei.« Mein Vater war jeden Tag von morgens bis abends auf der Domäne beschäftigt. Ich hatte gerade das Alter erreicht, ihm eine Hilfe zu sein, doch jetzt blieb ich nutzlos. Alloc nahm meine Stelle an seiner Seite ein. Alloc war ein aufrichtiger Mann, anspruchslos und ohne Ambitionen. Er hielt sich selbst für dumm, und einige Leute gaben ihm darin auch recht. Doch obwohl er nicht der Hellste war, hatte er oft, und zwar ohne lange nachzudenken, gute Ideen – und auf sein Urteil

konnte man üblicherweise vertrauen. Canoc und er arbeiteten zusammen. Er war ganz das, was ich nicht sein konnte. Also war ich eifersüchtig und neidisch auf ihn. Ich hatte jedoch soviel Selbstachtung, es nicht zu zeigen, denn es hätte Alloc verletzt, meinen Vater verärgert und mir keinen Vorteil gebracht.

Wenn mich meine Nutz- und Hilflosigkeit erdrückte, wenn meine Standhaftigkeit nachließ und ich mich danach sehnte, meine Binde abzunehmen und zurück ins Licht zu treten, stand die unbewegliche Gestalt meines Vaters immer dazwischen. Wenn ich sehen konnte, war ich eine tödliche Gefahr für Canoc und alle seine Leute. Mit verbundenen Augen blieb ich sein Schild und seine Unterstützung. Mein Nutzen lag in meiner Blindheit.

Über unseren Besuch in Drummant sprach mein Vater nur sehr wenig, doch sagte er, er glaube, Ogge Drum hätte uns beide gefürchtet, mich mehr als ihn, und die gemeinen Hänseleien und der Spott seien nur eine Maske und Theater gewesen, um vor seinen Leuten nicht das Gesicht zu verlieren. »Er wollte nichts lieber, als uns weghaben. Nun gut, er hätte dich nur zu gerne auf die Probe gestellt, doch immer, wenn er soweit war, dich dazu zu zwingen, machte er einen Rückzieher. Er traute sich nicht. Und mich forderte er nicht heraus, weil er Angst vor dir hatte.«

»Aber das Mädchen, er hat es doch dazu benutzt, uns zu beleidigen!«

»Das hatte er bereits in die Wege geleitet, bevor er von deiner wilden Gabe wußte. Dann war er in seiner eigenen Falle gefangen. Er mußte damit weitermachen, um zu zeigen, daß er keine Angst vor uns hatte. Die hat er aber, Orrec. Die hat er.«

Unsere beiden Kälber waren wieder zurück in Caspromant, bei der Herde oben auf den Hochwiesen, weit entfernt von der Grenze nach Drummant. Ogge Drum hatte wegen der Kälber nichts unternommen und auch keine Anstalten einer Vergeltung gegen uns oder Roddmant ergriffen. »Ich habe ihm einen Ausweg gelassen, und er hat ihn angenommen«, erklärte Canoc mit einem rachsüchtigen Glänzen in seinen Augen, das in diesen Tagen seine einzige Freude zu sein schien. Er wirkte immer angespannt und verbittert. Mir und meiner Mutter zeigte er sich zartfühlend und aufmerksam, doch verbrachte er nur wenig Zeit mit uns. Meist war er bei seiner Arbeit oder kam stumm vor Erschöpfung und schon nahe am Einschlafen nach Hause.

Melle erholte sich nur langsam. Wenn es ihr wieder schlechter ging, bekam ihre Stimme einen demütigen, geduldigen Klang, den ich haßte. Ich wünschte mir ihr helles Lachen und ihre schnellen Schritte zurück, mit denen sie durch die Zimmer eilte. Sie lief zwar auch jetzt wieder im Haus herum, wurde aber schnell müde. Und wenn es regnete oder der Wind von den Carrantages die Sommerabende kühl werden ließ, zündete sie im Turmzimmer ein Feuer an und saß dann zusammengekauert davor, eingehüllt in ihre schwere Stola aus brauner ungefärbter Wolle, die die Mutter meines Vaters für sie gewoben hatte. Einmal, als ich zusammen mit ihr dort saß, sagte ich, ohne nachzudenken: »Seit wir in Drummant waren, ist dir immer kalt.«

»Ja«, stimmte sie zu. »Das ist so. Damals, die letzte Nacht. Als ich zu dem kleinen Mädchen gegangen bin. Das war so merkwürdig. Ich habe dir bestimmt noch nicht davon erzählt, oder? Dermo war nach unten gegangen, um der Streiterei zwischen ihren Söhnen Einhalt zu gebieten. Die arme Daredan wirkte so erschöpft, daß ich ihr sagte, sie solle etwas schlafen, während ich bei Vardan bliebe. Das arme kleine Ding. Ihr Körper zuckte und verrenkte sich, sie war eingeschlafen, aber es sah so aus, als könne sie jeden Augenblick aufwachen. Ich löschte das Licht und döste neben ihr vor mich hin. Nach einer Weile glaubte ich, jemanden flüstern oder singen zu hören. Eine Art eintöniges Leiern. Ich glaubte, ich sei in unserem Haus in Derris, und mein Vater hielte unten im Haus einen Gottesdienst. Ich muß selbst fast eingeschlafen gewesen sein. Und es ging immer weiter, bis es schließlich aufhörte. Da wurde mir klar, daß ich nicht wieder in meinem Elternhaus war, sondern in Drummant. Das Feuer mußte fast erloschen sein. Mir war so kalt, daß ich mich fast nicht bewegen konnte. Durchgefroren bis auf die Knochen. Das kleine Mädchen lag wie tot da. Ich bekam es mit der Angst zu tun und sah nach ihr. Sie atmete. Dann kam Dermo herein und gab mir eine Kerze, damit ich zu unserem Zimmer zurückfände. Canoc ging los, um Parn zu suchen, und der Luftzug der Tür blies die Kerze aus. Das Feuer war auch ausgegangen. Du bist aufgewacht, also habe ich mich in der Dunkelheit zu dir gesetzt, mir wurde aber einfach nicht mehr warm. Daran erinnerst du dich. Den ganzen Weg nach Hause waren meine Hände und Füße wie Eisklumpen. Oh! Ich wünschte, wir wären nie dorthin gegangen, Orrec!«

»Ich hasse die Drum.«

»Die Frauen waren freundlich.«

»Vater meint, Ogge hätte Angst vor uns gehabt.«

»Das beruht auf Gegenseitigkeit«, sagte Melle, und ein Zittern lief durch ihren Körper.

Als ich Gry davon erzählte – denn ich erzählte Gry alles außer den Dingen, die ich auch vor mir selbst geheimhielt – , konnte ich sie fragen, was ich meine Mutter nicht hatte fragen wollen: War es möglich, daß Ogge Drum in das Zimmer gekommen war, während sie dort schlief? »Mein Vater sagt, daß die Drum ihre Gabe sowohl mit Worten und Zaubersprüchen als auch mit dem Auge und der Hand einsetzen. Vielleicht war es das, was sie gehört hat …«

Diese Vorstellung behagte Gry überhaupt nicht, und sie widersprach: »Warum sollte er sie bei ihr angewandt haben und nicht bei dir oder Canoc? Melle konnte ihm nichts tun!«

Ich mußte daran denken, wie mein Vater gesagt hatte: »Trage dein rotes Kleid, damit er sieht, welches Geschenk er mir bereitet hat.« Das hat sie ihm angetan. Doch ich wußte nicht, wie ich das in Worte fassen konnte. Ich konnte nur sagen: »Er haßt uns alle.«

»Hat sie deinem Vater von dieser Nacht erzählt?«

»Ich weiß nicht. Ich weiß nicht, ob sie es für wichtig hält. Weißt du, sie denkt nicht … sie denkt nicht viel über die Gaben und die Kräfte nach. Ich

weiß noch nicht einmal, was sie jetzt über mich denkt. Über die wilde Gabe. Sie weiß, warum wir meine Augen verbunden haben. Aber ich denke nicht, daß sie daran glaubt …« Ich brach ab, wußte nicht, was ich sagen sollte, und fühlte mich auf dem gefährlichen Boden, auf dem ich mich bewegte, unsicher. Sofort streckte ich meine Hand nach dem warmen Rücken von Coaly, die flach neben mir lag, nach dem gekräuselten Fell aus. Doch durch diese Dunkelheit konnte mich auch Coaly nicht führen.

»Vielleicht solltest du Canoc davon erzählen«, schlug Gry vor.

»Es wäre besser, wenn meine Mutter das täte.«

»Du hast es mir erzählt.«

»Du bist aber nicht Canoc.« Eine offensichtliche Tatsache, die eine Menge ungesagter Dinge enthielt. Gry verstand es.

»Ich werde Parn fragen, ob es etwas gibt, was man gegen diese Gabe tun kann«, beschloß sie.

»Nein, tu's nicht.« Gry davon zu erzählen war noch in Ordnung, doch wenn sich das herumsprach, hätte ich nur das Vertrauen meiner Mutter mißbraucht.

»Ich würde nicht sagen, warum ich es wissen will.«

»Parn würde es wissen.«

»Vielleicht weiß sie es schon … Als ihr damals an dem Abend zu uns kamt. Als Melle zusammenbrach. Da hat meine Mutter zu meinem Vater gesagt: ›Er hat sie vielleicht angefaßt. Damals wußte ich nicht, was sie damit meinte. Ich dachte, vielleicht meinte sie, daß Ogge versucht habe, Melle zu vergewaltigen. Und sie verletzt hat.«

Wir brüteten vor uns hin. Die Vorstellung, daß Ogge meine Mutter mit dem Zauber des Dahinsiechens belegt haben könnte, war abscheulich, doch blieb dies ungewiß und schwer zu begreifen. Meine Gedanken glitten ab und beschäftigten sich mit anderen Dingen.

»Seit sie in Drummant war, hat sie Annren Barre nie mehr erwähnt«, stellte Gry fest und meinte damit ihre und nicht meine Mutter.

»Sie streiten sich in Cordemant immer noch. Raddo sagt, daß zwischen den beiden Brüdern offene Feindschaft herrscht. Sie leben an den entgegengesetzten Enden der Domäne und keiner wagt sich in die Sichtweite des anderen, aus Angst, der könnte ihn blind und taub machen.«

»Vater meint, bei keinem der beiden Brüder ist die Gabe voll ausgeprägt, wohl aber bei ihrer Schwester Nanno. Nanno sagt, wenn die beiden nicht zu streiten aufhörten, dann werde sie beide zu Mißgeburten machen, die nicht mehr sprechen und sich auch nicht verfluchen können.« Gry lachte, und ich stimmte ein. Solch abseitige Grausamkeiten klangen in unseren Ohren lustig. Und plötzlich wurde mir leicht ums Herz, denn Parn sprach nicht länger davon, Gry mit diesem Jungen in Cordemant zu verloben.

»Meine Mutter sagt, wilde Gaben sind manchmal ganz einfach sehr starke Gaben, und es sind Jahre nötig, sie benutzen zu lernen.« Grys Stimme klang rauh, so wie immer, wenn sie etwas Wichtiges von sich aussprach.

Ich sagte nichts dazu. Es war auch nicht nötig. Wenn Parn damit hatte ausdrücken wollen, daß meine Gabe sehr stark und schließlich doch zu kontrollieren wäre, dann bedeutete das auch, daß ich, wenn die Zeit gekommen war, zu Gry passen würde. Das reichte uns.

»Ich möchte es mal mit dem Weg zum Eschenhain versuchen«, sagte ich und sprang auf. Dazusitzen und sich zu unterhalten war ganz in Ordnung, im Freien zu reiten schien jedoch viel besser. Ich war voller Hoffnung, da Parn Barre, die sehr weise war, gesagt hatte, ich könnte meine Augen irgendwann wieder benutzen, Gry heiraten und Ogge Drum mit einem Blick töten, wenn er es jemals wagen sollte, in die Nähe von Caspromant zu kommen …

Wir ritten am Eschenhain entlang. Ich bat Gry, mir zu sagen, wenn wir an dem zerstörten Hang angekommen wären. Dort zügelten wir die Pferde. Coaly lief weiter voraus. Als Gry sie rief, kam sie mit einem Wimmern zurück, was sehr erstaunlich war, denn sonst gab sie kaum einen Laut von sich. »Coaly gefällt es hier nicht«, erklärte Gry.

Ich bat sie, mir den Ort zu beschreiben. Das Gras wuchs schon wieder, sah aber immer noch merkwürdig aus. »Alles ist verkrumpelt. Eine unförmige Masse und Staub. Nichts hat irgendeine Form.«

»Chaos.«

»Was ist Chaos?«

»Das Wort stammt aus der Geschichte vom Anfang der Welt, die meine Mutter mir erzählt hat. Zuerst trieb da nur Zeug herum, nichts hatte irgendeine Form oder Gestalt. Es waren einfach nur kleine Bruchstücke, Krümel und Tropfen, noch nicht einmal Steine oder Erde, einfach nur Zeug. Ohne jede Form oder Farbe, kein Himmel und keine Erde, kein oben und kein unten, kein Norden und kein Süden. Alles ganz ohne Ordnung. Es gab auch keine Richtung. Nichts hatte eine Beziehung zueinander oder war miteinander verbunden. Es war nicht dunkel, aber auch nicht hell. Ein völliges Durcheinander. Chaos.«

»Was ist dann geschehen?«

»Nie wäre etwas geschehen, wenn sich nicht ein paar von den Stücken da und dort verbunden hätten. So begann das Zeug, Formen herauszubilden. Zuerst Brocken und Stücke von Erde. Dann Steine. Und die Steine scheuerten aneinander und Funken sprühten oder brachten sich zum Schmelzen, woraus Wasser entstand. Das Feuer und das Wasser trafen aufeinander und erzeugten Dampf, Nebel, Dunst, die Luft … die Luft, die der Geist atmen konnte. Dann sammelte sich der Geist, holte Luft und sprach. Er sprach von allem, was da sein würde. Er sang zur Erde, dem Feuer und dem Wasser und erweckte mit seinem Gesang alle Lebewesen zum Leben. Alle Berge und Flüsse, die Formen der Bäume, der Tiere und der Menschen. Nur sich selbst gab der Geist keine Form und auch keinen Namen, denn so konnte er überall sein. In allen Dingen und zwischen allen Dingen, in jeder Beziehung und in jeder Richtung. Wenn am Ende alles wieder seine Form verliert und das Chaos zurückkehrt, dann wird der Geist darin ruhen, wie er es schon am Anfang

getan hat.«

Nach einer Weile fragte Gry: »Aber er wird nicht atmen können?«

»Nicht, bis alles wieder von vorne anfängt.« Indem ich es genauer ausführte und mit Einzelheiten versah, um Gry eine Antwort auf ihre Frage zu geben, hatte ich die Grenzen der Geschichte meiner Mutter überschritten. Das tat ich öfter. Ich hatte kein Gefühl für die Unantastbarkeit einer Geschichte, oder vielmehr: sie waren für mich alle unantastbar. Diese wunderbaren Wort-Wesen, die für mich, solange ich sie hörte oder von ihnen erzählte, eine Welt bedeuteten, in die ich sehenden Auges eintreten konnte, in meinen Handlungen aber frei blieb. Eine Welt, die ich kannte und begriff, die ihre eigenen Regeln hatte und doch meiner Kontrolle unterlag, was auf die Welt außerhalb der Geschichten nicht zutraf. Durch die Langeweile und Reglosigkeit meiner Blindheit lebte ich mehr und mehr in diesen Geschichten, erinnerte mich an sie, bat meine Mutter, sie mir zu erzählen, und schmückte sie für mich selbst aus, gab ihnen eine Form, erweckte sie zum Leben, so wie es der Geist im Chaos getan hatte.

»Deine Gabe ist sehr stark«, erklärte Gry mit ihrer rauhen Stimme.

Da erinnerte ich mich, wo wir uns befanden. Ich schämte mich, Gry an diesen Ort gebracht zu haben, so als ob ich ihr zeigen wollte, was meine Kraft bewirkt hatte. Warum eigentlich hatte ich sie hierhergebracht?

»Dieser Baum«, begann ich. »Dort war ein Baum …« Und es brach aus mir heraus: »Ich dachte, es sei mein Vater. Ich dachte … Ich habe gar nicht erkannt, was ich da sah …«

Ich konnte nicht weitersprechen. Ich gab Roanie ein Zeichen loszutraben, und wir verließen diesen zerstörten Ort. Nach einer Weile sagte Gry: »Es wächst schon wieder, Orrec. Das Gras und die Sträucher. Ich glaube, der Geist ist immer noch darin.«

13

Der Herbst verging wie der Sommer ohne besondere Ereignisse. Wir hörten, daß sich der Streit zwischen Brantor Ogge und seinem ältesten Sohn Harba, der auf der Eberjagd begonnen hatte, inzwischen zu einer echten Feindschaft ausgeweitet hatte. Harba war mit seiner Frau und seinen Gefolgsleuten nach Rimmant gezogen und lebte jetzt dort, während sich der jüngere Sohn Seim inzwischen im Steinernen Haus von Drummant eingenistet hatte und wie der Erbe und künftige Brantor behandelt wurde. Vardan, Seim und Daredans Tochter, war den ganzen Sommer über krank gewesen und siechte dahin. Zuerst kamen die Anfälle, dann krümmte sie sich in wilden Zuckungen, dazu begannen Lähmungserscheinungen, und von dem wenigen Geist, den sie besessen hatte, war nichts mehr übrig. Das alles erfuhren wir von der Frau eines herumreisenden Schmieds.

Solche Leute sind großartige und nützliche Tratschtanten, die Neuigkeiten über das gesamte Hochland verbreiten. Wir hörten begierig zu, doch die gefühllose Ausschmückung aller Einzelheiten der Krankheit des Mädchens stieß mich ab. Ich wollte das gar nicht hören. Ich hatte das Gefühl, auf unbestimmte Weise für das Leiden des Mädchens verantwortlich zu sein.

Wenn ich mich fragte, wie das wohl zuging, sah ich vor meinem geistigen Auge das Gesicht Ogge Drums mit den Falten und Tränensäcken, den herabhängenden Augenlidern und dem Blick einer Natter.

Gry konnte mich nicht mehr so häufig besuchen, denn die Ernte war in vollem Gange. Man brauchte an jedem Tag jede helfende Hand. Es gab auch keinen Grund mehr, denn Coaly und ich benötigten keinen weiteren Unterricht, wir waren inzwischen, wie meine Mutter es nannte, ein Junge mit sechs Beinen und einem erstaunlich guten Geruchssinn.

Doch im Oktober kam Gry dann wieder häufiger auf Blaze herübergeritten. Und nachdem Coaly und ich unsere jeweils neuen Errungenschaften vorgeführt hatten, ließen wir uns wie üblich nieder, um miteinander zu reden. Wir sprachen über die Streitereien in Drummant und Cordemant und stellten weise fest, daß, solange sie damit beschäftig waren, sich untereinander zu befeinden, die Gefahr geringer war, daß sie über die Grenze kamen und uns überfielen und beraubten. Wir erwähnten auch Vardan. Gry hatte erfahren, daß das Mädchen im Sterben lag.

»Glaubst du, Ogge ist vielleicht dafür verantwortlich?« fragte ich. »Damals, in jener Nacht, als meine Mutter dort war und hörte … Er könnte seine Kräfte auf das Mädchen angewandt haben.«

»Und nicht auf Melle?«

»Vielleicht nicht.« Schon vor einer Weile hatte ich mir diese hoffnungsvolle Vorstellung zurechtgelegt. Sie hatte mir eingeleuchtet. Doch laut ausgesprochen klang es nicht mehr so überzeugend.

»Warum sollte er seine eigene Enkelin mit dem Dahinsiechen belegen?«

»Weil er sich ihrer schämte und darum wollte, daß sie stirbt. Sie war …« Ich hörte die schwerfällige, kranke Stimme wieder: *Wie geht's, geht's dir wie*. »Sie war schwachsinnig«, erklärte ich knapp und dachte dabei an den Hund Hamneda.

Gry sagte nichts dazu. Ich hatte das Gefühl, sie wollte schon etwas sagen, meinte dann aber, daß sie es nicht konnte.

»Meiner Mutter geht's viel besser«, fuhr ich fort. »Sie ist mit mir und Coaly den ganzen Weg bis zur Schmalschlucht gegangen.«

»Das ist gut«, stimmte Gry zu. Sie sprach es nicht aus, und ich wollte auch nicht daran denken, daß ein solcher Ausflug vor sechs Monaten noch ein Klacks für Melle gewesen war. Sie hätte mich dorthin begleitet, wäre die steilen Hügelflanken bis zur Quelle hinaufgeklettert und mit einem Lied auf den Lippen nach Hause gekommen. Ich wollte nicht daran denken, aber das gelang nicht. »Beschreib mir, wie sie aussieht«, forderte ich Gry auf.

Das war eine Aufforderung, der sich Gry nie widersetzte. Wenn ich sie bat, meine Augen zu sein, gab sie ihr Bestes, um für mich zu sehen. »Sie ist hager«, sagte Gry.

Das hatten mir schon ihre Hände gezeigt.

»Sie wirkt ein bißchen traurig, ist aber immer noch so schön wie eh und je.«

»Sie sieht nicht krank aus?«

»Nein. Nur hager. Und müde oder traurig. Das Kind zu verlieren …«

Ich nickte. Nach einer Weile sagte ich: »Sie hat mir eine lange Geschichte erzählt. Einen Teil der Sage von Hamnedas. Über seinen Freund Omnan, der verrückt wurde und versucht hat, ihn zu töten. Ich kann dir ein Stück davon erzählen.«

»Ja!« Gry schien begeistert, und ich bemerkte, wie sie es sich zum Zuhören bequem machte. Ich legte meine Hand auf Coalys Rücken und ließ sie dort. Diese Berührung war mein Anker in der wirklichen Welt, während ich mich in die helle, von Leben erfüllte Welt der Geschichte begab.

Nichts, was wir über meine Mutter gesagt hatten, war unheilverkündend oder auch nur entmutigend gewesen, doch ohne es auszusprechen, hatten wir festgestellt, daß es ihr nicht gut ging und daß sich ihr Zustand auch nicht besserte, sondern verschlechterte. Wir beide wußten es.

Meine Mutter wußte es ebenfalls. Sie war zwar verwirrt darüber, faßte sich aber in Geduld. Und versuchte gesund zu werden. Sie glaubte einfach nicht, daß sie nicht mehr tun konnte, was sie gewohnt war zu tun, noch nicht einmal die Hälfte davon. »Das ist so dumm«, pflegte sie dann zu sagen. Das war die einzige Form einer milden Beschwerde, die ihr je über die Lippen kam.

Mein Vater wußte es auch. Als die Tage kürzer wurden und die Arbeit weniger, war er länger und häufiger zu Hause und mußte erkennen, daß Melle krank war, schnell ermüdete, wenig aß und äußerst schmal wirkte. An manchen Tagen konnte sie einfach nur in ihre braune Stola gehüllt, bloß zitternd und vor sich hin dösend am Feuer sitzen. »Wenn es wieder warm

wird, wird es mir auch besser gehen«, sagte sie dann. Er schürte das Feuer für sie und überlegte, was er tun könnte. Irgend etwas. »Kann ich etwas für dich tun, Melle?« Ich sah sein Gesicht zwar nicht, hörte aber seine Stimme, und die Zärtlichkeit darin ließ mich vor Schmerz zusammenzucken.

Meine Blindheit und meiner Mutter Krankheit ergänzten sich auf eine Weise, die gut war. Wir beide hatten Zeit, uns unserer Vorliebe für Geschichten hinzugeben. Diese Geschichten trugen uns aus der Dunkelheit, der Kälte und der Eintönigkeit heraus, die man empfindet, wenn man sich nutzlos fühlt. Melle hatte ein sehr gutes Gedächtnis, und wenn sie es durchstöberte, fand sie immer eine neue Geschichte, die ihr einmal erzählt worden war oder die sie gelesen hatte. Wenn sie einen Teil davon vergessen hatte, dann dichtete sie, genau wie ich es tat, einfach etwas hinzu, sogar wenn es sich um etwas aus den heiligen Büchern und Ritualen handelte. Wer maßt sich an, hier entsetzt zu sein und ›Häresie!‹ zu rufen? Ich sagte ihr, sie sei ein Brunnen. Sie ließ einfach den Eimer hinunter, und wenn er wieder nach oben kam, war er voller Geschichten. Darüber lachte sie und sagte: »Gern würde ich einiges aus dem Eimer aufschreiben.«

Ich konnte die Leinenstücke und die Tinte nicht selbst herstellen, aber ich sagte Barbe und Olsa, unseren beiden jungen Haushälterinnen, wie sie es machen sollten. Und sie schienen glücklich, etwas für Melle tun zu können.

Die beiden waren Caspro, nämlich durch ihre Väter, von denen aber keiner die Gabe der Blutlinie aufwies. Ihre Stellung in unserem Haushalt hatten sie von ihren Müttern geerbt, die, zusammen mit meiner Mutter, die beiden sorgfältig auf ihre Aufgaben vorbereitet hatten. Während Melles Krankheit bekamen sie die volle Verantwortung für den Haushalt und führten ihn ebenso, wie Melle es getan hatte. Immer überlegten sie, wie sie meiner Mutter das Leben erleichtern konnten. Es waren warmherzige, tatkräftige Frauen. Barbe war mit Alloc verlobt, doch keiner von beiden schien es mit einer Heirat eilig zu haben. Olsa war der Ansicht, es stünden schon genug Männer unter dem Pantoffel.

Sie lernten, das Leinen zu spannen und die Tinte zu mischen. Mein Vater baute eine Art Bettisch und Melle setzte sich daran, um alles aufzuschreiben, was sie von den heiligen Geschichten und den Liedern aus ihrer Kinderzeit noch wußte. An einigen Tagen schrieb sie zwei bis drei Stunden. Sie erklärte nie, warum sie schrieb. Sie sagte nie, daß es für mich sei. Sie sagte auch nie, daß ihr diese Niederschrift Gewißheit gab, ich würde eines Tages in der Lage sein, es zu lesen. Sie sagte ebensowenig, daß sie schrieb, weil sie vielleicht einmal nicht mehr hier sein könnte, um zu sprechen. Als Canoc eines Tages ängstlich mit ihr schimpfte, das Schreiben zehre ihre Kräfte auf, gab sie zur Antwort: »Es gibt mir das Gefühl, daß alles, was ich als Mädchen gelernt habe, nicht verloren gehen wird. Wenn ich es niederschreibe, kann ich darüber nachdenken.«

So schrieb sie in den Morgenstunden und ruhte sich am Nachmittag aus. Gegen Abend kamen dann Coaly und ich zu ihr ins Zimmer, meist auch

Canoc. Sie fuhr mit jedweder Heldengeschichte fort, die wir am Tag zuvor unterbrochen hatten oder mit einer Geschichte über die Zeit, als Cumbelo König war. Wir hörten ihr zu, dort am Kamin im Turmzimmer mitten im Winter.

Manchmal forderte sie mich auf: »Orrec, jetzt erzählst du weiter.« Sie wollte überprüfen, so erklärte sie, ob ich mich an die Geschichte erinnerte und ob ich sie richtig erzählen konnte.

Immer öfter begann sie eine Geschichte und ich führte sie zu Ende. Eines Tages sagte sie: »Ich bin zu faul, eine Geschichte zu erzählen. Erzähl du mir eine.«

»Welche?«

»Denk dir eine aus.«

Woher konnte sie wissen, daß ich mir in den langen und eintönigen Stunden Geschichten ausdachte und sie in meinem Kopf immer weiterspann?

»Ich habe mir ein paar Dinge überlegt, die Hamneda möglicherweise getan hat, als er in Algalanda gewesen ist und von denen in den Geschichten nichts berichtet wird.«

»Erzähl es mir.«

»Nun, nachdem ihn Oman in der Wüste zurückgelassen hatte, du weißt ja, und er seinen Weg selbst finden mußte … überlegte ich mir, wie durstig er sein müßte. Da gab es die Wüste, überall nur Staub, so weit das Auge reichte, Hügel und Senken von rotem Staub. Nichts wuchs da, kein Anzeichen einer Quelle. Wenn er kein Wasser fände, müßte er sterben. Er orientierte sich an der Sonne und lief in Richtung Norden – aus keinem anderen Grund, als daß dies der Weg in seine Heimat Bendraman war. Er lief immer weiter, die Sonne brannte auf seinen Kopf und seinen Rücken, der Wind blies ihm den Staub in die Augen und Nasenlöcher, und das Atmen fiel ihm schwer. Der Wind wurde stärker und trieb den Staub in Kreisen herum. Vor ihm erhob sich eine Windhose und kam geradewegs auf ihn zu, wobei sie den roten Staub hoch in die Luft wirbelte. Er versuchte nicht davonzulaufen, sondern blieb ruhig stehen und streckte seine Arme aus. Die Windhose erreichte ihn, hob ihn hoch in die Luft – und all der Staub ließ ihn husten und würgen. Die Windhose trug ihn über die Wüste, drehte ihn die ganze Zeit um sich herum und nahm ihm den Atem. Schließlich ging die Sonne unter, der Wind flaute ab. Die Windhose brach zusammen und ließ Hamneda vor den Toren einer Stadt zu Boden fallen. In seinem Kopf drehte sich noch alles, er war über und über mit rotem Staub bedeckt und zu benommen, um aufzustehen. Er hockte dort, den Kopf gesenkt, und versuchte zu Atem zu kommen, während ihn die Torwachen beobachteten. Die Dämmerung war hereingebrochen, und eine der Wachen sagte: ›Jemand hat dort einen großen Klumpen Lehm zurückgelassene Ein anderer meinte: ›Das ist kein Lehmklumpen, das ist eine Figur, eine Statue. Die Statue eines Hundes. Das muß ein Geschenk für den König sein.‹ Und sie beschlossen, das Ding in die Stadt zu bringen …«

»Erzähl weiter«, murmelte Melle. Und ich erzählte weiter.

Doch jetzt bin ich an einem Punkt meiner Geschichte angelangt, wo ich eigentlich nicht weitererzählen will. Eine Wüste. Doch es gibt keine Windhose, die mich aufhebt und darüber hinwegträgt.

Jeder Tag führte mich einen Schritt weiter hinein.

Schließlich kam der Tag, an dem meine Mutter das Leinen und die Tinte ganz beiseite legte und sagte, sie sei zu müde, um weiterzuschreiben, zumindest für eine Weile. Es kam der Tag, an dem sie mich bat, eine Geschichte zu erzählen. Doch sie zitterte vor Kälte und döste vor sich hin, hörte gar nicht zu, sondern lauschte nur meiner Stimme. »Hör nicht auf«, bat sie mich, wenn ich meine Stimme leiser werden ließ, damit sie schlafen könne. Denn ich glaubte, sie nur noch mehr anzustrengen. »Hör nicht auf.«

Wenn du am Rand der Wüste stehst, denkst du, sie könnte sehr ausgedehnt sein. Du überlegst, es könnte einen Monat dauern, sie zu durchqueren. Dann vergehen zwei Monate, dann drei und vier, und jeden Tag ist es ein weiterer Schritt in den Staub hinein.

Barbe und Olsa waren liebevoll und stark, doch als Melle zu schwach wurde, um überhaupt noch etwas zu tun, sagte Canoc den beiden, er kümmere sich jetzt um Melle. Er tat es mit übermenschlicher Geduld, sorgte für sie, hob sie hoch, wusch sie, tröstete sie und versuchte, es ihr warm zu machen. Zwei Monate lang verließ er kaum das Turmzimmer. Die meiste Zeit des Tages waren auch Coaly und ich dort, selbst wenn wir ihm nur schweigend Gesellschaft leisteten. Die Nachtwachen verbrachte er allein.

Manchmal schlief er tagsüber auf dem schmalen Bett neben ihr ein. So krank sie auch war, in solchen Augenblicken flüsterte sie: »Leg dich hin, Liebling. Du mußt müde sein. Halt mich warm. Komm zu mir unter meine Stola.« Dann legte er sich neben sie, hielt sie fest umarmt. Und ich lauschte ihrem Atem.

Dann kam der Mai. Eines Morgens saß ich am Fenster und spürte die Sonne auf meinen Händen, roch die Wohlgerüche des Frühlings und hörte den sanften Wind durch die jungen Blätter streichen. Canoc hob Melle hoch, damit Olsa die Laken wechseln konnte. Inzwischen wog sie so wenig, daß er sie wie ein kleines Kind anheben konnte. Sie schrie heftig auf. Ich wußte zu diesem Zeitpunkt nicht, was geschehen war. Ihre Knochen waren so porös geworden, daß Schlüsselbein und Oberschenkelknochen wie Holzstöckchen zerbrochen waren, als er sie angehoben hatte.

Er ließ sie wieder aufs Bett sinken. Sie hatte das Bewußtsein verloren. Olsa lief los, um Hilfe zu holen. Es war das einzige Mal in diesen Monaten, daß sich Canoc gehen ließ. Er kauerte sich neben das Bett und weinte laut. Er zog mit einem schrecklichen Geräusch die Luft ein und vergrub sein Gesicht in den Bettlaken. Ich verkroch mich in meinen Sessel am Fenster und hörte alles mit an.

Sie machten den Vorschlag, Melles Knochen zu schienen, um sie an Ort und Stelle zu halten, aber er ließ nicht zu, daß sie sie anfaßten.

Am nächsten Tag ließ ich Coaly draußen im Hof herumtollen, als Barbe

mich rief. Coaly kam genauso schnell heran wie ich. Wir gingen in das Turmzimmer hinauf. Meine Mutter lag in ihren Kissen und hatte die alte braune Stola um ihre Schultern gelegt. Ich spürte es unter meiner Hand, als ich ihr einen Kuß gab. Ihre Hand und Wange waren eiskalt, doch sie erwiderte meinen Kuß. »Orrec«, flüsterte sie, »ich möchte deine Augen sehen.« Und als sie meinen Widerstand spürte, flüsterte sie: »Du kannst mich jetzt nicht mehr verletzen, mein Liebling.«

Ich zögerte noch immer.

»Tu es«, sagte Canoc von der anderen Bettseite her. Seine Stimme war leise, so wie immer, wenn er in diesem Raum sprach.

Ich zog die Binde herunter, nahm die beiden Läppchen von meinen Augen und versuchte, meine Augen zu öffnen. Zuerst glaubte ich, es ginge nicht. Ich mußte die Lider mit den Fingern nach oben ziehen, und als ich das tat, sah ich nichts außer einer grell blendenden, schmerzhaften Helligkeit, ein Chaos aus Licht.

Dann erinnerten sich meine Augen an ihre Fähigkeiten, und ich erkannte das Gesicht meiner Mutter.

»Ja, ja«, sagte sie, »das ist gut so.« Ihre Augen blickten aus der zusammengesunkenen Ruine ihres Körpers und ihres Gesichts, umhüllt von einem Gewirr schwarzer Haare, zu den meinen hoch. »Das ist gut«, wiederholte sie mit fester Stimme. »Das bewahrst du für mich auf.« Sie öffnete die Hand. Darin lag der Opal mit der silbernen Kette. Sie konnte die Hand nicht heben, um ihn mir zu geben. Ich nahm ihn und legte die Kette um meinen Hals. »Ennu erhöre und hilf«, murmelte sie. Dann schloß sie die Augen.

Ich blickte meinen Vater an. Seine Miene wirkte versteinert und beherrscht. Dann nickte er unmerklich.

Ich küßte meine Mutter wieder auf die Wange, legte die beiden Läppchen auf meine Augen und die Binde wieder an.

Coaly zog leicht an der Leine, und ich ließ mich aus dem Zimmer herausführen.

An diesem Tag, kurz nach Sonnenuntergang, starb meine Mutter.

Trauer ist – genauso wie Blindheit – etwas Seltsames, das man erst lernen muß. In unserer Trauer suchten wir die Nähe des anderen, doch nach den ersten Tränenausbrüchen, nachdem die Gebete gesprochen waren und man sich an die schönen Tage erinnert hatte, nachdem die Wehklagen verstummt waren und das Grab geschlossen wurde, blieb man mit seinem Schmerz allein. Es ist eine Last, die man allein tragen muß. Wie du damit fertig wirst, ist deine Angelegenheit. So schien es mir zumindest. Diese Ansicht erscheint Gry gegenüber vielleicht undankbar, ebenso den Hausangestellten und den Menschen in unserer Domäne, meinen Gefährten gegenüber, ohne die ich mein Elend in dem dunklen Jahr möglicherweise gar nicht ertragen hätte.

So bezeichnete ich es für mich: das dunkle Jahr.

Wenn man davon berichten will, ist es so, als wolle man einen Abschnitt einer schlaflosen Nacht beschreiben. Nichts geschieht. Man sinniert und hat kurze Träume, wacht wieder auf, Ängste kommen hoch und verschwinden wieder, Ahnungen werden nicht genauer, und bedeutungslose Worte geistern durch den Kopf, der Schauder eines Alptraums zieht vorbei, und die Zeit scheint stillzustehen. Es ist dunkel und nichts passiert.

Canoc und ich waren in unserer Trauer nicht vereint. Das konnten wir auch nicht. Wie grausam und endgültig mein Verlust auch sein mochte, ich hatte doch nur etwas verloren, das mit der Zeit ohnehin von mir gegangen und ersetzt worden wäre. Für ihn jedoch gab es keinen Ersatz; das Glück seines Lebens war von ihm gegangen.

Weil er allein zurückblieb und sich die Schuld daran gab, war sein Leid schwer, machte ihn wütend und konnte nicht gelindert werden.

Nach Melles Tod fürchteten einige Leute unserer Domäne sowohl Canoc als auch mich. Mich, da ich die wilde Gabe besaß. Und was würde mein Vater in seiner tiefen Verbitterung wohl tun? Wir waren schließlich die Nachkommen von Caddard. Und wir hatten einen guten Grund, wütend zu sein. Jedermann in Caspromant war davon überzeugt, daß Ogge Drum Melle Aulitta umgebracht hatte. Sie war genau ein Jahr und einen Tag, nachdem wir Drummant verlassen hatten, gestorben. Es war gar nicht nötig, daß ich die Sache, die ich Gry über die letzte Nacht dort anvertraut hatte, über das Flüstern und die Kälte, weitererzählte. Wir hatten es niemandem gesagt, und ich kam nie dahinter, ob sie Canoc etwas davon gesagt hatte. Alles, was er oder jeder andere wissen mußte, war, daß sie als schöne, strahlende Frau nach Drummant gezogen und krank zurückgekommen war, ihr Kind verloren hatte und dann dahingesiecht und schließlich gestorben war.

Canoc war ein starker Mann, doch die letzten Monate hatten einen hohen Tribut von seinem Körper und Geist gefordert. Er schien ausgelaugt. Nach Melles Tod schlief er einen halben Monat lang ziemlich viel – in dem Bett in ihrem Zimmer, wo er sie in den Armen gehalten hatte, als sie gestorben war. Er brachte dort viele Stunden alleine zu. Barbe, Olsa und die anderen hatten Angst um ihn und Angst *vor* ihm. Sie benutzten mich als Vermittler. »Geh doch mal hinauf und überzeuge dich, daß der Brantor nichts braucht«, pflegten mich die Frauen und Alloc oder einer der anderen Männer aufzufordern: »Geh doch mal hinauf und frag den Brantor, ob das Pferd Kleie oder Hafer bekommen soll?« Denn der alte Greylag konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, und sie waren sehr besorgt um ihn. Coaly und ich stiegen dann die Wendeltreppe in das Turmzimmer hinauf, und ich faßte Mut und klopfte. Manchmal antwortete er, manchmal auch nicht. Wenn er die Tür öffnete, war seine Stimme kalt und ausdruckslos. »Sag ihnen, nein«, sagte er oder: »Sag Alloc, er soll seinen Grips einsetzen.« Dann schloß er die Tür wieder.

Ich hatte zwar Angst davor, dorthin zu gehen, wo ich nicht erwünscht war, aber ich hatte keine körperliche Furcht vor ihm. Ich wußte doch, daß er seine

Gabe nie gegen mich einsetzen würde, so wie Melle sicher gewesen war, daß ich die meine nie gegen sie richten würde.

Als mir das klarwurde und ich es unter diesem Blickwinkel betrachtete, erschrak ich. Es war nicht eine Frage des bloßen Glaubens, es war vielmehr gesichertes Wissen. Ich wußte nämlich, daß er mich nicht verletzen würde, und ich wußte auch, daß ich sie nie verletzt hätte. Also hätte ich die Augenbinde abnehmen können, wenn ich mit ihr zusammen war. Ich hätte sie das ganze letzte Jahr anschauen können. Ich hätte mich um sie kümmern, ihr helfen, ihr vorlesen können, so wie ich ihr meine dummen Geschichten erzählt habe. Ich hätte ihr liebes Gesicht gesehen, nicht nur das eine Mal, sondern das ganze Jahr lang.

Diese Erkenntnis ließ mich nicht in Tränen ausbrechen, sondern wurde zu einer Quelle des Zorns und war wohl mit dem vergleichbar, was mein Vater empfand. Ein wütendes Rasen ohnmächtigen Kummers.

Es gab niemanden, den man dafür bestrafen konnte, außer mich selbst oder meinen Vater.

An dem Abend, als sie starb, hatte ich mich an ihn geklammert, und er hatte meinen Kopf an seine Brust gedrückt. Seitdem hatte er mich kaum mehr berührt und nur selten mit mir gesprochen. Er hatte sich oben in ihr Zimmer zurückgezogen und hielt sich ganz von den anderen fern. Er wollte in seiner Trauer allein bleiben, das waren meine verbitterten Gedanken.

14

Das ganze Frühjahr über waren Ternoc und Parn, so oft sie konnten, von Roddmant herübergekommen. Ternoc war ein freundlicher Mensch, eher ein Gefolgsmann als eine Führerpersönlichkeit. Er schien nicht sehr glücklich mit seiner eigensinnigen Ehefrau, beschwerte sich aber nie. Sein Leben lang hatte er zu meinem Vater aufgeblickt und meine Mutter aus tiefstem Herzen verehrt. Nun trauerte er um sie. Ende Juni kam er zu uns, ging hinauf in das Turmzimmer und sprach lange mit Canoc. An diesem Abend kam Canoc herunter und aß mit Ternoc zu Abend. Danach schloß er sich nicht mehr im Zimmer meiner Mutter ein, kehrte zu seiner Arbeit und seinen Pflichten zurück, schlief aber weiterhin im Turmzimmer. Zu mir sprach er reserviert und nur, was die Pflicht erforderte. Ich antwortete auf die gleiche Weise.

Ich hatte gehofft, Parn hätte vielleicht gewußt, wie meiner Mutter zu helfen gewesen wäre, aber sie war eine Jägerin und keine Heilerin. In einem Krankenzimmer fühlte sie sich unwohl, war ungeduldig und keine große Hilfe. Beim Begräbnis meiner Mutter hatte Parn den Trauerchor geleitet, das schluchzende Jammergeheul, das die Frauen des Hochlandes am Grab anstimmten. Es ist ein gräßlich schrilles Wehgeschrei, wie die unerträglichen Schmerzenslaute eines Tieres, das nie enden zu wollen scheint. Coaly legte ihren Kopf in den Nacken und heulte mit den Frauen. Sie zitterte am ganzen Körper, und auch ich zitterte und kämpfte gegen die Tränen. Als es endlich vorüber war, war ich ausgelaugt, erschöpft und erleichtert. Während des Begräbnisses verharrte Canoc unbeweglich und ließ es über sich ergehen wie ein Fels den Regen.

Schon bald nach Melles Tod ging Parn hinauf in die Carrantages. Die Bewohner von Borremant hatten von ihren Fähigkeiten, das Wild herbeizurufen, gehört und nach ihr geschickt. Sie wollte, daß Gry mitkam, damit sie lerne, ihre Gabe einzusetzen. Es war eine der seltenen Gelegenheiten, zu den reichen Hochlandbewohnern zu kommen und sich dort einen guten Ruf zu verdienen. Gry weigerte sich, und Parn wurde böse auf sie. Wieder einmal vermittelte der sanfte Ternoc. »Du kommst und gehst, ganz wie du willst«, sagte er zu seiner Frau, »also gestehe deiner Tochter das gleiche zu.« Parn erkannte, daß dies nur gerecht war, dennoch paßte es ihr nicht. Am nächsten Tag brach sie ohne Gry auf und verabschiedete sich von niemandem.

Blaze, das Einjährige, war gründlich abgerichtet an Cordemant zurückgegeben worden. Wenn uns Gry jetzt besuchte, ritt sie auf einem Ackergaul, sofern einer frei war, oder sie lief, was für einen Tag hin und zurück eine lange Strecke bedeutete. Für mich war es zu weit, um auf Roanie dorthin zu reiten oder mit Coaly zu laufen. Außerdem wurde Roanie langsam alt, und auch Greylag, der sich inzwischen von seiner Krankheit erholt hatte, galt jetzt schon als ein altes Pferd. Branty war ein hervorragender

Vierjähriger, der sich wie ein richtiger Hengst gebärdete, was gut zu ihm paßte, sich aber nicht mit seinen anderen Pflichten vertrug. Unser Besitz an Pferden war ziemlich bescheiden. Eines Abends nahm ich all meinen Mut zusammen, wie ich es immer tat, wenn ich zu meinem Vater sprach, und sagte: »Wir sollten uns ein neues Fohlen anschaffen.«

»Ich hatte auch schon daran gedacht, Danno Barre zu fragen, was er für die graue Stute verlangt.«

»Sie ist aber alt. Wenn wir ein Fohlen oder ein Füllen bekämen, könnte Gry es abrichten.«

Wenn man den Sprecher nicht sehen kann, wird sein Schweigen geheimnisvoll. Ich wartete ab und wußte nicht, ob Canoc über das, was ich gesagt hatte, noch nachdachte oder es schon verworfen hatte.

»Ich werde mich umsehen«, sagte er.

»Alloc meint, drüben in Callemant gibt es ein hübsches Füllen. Der Schmied hat es ihm erzählt.«

Diesmal zog sich das Schweigen hin. Ich mußte einen ganzen Monat auf die Antwort warten. Sie kam dann in Form der Gestalt Allocs, der mich nach draußen rief, um das neue Stutenfohlen anzusehen. Das konnte ich natürlich nicht, aber ich ging hinaus, befühlte sein Fell, strich über die Mähne und schwang mich für einen kurzen Ritt um den Hof in den Sattel. Die ganze Zeit über lobte Alloc ihre Manieren und ihre Schönheit. Sie sei gerade ein Jahr alt, sagte er, ihr Fell ein helles Kastanienbraun mit einer Blesse, nach der sie auch benannt sei. »Kann Gry herkommen und mit ihr arbeiten?« fragte ich. Alloc antwortete: »Nun, sie soll ungefähr ein Jahr in Roddmant bleiben und dort alles lernen, was sie braucht. Sie ist noch zu jung, um meine oder deines Vaters Freundin zu sein, verstehst du?«

Als Canoc an diesem Abend nach Hause kam, wollte ich ihm danken. Ich wollte zu ihm gehen und ihn umarmen. Aber ich hatte Angst, in meiner Blindheit etwas Unbedachtes oder eine täppische Bewegung zu riskieren, und fürchtete, daß er nicht von mir berührt werden wollte.

»Ich bin heute auf dem Füllen geritten«, sagte ich, und er antwortete: »Gut.« Dann wünschte er mir gute Nacht. Ich hörte seine müden Schritte auf der Treppe zum Turmzimmer.

Während der dunklen Zeit konnte nun Gry auf Blesse zu mir geritten kommen, zwei-, drei-, viermal in zwei Wochen, manchmal auch noch öfter.

Wenn sie mich besuchte, ritten wir zusammen aus, und sie erzählte mir, was sie und Blesse taten. Die Einjährige war süß wie frisches Brot, und als Reitpferd brauchte sie nur wenig zu lernen. So brachte Gry ihr nette Schritte und Tricks bei, zum Ruhm sowohl des Trainers als auch des Pferdes. Meist ritten wir nicht weit, denn Roanie litt unter Rheuma. Wenn wir dann zurück zum Steinernen Haus kamen, setzten wir uns bei schönem Wetter in den Küchengarten, und wenn es regnete oder kalt war, in die Ecke des großen Kamins, um uns zu unterhalten.

Im ersten Jahr nach dem Tod meiner Mutter geschah es viele Male, daß,

obwohl ich froh war, Gry bei mir zu haben, ich doch einfach nicht reden konnte. Es gab nichts zu sagen. Mich umgab eine Leere, eine todesähnliche Starre, die ich nicht mit Worten durchdringen konnte.

Gry hat dann ein wenig erzählt, mir von den Neuigkeiten berichtet – und fiel dann selbst in Schweigen. Es war genauso einfach, stumm neben ihr zu sitzen, wie es mit Coaly war. Dafür bin ich ihr sehr dankbar gewesen.

Aus diesem Jahr ist mir nicht mehr viel in Erinnerung. Ich war in eine schwarze Leere gesunken. Es gab nichts für mich zu tun. Mein einziger Nutzen bestand darin, nutzlos zu sein. Ich würde nie lernen, meine Gabe zu benutzen, nur dies: sie *nicht* zu benutzen. Ich würde hier in der Halle des Steinernen Hauses sitzen, und die Menschen hätten Angst vor mir. Das war der ganze Sinn meines Lebens. Ich könnte genausogut schwachsinnig sein wie das arme Kind in Drummant. Es gäbe keinen Unterschied. Ich war ein Schreckgespenst mit einer Binde über den Augen.

Manchmal sprach ich tagelang kein Wort mit jemandem. Olsa, Barbe und die anderen Menschen um mich herum versuchten, mit mir zu reden und mich aufzuheitern. Sie brachten mir Leckereien aus der Küche, und Barbe war mutig genug, mir Dinge anzutragen, die ich im Haushalt tun könnte, ohne daß ich dazu sehen mußte. Dinge, die ich in der ersten Zeit meiner Blindheit auch gern getan hatte. Jetzt aber nicht mehr. Alloc kam am Ende des Tages mit meinem Vater herein, und sie unterhielten sich eine Weile, während ich stumm dabeisaß. Alloc versuchte, mich in das Gespräch hineinzuziehen. Ich widersetzte mich jedoch. Canoc fragte mich steif: »Geht es dir gut, Orrec?« oder »Bist du heute ausgeritten?« Und ich antwortete: »Ja.«

Heute glaube ich, daß er unter unserer Entfremdung genauso gelitten hat wie ich. Alles, was ich damals wußte, war, daß er nicht den gleichen Preis für unsere Gabe zahlen mußte wie ich.

Den ganzen folgenden Winter hindurch schmiedete ich Pläne, wie ich nach Drummant und in Sichtweite von Ogge kommen und ihn vernichten könnte. Natürlich müßte ich dazu meine Augenbinde abnehmen. Immer wieder malte ich es mir aus. Noch vor Tagesanbruch würde ich mich aufmachen und Branty nehmen, denn die älteren Pferde waren nicht schnell und nicht ausdauernd genug. Ich würde den ganzen Tag reiten, bis ich Drummant erreicht hätte, mich dort irgendwo bis zum Anbruch der Nacht verstecken und warten, bis Ogge sich zeigte. Nein, noch besser wäre es, mich zu verkleiden. Die Leute von Drummant hatten mich nur mit meiner Augenbinde gesehen, außerdem war ich inzwischen gewachsen, und meine Stimme war tiefer geworden. Ich würde die Jacke eines Leibeigenen tragen, nicht meine eigene, und den Kilt. Also würden sie mich nicht erkennen. Ich ließe Branty in den Wäldern versteckt zurück, denn das Pferd könnte man wiedererkennen. Ich ginge wie ein herumstreunender Bauernjunge aus dem Gebiet der Schluchten zu Fuß dorthin und wartete, bis Ogge sich zeigte. Und dann, mit einem Blick, mit einem Wort … Und wenn sie dann alle vor Schrecken und Überraschung versteinert dastünden, verschwände ich wieder in den Wäldern, zurück zu

Branty und nach Hause, wo ich zu Canoc sagen würde: »Du hast Angst gehabt, ihn zu töten, also habe ich es getan.«

Ich tat es aber nicht. Ich glaubte daran, wenn ich es mir ausmalte, doch sobald ich damit fertig war, erschien es mir unwahrscheinlich.

Ich habe es mir so oft ausgemalt, daß es seine Wirkung verlor, und dann blieb nichts mehr davon übrig.

In diesem Jahr begab ich mich weit in die Dunkelheit hinein.

Irgendwo in dieser Dunkelheit machte ich kehrt, ohne daß es mir selbst bewußt wurde. Es war das Chaos, in dem es kein Vor und kein Zurück gab, überhaupt keine Richtung. Doch ich kehrte um, und der Weg zurück war der Weg ins Licht. Coaly blieb in der Dunkelheit und Stille meine Gefährtin. Gry war mein Führer auf dem Weg zurück.

Einmal besuchte sie mich, ich saß am Kamin. Es brannte kein Feuer darin, denn es war Mai oder Juni, und nur in der Küche brauchte man das Herdfeuer. Doch der Platz am Kamin war der, an dem ich die meiste Zeit des Tages verbrachte. Ich hörte sie kommen, erkannte das helle Klappern von Blesses Hufen im Hof, hörte Grys Stimme und wie Olsa sie begrüßte und sagte: »Er ist da, wo er immer ist.« Dann spürte ich ihre Hand auf meiner Schulter – und noch mehr. Diesmal beugte sie sich herab und gab mir einen Kuß auf die Wange.

Seit dem Tod meiner Mutter war ich nicht geküßt und kaum von einem Menschen überhaupt berührt worden. Diese Berührung durchfuhr meinen Körper wie ein Blitz die Wolken. Durch die Überraschung und die Süße blieb mir die Luft weg.

»Aschenprinz«, sagte Gry zu mir. Sie roch nach Pferdeschweiß und Gras, und ihre Stimme klang wie der Wind in den Blättern. Sie setzte sich neben mich. »Erinnerst du dich?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Du mußt dich aber daran erinnern. Du erinnerst dich doch an alle Geschichten. Diese allerdings liegt schon weit zurück. Als wir noch klein waren.«

Ich sagte immer noch nichts. Das Schweigen versteinerte meine Zunge. Sie fuhr fort. »Der Aschenprinz war der Junge, der am Kamin schlief, weil ihm seine Eltern kein Bett gaben …«

»Pflegeeltern.«

»Das stimmt. Seine richtigen Eltern hatten ihn verloren. Wie kann man einen Jungen verlieren? Sie mußten sehr nachlässig gewesen sein.«

»Es war ein Königspaar, und eine Hexe hat den Jungen geraubt.«

»Richtig. Er hat draußen gespielt, und die Hexe kam aus dem Wald … sie hielt ihm eine süße Birne hin … Sobald er hineingebissen hatte, sagte sie: ›Aha, kleb fest, Kinn, jetzt bist du mein!‹« Gry lachte herzhaft, als sie dies erzählte. »Deshalb nannte man ihn Klebekinn! Aber wie ging es dann weiter?«

»Die Hexe gab ihn zu einem armen Ehepaar, das schon sechs Kinder hatte

und kein weiteres mehr wollte. Doch sie bot ihnen ein Goldstück an, wenn sie den Jungen nähmen und aufzögen.« Die Sprache und die Abfolge der Worte brachten die Erinnerung an diese Geschichte zurück, an die ich seit zehn Jahren nicht mehr gedacht hatte. Und auch die Melodie der Stimme meiner Mutter, als sie sie erzählte. »So wurde er ihr Eigentum und Diener und mußte nach ihrer Pfeife tanzen. Es hieß: ›Klebekinn, tu das!‹ und ›Klebekinn, tu dies!‹, und nie hatte er eine freie Minute, bis spät in der Nacht die Arbeit getan war und er sich am Kamin in die warme Asche legen und schlafen konnte.«

Ich schwieg.

»Oh, Orrec, erzähl weiter«, bat Gry sehr leise.

Also fuhr ich mit der Geschichte vom Aschenprinz fort und erzählte, wie er am Ende wieder in sein Königreich kam. Als ich fertig war, herrschte kurz Schweigen. Gry schneuzte sich. »Denk nicht, daß ich wegen eines Märchens weine«, erklärte sie. »Ich mußte an Melle denken … Coaly, deine Pfoten sind voller Asche. Gibt deine Pfoten her. Ja.« Danach folgten einige Reinigungsversuche, dann stand Coaly auf und schüttelte sich vehement. »Laß uns nach draußen gehen«, schlug Gry vor. Und auch sie erhob sich, ich aber blieb sitzen.

»Komm mit und schau dir an, was Blesse tun kann«, versuchte sie mich zu überreden.

Sie sagte »schau« – genau wie ich es sonst sagte, denn es ist mühselig, jedesmal ein anderes, besser passendes Wort zu finden. Doch dieses Mal, weil sich etwas in mir verändert hatte und ich, ohne es zu wissen, umgekehrt war, brach es aus mir heraus: »Ich kann nicht sehen, was Blesse tut. Ich kann überhaupt nichts sehen. Es hat keinen Zweck, Gry geh nach Hause. Es ist Blödsinn, daß du hierherkommst. Es hat keinen Zweck.«

Einen Augenblick lang herrschte Stille. »Ich glaube, das kann ich selbst besser entscheiden, Orrec«, sagte Gry.

»Dann tu es. Gebrauche deinen Verstand.«

»Gebrauche du deinen eigenen. Es ist ja nichts verkehrt daran, nur daß du deinen Verstand nicht mehr benutzt. Genau wie deine Augen!«

In diesem Augenblick brach die Wut aus mir heraus, diese alte, überschäumende und erdrückende Wut der Enttäuschung, die ich immer verspürt hatte, wenn ich versuchte, meine Gabe zu gebrauchen. Ich griff nach meinem Stab, dem des Blinden Caddard, und stand auf. »Verschwinde, Gry«, sagte ich. »Verschwinde, bevor ich dir weh tue.«

»Dann nimm deine Augenbinde ab!«

In wilder Raserei schlug ich blindlings mit dem Stab nach ihr. Der Streich ging ins Leere.

Coaly gab ein scharfes, warnendes Bellen von sich, und ich spürte, wie sie sich hart gegen meine Knie drängte und mich daran hinderte, einen Schritt nach vorne zu tun.

Ich streckte meine Hand nach unten aus und streichelte ihren Kopf. »Ist

schon in Ordnung, Coaly«, murmelte ich. Doch ich zitterte vor Anspannung und Scham.

Gry meldete sich aus sicherer Entfernung. »Ich gehe in den Stall. Roanie ist schon seit Tagen nicht mehr draußen gewesen. Ich will mir ihre Beine ansehen. Wir können ausreiten, wenn du willst.« Und dann ging sie.

Ich strich mir mit beiden Händen übers Gesicht. Hände und Gesicht fühlten sich rauh an. Wahrscheinlich schmierte ich mir Asche in Gesicht und Haare. Dann ging ich in die Küche, hielt meinen Kopf ins Wasser und wusch meine Hände. Danach sagte ich zu Coaly, sie solle mich in den Stall führen. Meine Beine zitterten noch immer. Ich fühlte mich, wie sich ein sehr alter Mann fühlen mußte, und Coaly wußte es, ging langsamer als üblich und paßte auf mich auf.

Mein Vater und Alloc waren mit den Hengsten unterwegs. Roanie hatte den Stall ganz für sich allein und stand in der großen Box, wo sich ein Pferd auch hinlegen konnte. Coaly führte mich zu ihr. »Befühle mal diese Stelle«, forderte mich Gry auf. »Das kommt vom Rheuma.« Sie nahm meine Hand und führte sie an den Vorderlauf des Pferdes. Dann den schweren Unterschenkel hinauf bis ans Knie. Ich konnte die brennende Hitze in den Gelenken spüren.

»Arme Roanie«, sagte Gry und tätschelte die alte Stute, die stöhnte und sich an sie lehnte, wie sie es immer tat, wenn man sie streichelte oder liebkoste.

»Ich weiß nicht, ob ich wirklich auf ihr reiten sollte«, sagte ich.

»Ich weiß es auch nicht, aber sie braucht auf jeden Fall etwas Bewegung.«

»Ich kann sie herumführen.«

»Vielleicht ist das besser. Du bist ohnehin viel schwerer geworden.«

Das stimmte. Da ich mich schon seit langer Zeit nicht mehr viel bewegt hatte und obwohl – seit ich die Augenbinde trug – mir das Essen wenig Anreiz und Geschmack bot, war ich immer hungrig. Und Barbe, Olsa und die Küchenmädchen fütterten mich unentwegt, da sie sonst nichts für mich tun konnten. Ich nahm zu und wuchs so schnell, daß die Knochen bei Nacht schmerzten. Ich stieß den Kopf dauernd an Türbalken, die im letzten Jahr noch deutlich außer meiner Reichweite gewesen waren.

Ich band eine Leine an Roanies Zaumzeug – inzwischen fielen mir solche Handgriffe nicht mehr schwer – und führte sie hinaus, während Gry Blesse zum Aufsteigestein führte und sich auf ihren sattellosen Rücken schwang. Wir verließen den Hof und nahmen den Weg durch die Schlucht. Coaly führte mich, und ich führte Roanie. Ich konnte ihre unregelmäßigen Schritte hinter mir hören. »Es ist, als ob sie jedesmal aua, aua, aua schreit«, sagte ich.

»Das tut sie auch«, erklärte Gry, die vor uns ritt.

»Kannst du sie hören?«

»Wenn ich Verbindung aufnehme.«

»Kannst du mich hören?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich kann keine Verbindung aufnehmen.«

»Warum nicht?«

»Worte sind im Weg. Worte und … alles andere. Ich kann eine Verbindung zu kleinen Kindern herstellen. Auf diese Weise wissen wir, wenn eine Frau schwanger ist. Da läßt sich eine Verbindung schaffen. Doch sobald das Kind zu einem Menschen heranwächst, kommt man nicht mehr heran. Man kann sie nicht rufen, und man kann sie nicht hören.«

Schweigend zogen wir weiter. Je länger wir liefen, desto einfacher schien es für Roanie zu werden, deshalb machten wir einen Schlenker zum Eschenhainpfad. »Sag mir, wie es aussieht, wenn wir dort angekommen sind«, bat ich Gry.

»Es hat sich nicht viel verändert«, sagte Gry, als wir an der zerstörten Hügelflanke vorbeikamen. »Ein wenig mehr Gras. Doch es ist immer noch … wie hast du es genannt?«

»Chaos. Steht der Baum noch?«

»Nur der Stumpf davon.«

Dort kehrten wir um. »Weißt du, es ist merkwürdig, daß ich mich nicht daran erinnern kann, es getan zu haben. So als hätte ich meine Augen geöffnet, und es war passiert.«

»Aber wirkt eure Gabe nicht so?«

»Nein. Nicht mit geschlossenen Augen! Warum sollte ich sonst diese verdammte Binde tragen? Damit ich es nicht tun kann!«

»Bei einer wilden Gabe aber … Du willst es doch gar nicht tun … Und es passiert so schnell …«

»Ich denke auch, so ist es.« Doch ich hatte es tun wollen, glaubte ich.

Roanie und ich stolperten weiter, während die anderen graziös vor uns dahinschritten.

»Orrec, es tut mir leid, daß ich dich aufgefordert habe, die Augenbinde abzunehmen.«

»Es tut *mir* leid, daß ich dich mit dem Stab … verfehlt habe.«

Sie lachte nicht, aber ich fühlte mich besser.

Es war nicht an diesem Tag, aber auch nicht lange danach, als mich Gry nach den Büchern fragte. Sie meine das, was Melle während ihrer Krankheit im Herbst und Winter geschrieben hatte. Sie fragte, wo sie die Bücher finden könne.

»In der Truhe in ihrem Zimmer.« Eifersüchtig bezeichnete ich es immer noch als ihr Zimmer, obwohl Canoc jetzt schon seit anderthalb Jahren darin lebte und schlief.

»Ich frage mich, ob ich sie lesen darf?«

»Du bist die einzige Person im Hochland, die es kann«, antwortete ich mit der nicht beherrschbaren Verbitterung, die jetzt in allem lag, was ich sagte.

»Ich weiß nicht. Es war immer so schwer. Ich kann mich an einige der

Buchstaben nicht mehr erinnern … Aber du kannst sie lesen.«

»Ja, natürlich. Wenn ich die Augenbinde abnehme. Wenn Schweine Flügel haben.«

»Aber hör doch mal zu, Orrec.«

»Das ist das einzige, was ich kann.«

»Du könntest versuchen zu lesen. Nur für eine kurze Zeit, nur eins der Bücher. Du schaust einfach nichts anderes an.« Grys Stimme war rauh geworden. »Du zerstörst doch nicht alles, was du ansiehst! Sie hat das alles schließlich für dich geschrieben.«

Gry wußte nicht, daß ich Melles Gesicht gesehen hatte, bevor sie starb. Niemand außer meinem Vater wußte es. Niemand außer mir wußte, daß ich Melle nie verletzt hätte. Würde ich jetzt das einzige zerstören, was mir von ihr geblieben war?

Ich konnte Gry einfach keine Antwort geben.

Ich hatte meinem Vater nie versprochen, meine Augenbinde nicht abzunehmen. Es gab zwar keine in Worte gefaßte Verpflichtung, aber es gab doch eine Verpflichtung, die mich band. Sie hatte mich auch gebunden, als gar kein Grund dafür bestand. Sie hatte mich davon abgehalten, meine Mutter im letzten Jahr ihres Lebens zu sehen, und sie hatte mich grundlos nutzlos für sie gemacht. Oder doch aus dem einen Grund, daß meine Blindheit meinem Vater nützte, indem ich so zu seiner Waffe und zur Abschreckung seiner Feinde wurde. Doch war ich denn nur ihm verpflichtet?

Lange Zeit gingen meine Überlegungen nicht weiter als bis zu diesem Punkt. Gry brachte es auch nicht mehr zur Sprache, und ich dachte schon, ich hätte es aus meinen Gedanken verbannt.

Doch im Herbst, als mein Vater und ich im Stall arbeiteten, ich Roanies Knie einrieb und er einen Huf abschälte, der Greylag Schwierigkeiten bereitete, sagte ich plötzlich: »Vater, ich möchte die Bücher sehen, die Mutter geschrieben hat.«

»Bücher?« fragte er verwirrt.

»Das Buch, das sie vor langer Zeit angefertigt hat, und die, die sie geschrieben hat, als sie krank war. Sie liegen in der Truhe. Im Turmzimmer.«

In das Schweigen hinein sagte er: »Was willst du damit anfangen?«

»Ich will sie haben. Sie hat sie für mich geschrieben.«

»Nimm sie, wenn du willst.«

»Das werde ich«, erwiderte ich. Und Roanie trat einen Schritt zurück, denn um meinen Ärger zu unterdrücken, hatte ich ihr schmerzendes Knie zu fest angefaßt. Ich haßte meinen Vater. Er kümmerte sich nicht um mich, kümmerte sich auch nicht um die Arbeit, der meine Mutter ihre letzte Kraft gewidmet hatte. Nichts bedeutete ihm etwas, außer Brantor von Caspromant zu sein und den Menschen seinen Willen aufzuzwingen.

Ich beendete meine Arbeit an der Stute, wusch mir die Hände und ging geradewegs in das Turmzimmer, da ich sicher war, daß mein Vater nicht dort wäre. Coaly führte mich beflissen die Stufen hinauf, als erwartete sie, Melle

dort zu finden. Der Raum war kalt und machte einen verlassenen Eindruck. Ich stolperte herum, um die Truhe zu finden, und streckte meine Hand nach dem Fußteil des Bettes aus. Die braune Stola lag zusammengefaltet darüber, jene Stola, die meine Großmutter gewoben und meine Mutter getragen hatte, als ihr kalt gewesen und auch als sie gestorben war. Ich wußte, wie sie sich anfühlte, die weiche Rauheit der handgesponnenen Wolle. Ich vergrub mein Gesicht darin. Den auch sonst schon fast verblaßten Duft meiner Mutter, den kaum noch merklichen Wohlgeruch, an den ich mich erinnerte, roch ich aber nicht darin. Eher Schweiß und Salz.

»Zum Fenster, Coaly«, sagte ich, und wir schafften es, die Truhe zu finden. Ich hob den Deckel an und fühlte die Leinenstücke darin. Es waren viel mehr, als ich mit einer Hand tragen konnte. Ich durchwühlte diese steifen Leinenstücke, bis ich zu dem gebundenen Buch kam, dem ersten, das sie für mich angefertigt hatte. *Die Geschichte von Lord Raniu*. Ich nahm es heraus und schloß den Deckel der Truhe. Als mich Coaly aus dem Raum führte, berührte ich noch einmal die Stola, und dies versetzte mir einen Stich ins Herz, den ich nicht ergründen wollte.

Meine Gedanken waren ganz bei dem Buch, das ich besitzen wollte, bei dem Ding, das meine Mutter für mich geschaffen und mir gegeben, mir also hinterlassen hatte. Das war genug. So dachte ich. Ich legte es in meinem Zimmer auf den Tisch, wo jedes Ding seinen Platz hatte und niemals verlegt wurde – und wo niemand etwas berühren durfte. Ich ging zum Abendessen und aß stumm zusammen mit meinem ebenfalls schweigenden Vater.

Als das Mahl beendet war, fragte er: »Hast du das Buch gefunden?« Er zögerte bei dem Wort Buch.

Ich nickte mit einem plötzlichen, boshaften Vergnügen und machte in meinem Geist eine höhnische Bemerkung: Du weißt ja gar nicht, was das ist, du weißt nicht, was du damit anfangen sollst, du kannst ja nicht lesen!

Als ich später allein in meinem Zimmer war, saß ich eine Zeitlang am Tisch, dann löste ich vorsichtig die Augenbinde und nahm die Läppchen von meinen Augen.

Und blickte in die Dunkelheit.

Fast hätte ich laut aufgeschrien. Mein Herz war von Schrecken erfüllt, mein Kopf schwirrte mir, und es dauerte eine lange Zeit, bis ich erkannte, daß irgendwo vor mir ein Rahmen voller kleiner, silberner Flecken hing. Ich sah ihn. Es war der Fensterrahmen, und dahinter funkelten die Sterne.

Natürlich gab es in meinem Zimmer kein Licht. Ich würde in die Küche gehen müssen, um mir einen Stahl und einen Feuerstein zu holen und eine Lampe oder Kerze. Aber was würden sie in der Küche sagen, wenn ich nach diesen Dingen fragte?

Nachdem sich meine Augen an das Sehen gewöhnt hatten, konnte ich das helle Rechteck des Buches, das vor mir auf dem Tisch lag, im Sternenlicht erkennen. Ich strich mit der Hand darüber und sah die schattenhafte Bewegung. Diese Bewegung zu machen und sie zu sehen, bereitete mir so viel

Vergnügen, daß ich sie immer wieder ausführte. Ich blickte auf und sah die herbstlichen Sterne. Ich betrachtete sie so lange, daß ich ihr langsames Wandern nach Westen wahrnahm. Das reichte.

Ich legte die Läppchen wieder auf meine Augen, band auch die Binde sorgfältig um, zog mich aus und ging zu Bett.

Als ich auf meine Hand und das Buch blickte, war mir nicht einen Augenblick lang der Gedanke gekommen, ich könnte sie zerstören. Der Gedanke an meine gefährliche Gabe hatte keinen Weg in meinen Geist gefunden. Er war mit der Gabe des Sehens erfüllt gewesen. Wenn ich sie sehen konnte, konnte ich dann auch die Sterne zerstören?

15

Für eine Weile genügten mir die Seiten, die Melle zuerst für mich geschrieben und die ich aus dem Turmzimmer geholt hatte. Ich bewahrte sie in einem mit Schnitzereien verzierten Kasten in meinem Zimmer auf. Jeden Morgen las ich beim ersten Tageslicht darin. Wenn ich vom Krähen der Hähne erwachte, setzte ich mich sofort an den Tisch, schob die Augenbinde auf meine Stirn und war bereit, sie mir gleich über die Augen zu ziehen, wenn jemand den Raum beträte. Ich war vorsichtig genug, nichts anderes anzusehen als die beschriebenen Blätter. Nur jeweils am Anfang und am Ende warf ich einen kurzen Blick aus dem Fenster, um mir den Himmel anzusehen. Ich sagte mir, daß ich mit dem Lesen der Geschichten, die meine Mutter geschrieben hatte – und mit einem Blick ins Licht hinein – kein Unheil anrichten könnte.

Ich war sehr vorsichtig, obwohl es furchtbar schwer fiel, keinen Blick auf Coaly zu werfen. Ich sehnte mich danach, sie anzusehen. Wenn sie sich im Raum befand, wußte ich, daß ich nicht vermeiden könnte, die Augen auf sie zu richten. Diese Vorstellung ließ mich erschaudern. Ich versuchte also, die Augen mit den Händen abzuschirmen, so daß ich ausschließlich die Blätter vor mir sah. Doch auch das war nicht sicher genug. Ich schloß meine Augen und führte die arme Coaly aus dem Raum. »Bleib da«, befahl ich ihr vor der Tür und hörte, wie ihr Schwanz zum Zeichen der Gehorsamkeit kurz auf den Boden schlug. Als ich die Tür schloß, fühlte ich mich wie ein Verräter.

Oft war ich von dem, was ich las, verwirrt. Denn die Leinenseiten waren ungeordnet in die Truhe gesteckt worden, und als ich sie herausgenommen hatte, noch mehr durcheinandergeraten. Zudem hatte meine Mutter einfach niedergeschrieben, an was sie sich erinnern konnte, häufig nur kleine Fragmente und kurze Passagen ohne Anfang und Ende und auch keine Erklärungen dazu. Ganz zu Anfang hatte sie angemerkt: »Das stammt aus dem Heiligen Buch von Ennu, von dem mir meine Großmutter erzählt hat, und es ist nur für Frauen bestimmt.« Oder: »Mehr weiß ich nicht von dieser Geschichte des Heiligen Momu.« Einige der Seiten waren überschrieben: »Für meinen Sohn Orrec von Caspromant.« Einer der früheren Texte, eine Legende, die die Gründung von Derris Water beschrieb, trug den Titel »Tropfen aus dem Eimer des Brunnens, von Melle Aulitta aus Derris Water und Caspromant für meinen geliebten Sohn.« Als ihre Krankheit fortschritt, was ich an der krakeligen und hastig hingeworfenen Schrift erkennen konnte, fehlten die Erklärungen, und es gab mehr Bruchstücke. Und statt der Geschichten waren es dann Gedichte und Lieder, alle in der engen Schrift verfaßt, die sich in deutlichen Zeilen quer über das Blatt zog. Die Melodie der Gedichte erschloß sich erst, wenn ich sie laut las. Einige der späteren Seiten waren schwer zu entziffern. Auf der letzten Seite, sie lag ganz oben in der Truhe und ich hatte sie auch oben auf dem Stapel gelassen, befanden sich nur ein paar blasse Schriftzüge. Ich erinnerte mich, wie sie gesagt hatte, sie sei zu

müde, um weiterzuschreiben, zumindest für eine Weile.

Ich denke, es erscheint merkwürdig, daß ich nach dem großen Vergnügen, in dem wertvollen Geschenk zu schmökern, das mir meine Mutter hinterlassen hatte, bereit war, meine Augen wieder in die Dunkelheit zu bannen und den Tag hindurch von einem Hund geführt herumzustolpern. Ich war aber nicht nur bereit dazu, es war vielmehr eine Selbstverständlichkeit. Die einzige Art, auf die ich Caspromant verteidigen konnte, war meine Blindheit. Also blieb ich blind. Ich hatte zwar einen erfreulichen Ausgleich für meine schwere Pflicht gefunden, doch sie lastete noch immer auf meinen Schultern.

Ich befürchtete allerdings, daß ich diesen Ausgleich nicht für mich allein gefunden hatte. Gry war es gewesen, die gesagt hatte: »Du kannst sie lesen.« Es war Herbst: Sie war in Roddmant mit der Ernte beschäftigt und konnte nur selten herüberkommen. Doch sobald sie kam, führte ich sie in mein Zimmer, zeigte ihr das Kästchen mit den Schriftstücken und gestand, daß ich sie läse.

Sie schien mehr verwirrt oder verlegen, als erfreut und wollte das Zimmer schnell wieder verlassen. Sie hatte natürlich ein besseres Gefühl als ich dafür, welches Risiko sie einging. In den Domänen ließ man den Mädchen ihre Freiheiten. Niemand im Hochland sah etwas Unschickliches darin, wenn Jugendliche zusammen ausritten, spazierengingen und sich irgendwo in der freien Natur unterhielten oder an Orten, die auch anderen Personen zugänglich waren. Aber als fünfzehnjähriges Mädchen das Schlafzimmer eines Jungen aufzusuchen bedeutete ohne Zweifel, zu weit zu gehen. Barbe und Olsa hätten uns heftige Vorwürfe gemacht, und noch schlimmer, einige von den anderen, die Frauen am Spinnrad oder die Küchenhilfen, hätten vielleicht Gerüchte verbreitet. Als mir das schließlich bewußt wurde, spürte ich, wie ich errötete. Wir gingen nach draußen, und es dauerte noch eine halbe Stunde, in der wir über Pferde sprachen, bis sich unsere Verkrampfung im Umgang miteinander gelöst hatte.

Erst dann waren wir in der Lage, über das zu sprechen, was ich gelesen hatte. Ich rezitierte für Gry eines der Lieder von Adressel. Es berührte mein Herz, aber sie schien nicht besonders beeindruckt davon. Sie zog Geschichten vor. Ich konnte ihr nicht erklären, warum mich die Gedichte, die ich gelesen hatte, so fesselten. Ich versuchte herauszufinden, wie sie geschrieben waren, wie sich die einzelnen Worte wiederholten, wie ein bestimmter Rhythmus wiederaufgenommen wurde oder sich eine Melodie durch die Worte spann. All das ging mir durch den Kopf, wenn ich den restlichen Tag in der Dunkelheit herumlief. Ich versuchte, eigene Worte in die Muster zu binden, die ich gefunden hatte, und manchmal gelang das auch. Das löste eine tiefe, reine Freude bei mir aus, eine Freude, die Bestand hatte und sich immer wieder einstellte, wenn ich an die Worte dachte, an das Muster, das Gedicht.

Gry hatte an diesem Tag keine gute Laune und auch nicht, als sie das nächste Mal kam. Zu diesem Zeitpunkt war es Oktober und regnete. Wir saßen in der Kaminecke und unterhielten uns. Barbe brachte uns ein Tablett

mit Haferplätzchen, die ich nach und nach verschlang, während Gry meist nur stumm dasaß. Schließlich fragte sie mich: »Orrec, warum, glaubst du, besitzen wir die Gaben?«

»Um unsere Leute damit zu verteidigen.«

»Für meine gilt das nicht.«

»Nein, aber du kannst jagen, den Menschen helfen, sich zu ernähren. Du kannst Tiere abrichten, damit sie ihnen bei der Arbeit helfen.«

»Ja, aber was ist mit deiner Gabe? Oder Vaters? Um zu zerstören. Zu töten.«

»Es muß jemanden geben, der das kann.«

»Ich weiß. Aber wußtest du … mein Vater kann einen Splitter aus deinem Finger oder einen Dorn aus deinem Fuß holen – mit der Gabe des Messers. So schnell und sicher, daß nur ein Tropfen Blut dabei herauskommt. Er sieht bloß hin und schon ist der Dorn draußen … Und Nanno Corde. Sie kann Menschen blind und taub machen. Aber wußtest du, daß sie die tauben Ohren eines Jungen geöffnet hat? Er war taubstumm und konnte sich mit seiner Mutter nur durch Zeichen verständigen, doch jetzt hört er genug, um sprechen zu lernen. Sie sagte, sie hätte es genauso gemacht, wie wenn sie jemanden taub werden ließ, nur daß es einmal vorwärts und das andere Mal rückwärts geht.«

Das fesselte mich, und wir sprachen noch kurze Zeit darüber, doch eigentlich bedeutete es mir nicht viel. Gry aber schon. »Ich frage mich, ob alle Gaben so rückwärts wirken«, überlegte sie.

»Was soll das heißen?«

»Nicht das Rufen, das kann man vorwärts und rückwärts einsetzen. Sondern das Messer oder das Versiegeln der Cordes, vielleicht wirken diese Gaben, wie wir sie kennen, rückwärts. Nimm mal an, sie waren zuerst nützlich, um jemanden zu heilen. Als Heilmittel. Und dann fanden die Menschen heraus, daß man die Gabe als Waffe einsetzen kann, und begannen, sie so zu gebrauchen. Und vergaßen den anderen Zweck … Selbst das Herrschen, die Gabe der Tibro, vielleicht war es zuerst nur eine Gabe, um mit anderen zu arbeiten. Und dann haben sie sie rückwärts angewandt, um die Menschen für sich arbeiten zu lassen.«

»Was ist mit den Morga?« fragte ich. »Ihre Gabe ist keine Waffe.«

»Nein … Man kann damit nur herausfinden, an was die Leute leiden, damit man weiß, wie man sie heilen kann. Das wirkt bloß vorwärts. Darum müssen sich die Morgas auch dort draußen verstecken, wo sonst niemand hinkommt.«

»Nun gut, aber einige der Gaben wirken doch nie vorwärts. Was ist mit dem Reinigen der Helva? Was ist mit meiner Gabe?«

»Beginnen wir damit. Ihr könntet Heiler gewesen sein. Wenn etwas in einer Person oder einem Tier nicht in Ordnung, wenn etwas schiefgelaufen war, wie eine Verhärtung … vielleicht konntet ihr, konnten sie diese früher mit ihrer Gabe auflösen … es richtig machen, es wieder in Ordnung bringen.«

Das klang in meinen Ohren ganz unerwartet vernünftig. Ich wußte genau, was sie meinte. Es war wie mit den Gedichten, die ich mir in meinem Kopf

ausdachte. Dieses Durcheinander von Worten, die plötzlich ein Muster bildeten. Alles wird auf einmal klar, und man stellt fest: Genau so muß es sein.

»Aber warum haben wir dann damit aufgehört und benutzen unserer Gabe nur noch, um aus den Menschen eine schreckliche Masse zu machen?«

»Weil es so viele Feinde gibt. Vielleicht aber auch, weil ihr die Gabe nicht in beiden Richtungen verwenden könnt. Nicht sowohl vorwärts als auch rückwärts.«

An ihrer Stimme erkannte ich, daß ihr das, was sie gesagt hatte, sehr wichtig war. Es hatte etwas mit dem Gebrauch ihrer Gabe zu tun, aber ich war mir noch immer nicht sicher, was es eigentlich war.

»Nun, wenn mir irgendeiner beibringt, wie ich meine Gabe zum Heilen und nicht zum Auflösen benutzen kann, dann will ich auch versuchen, es zu lernen«, sagte ich, meinte es aber nicht zu ernst.

»Das würdest du?« Sie wirkte ganz ernst.

»Nein«, gab ich zurück. »Nicht bevor ich Ogge Drum vernichtet hätte.«

Sie seufzte tief.

Ich schlug mit der Faust auf den steinernen Sitz am Kamin und sagte: »Und das werde ich. Ich werde diese fette Natter vernichten, wenn ich kann. Warum tut es Canoc nicht? Worauf wartet er? Auf mich? Er weiß doch, daß ich es jetzt nicht kann … Ich kann die Gabe nicht kontrollieren. Aber er. Wie kann er hier herumsitzen und keinen Versuch unternehmen, meine Mutter zu rächen?«

Das hatte ich Gry gegenüber noch nie ausgesprochen und mir auch selbst kaum eingestanden. Doch als ich sprach, hatte mich plötzlich die Wut übermannt. Ihre Antwort klang nüchtern.

»Willst du, daß dein Vater stirbt?«

»Ich will Ogge Drum tot sehen!«

»Ogge Drum ist Tag und Nacht von Leibwächtern umgeben, Männern mit Schwertern, Messern und Armbrüsten. Und außerdem hat sein Sohn Seim die Gabe, und Ren Corde dient ihm. Und alle diese Leute sind auf der Hut vor allen, die sich aus Caspromant nähern. Willst du, daß Canoc nach Drummant stürmt und getötet wird?«

»Nein …«

»Du glaubst doch nicht, daß er aus dem Hinterhalt töten würde … so wie Ogge es getan hat. Sich im Dunkeln anschleichen. Glaubst du, Canoc könnte das tun?«

»Nein«, gab ich zu und legte meinen Kopf in die Hände.

»Mein Vater sagt, daß er seit zwei Jahren fürchtet, Canoc könnte sich auf ein Pferd schwingen und nach Drummant reiten, um Ogge zu töten. Genau wie er damals nach Dunet geritten ist, nur diesmal allein.«

Darauf wußte ich nichts zu antworten. Ich wußte aber, warum Canoc es nicht getan hatte. Zum Wohle seiner Leute, die seinen Schutz brauchten. Und auch für mich.

Nach langer Zeit sagte Gry: »Vielleicht kannst du deine Gabe nicht vorwärts gebrauchen, nur rückwärts, aber ich kann meine Gabe vorwärts gebrauchen.«

»Dann bist du glücklich.«

»Das bin ich«, bestätigte sie. »Obwohl meine Mutter das nicht glaubt.« Sie stand plötzlich auf und sagte: »Coaly! Komm, wir machen einen Spaziergang.«

»Was meintest du da mit deiner Mutter?«

»Sie verlangt, daß ich sie zur Winterjagd nach Borremant begleite. Und wenn ich nicht mit ihr käme und lernte, das Wild herbeizurufen, dann, so sagt sie, sollte ich mir besser schnell einen Ehemann suchen, denn ich könne nicht erwarten, daß mich die Menschen in Roddmant weiter durchfüttern, wenn ich nicht bereit bin, meine Gabe einzusetzen.«

»Aber … was sagt Ternoc dazu?«

»Mein Vater ist verstört und macht sich Sorgen und will nur nicht, daß ich meine Mutter verärgere. Und er versteht nicht, warum ich nicht der Brantor werden will.«

Mir war klar, daß Coaly ruhig dastand und auf den versprochenen Spaziergang wartete. Ich stand ebenfalls auf, und wir gingen hinaus in den Nieselregen.

»Warum willst du nicht?« fragte ich.

»Das steht alles in der Geschichte über die Ameisen … Komm jetzt!« Sie trat in den Regen hinaus. Coaly zog mich hinter sich her.

Es war ein verwirrendes Gespräch gewesen, von dem ich nur die Hälfte begriff. Gry hatte Sorgen, doch ich war ihr keine Hilfe, und ihre Bemerkung darüber, einen Ehemann finden zu müssen, hatte mich kalt erwischt. Seit meine Augen verbunden waren, hatte keiner von uns das Versprechen erwähnt, das wir uns oberhalb des Wasserfalls gegeben hatten. Ich konnte sie nicht daran binden. Aber war das auch nötig? Ich sollte das alles vergessen. Ja, wir waren fünfzehn, doch es gab keine Veranlassung, etwas zu überstürzen, noch nicht einmal darüber zu sprechen. Wir verstanden uns, und das war genug. Im Hochland wurden strategische Verlöbnisse sehr früh geschlossen. Doch die Menschen heirateten selten, bevor sie in den Zwanzigern waren. Ich redete mir ein, daß Parn Gry nur drohen wollte. Doch fühlte ich diese Drohung auch über mir schweben.

Was Gry über unsere Gaben gesagt hatte, ergab schon einen gewissen Sinn, schien mir aber im wesentlichen bloße Theorie zu sein, außer was ihre eigene Gabe betraf, das Rufen. Sie sagte, es gelinge vorwärts und rückwärts. Wenn nach ihrer Ansicht rückwärts bedeutete, wilde Tiere zu rufen, um sie zu töten, dann meinte vorwärts das Abrichten von Haustieren … Pferdebrechen, Vieh rufen, Hunde abrichten und heilen. Das Vertrauen belohnen, nicht es verraten. So sah sie die Sache. Wenn das ihre Ansicht war, dann konnte Parn sie nicht umstimmen. Nichts konnte sie umstimmen.

Aber wenn das Abrichten und das Pferdebrechen etwas war, das jeder

lernen konnte, dann war die Gabe dieses Geschlechts allein das Rufen auf der Jagd. Selbstverständlich konnte sie nicht der Brantor von Roddmant oder sonstwo sein, wenn sie diese Gabe nicht einsetzte. Wenn sie also ihre Gabe nicht ehrte, so sah es Parn, dann betrog sie sie.

Und ich? Indem ich meine Gabe nicht benutzte, sie zurückwies, ihr nicht vertraute, verriet ich sie dann auch?

So verlief das Jahr weiter, das dunkle Jahr, wenn es auch jeden Tag bei Tagesanbruch eine helle Stunde gab. Es war früh im Winter, als der Flüchtende nach Caspromán kam.

Er war nur knapp davongekommen, wußte es aber nicht, denn er kam von Westen her auf unser Land, unten auf den Schafweiden, wo wir die Natter getroffen hatten. Canoc ritt an der Grenzmauer entlang, so wie er die Grenze zwischen Drummant und Cordemant immer kontrollierte, falls es seine Zeit zuließ. Er sah den Kerl über die Mauer springen und den Hügel hinaufschleichen. Canoc riß Branty herum und stürzte auf den Mann herab wie ein Falke auf eine Maus. »Ich hatte meine linke Hand ausgestreckt«, sagte er. »Ich war mir ganz sicher, er wäre ein Schafdieb oder hinter der silbernen Kuh her. Ich weiß nicht, was mich zurückhielt.«

Was auch immer es war, in diesem Augenblick und an dieser Stelle vernichtete er Emmon nicht, sondern zügelte sein Pferd und wollte wissen, wer er sei und was er hier tat. Vielleicht hat er in diesem winzigen Augenblick auch erkannt, daß dieser Mann keiner von uns war, kein Rinderdieb aus Drummant und kein Schafdieb von den Schluchten, sondern einfach nur ein Fremder.

Und vielleicht hatte auch Emmons Stimme mit dem sanften Klang des Tieflands sein Herz erweicht. Wie auch immer, er glaubte dem Mann seine Geschichte, daß er von Danner heraufgekommen wäre, sich jetzt einigermaßen verirrt habe und nur eine Hütte suchte, wo er vielleicht übernachten könne. Und eine Arbeit, falls das möglich sei. Der kalte Dezembernieselregen fegte über die Hügel, der Mann besaß jedoch keinen anständigen Mantel, nur eine kärgliche Jacke und einen Umhang, was so gut wie nichts war.

Canoc führte ihn zu dem Bauernhof, wo sich die alte Frau und ihr Sohn um die Silberkuh kümmerten, und sagte ihm, wenn er wollte, könnte er am nächsten Tag zum Steinernen Haus kommen, wo es vielleicht etwas Arbeit für ihn gäbe.

Von der Silberkuh habe ich noch nicht berichtet. Sie war jenes Kalb, das zurückblieb, als die Diebe aus Drummant die anderen beiden stahlen. Sie hatte sich zur schönsten Kuh im gesamten Hochland entwickelt. Alloc und mein Vater hatten sie nach Roddmant gebracht, um sie von Ternocs mächtigen, weißen Bullen decken zu lassen, und die Menschen, die das Tier auf dem Weg dorthin sahen, bewunderten es. Beim ersten Mal warf sie ein Stier- und ein Kuhkalb und beim zweiten Mal zwei Kuhkälber. Die alte Frau und ihr Sohn, eingedenk ihrer Sorglosigkeit, was die anderen beiden Kälber

betraf, sorgten wie für eine Prinzessin für sie, hielten sie immer in der Nähe des Hauses, bewachten sie mit ihrem Leben, pflegten ihr cremeweißes Fell, gaben ihr das beste Futter und lobten sie gegenüber allen, die vorbeikamen. Sie war zur Silberkuh geworden, und die Herde, von der Canoc geträumt hatte, hatte dank ihr und ihrer Kälberschwestern einen guten Anfang genommen. Sie gedieh dort, wo sie war, und er brachte sie auch immer dorthin zurück. Doch sobald die Kälber entwöhnt waren, nahm er sie mit auf die Hochweiden, wo er die Herde so weit wie möglich von der gefährlichen Grenze entfernt hielt.

Am übernächsten Tag kam der Wanderer aus dem Tiefland bei unserem Steinernen Haus an. Als die Mitglieder des Haushalts bemerkten, daß Canoc ihn freundlich begrüßte, führten sie ihn ohne Umschweife ins Haus, gaben ihm zu essen und einen alten Mantel, damit er nicht frieren müsse. Und sie hörten ihm zu. Jeder war froh, jemanden, der neu war, zu haben, dem man im Winter zuhören konnte.

»Er spricht wie unsere geliebte Melle«, flüsterte Barbe, den Tränen nahe. Ich war zwar nicht den Tränen nahe, aber der Klang seiner Stimme gefiel mir.

Um diese Zeit des Jahres gab es wirklich keine Arbeit, die zusätzliche Helfer benötigt hätte, doch es gehörte zur Tradition des Hochlandes, einem bedürftigen Fremden zu helfen und seinen Stolz zumindest mit dem Anschein von Arbeit zu wahren, wenigstens solange es keine Anzeichen dafür gab, daß er zu einer Domäne gehörte, mit der man in Fehde lag. Doch in diesem Fall würde er wahrscheinlich ohnehin irgendwo tot an der Grenze liegen. Es war offensichtlich, daß Emmon überhaupt keine Ahnung von Pferden, Schafen, Rindern oder irgendeiner Arbeit auf einem Bauernhof hatte. Zaumzeug aber kann jeder reinigen. Ihm wurde also aufgetragen, das Zaumzeug zu reinigen, und das tat er auch – ab und zu. Seinen Stolz zu wahren war keine große Sache.

Meist saß er mit mir oder mit mir und Gry in der Ecke vor dem großen Kamin, während die Frauen an den Spinnrädern auf der anderen Seite saßen und ihre langen, sanften Lieder sangen. Ich habe schon erzählt, wie wir uns unterhielten und welche Freude er uns bereitete, hauptsächlich damit, daß er aus einer Welt kam, in der unsere Sorgen keine Bedeutung hatten und sich keine unserer grausamen Fragen überhaupt stellte.

Als das Gespräch auf meine Augenbinde kam und ich ihm sagte, mein Vater hätte mir die Augen verbunden, war er zu vorsichtig, um nachzuhaken. Er erkannte einen Sumpf, wenn er ihn gluckern hörte, wie man im Hochland sagt. Aber er sprach mit den Leuten im Haus, und sie erzählten ihm, daß die Augen des jungen Orrec versiegelt worden waren, weil er die wilde Gabe besaß und möglicherweise alles und jeden vernichtete, was auch immer ihm vor die Augen kam, ob er nun wollte oder nicht. Ich bin sicher, daß sie ihm auch von dem Blinden Caddard berichteten und wie Canoc in Dunel eingefallen war und vielleicht sogar, wie meine Mutter starb. All das muß seinen Unglauben bestärkt haben, und ich kann verstehen, daß er es dennoch

für den Aberglauben des einfachen Landvolkes hielt, das in seinen eigenen Ängsten gefangen war und jede Furcht mit dem Gerede von Hexerei nur noch schürte.

Emmon mochte Gry und mich, wir taten ihm leid, und er wußte, wie sehr wir seine Gesellschaft schätzten. Ich glaube, er meinte, gut für uns zu sein, uns zu erleuchten. Als er begriff, daß, obwohl mein Vater mir meine Augen verbunden hatte, ich es war, der die Binde nicht abnahm, schien er wirklich überrascht. »Das tust du dir selbst an?« wollte er wissen. »Du bist doch verrückt, Orrec. Du bist nicht böse. Du würdest keiner Fliege etwas zuleide tun, auch wenn du sie den ganzen Tag ansiehst!«

Er war ein Mann, und ich ein Junge. Er war ein Dieb und ich ehrlich. Er hatte die Welt gesehen, und ich nicht. Doch das Böse kannte ich besser als er. »Da ist etwas Böses in mir«, sagte ich.

»Nun gut, selbst im Gutmütigsten von uns ist ein bißchen Böses, also läßt man es am besten heraus und erkennt es an. Man pflegt es nicht und läßt es im Dunkeln vor sich hin gären, was?«

Sein Rat war gut gemeint, wirkte aber sowohl beleidigend als auch schmerzhaft auf mich. Ich wollte nicht darauf antworten, deshalb stand ich auf, sprach mit Coaly und ging nach draußen. Als ich sie verließ, hörte ich, wie Emmon zu Gry sagte: »Er ist schon jetzt genauso wie sein Vater!« Ich weiß nicht, was sie antwortete, aber danach hat er nie mehr versucht, mir wegen meiner Augenbinde Ratschläge zu erteilen.

Unser sicherster und ausgiebigster Gesprächsgegenstand war das Pferdebrechen und das Geschichtenerzählen. Emmon wußte nicht viel über Pferde, in den Städten des Tieflandes hatte er jedoch einige schöne Tiere gesehen, allerdings nie welche, die so gut abgerichtet waren wie unsere, selbst die alte Roanie und Greylag, von Blesse gar nicht zu sprechen. Wenn das Wetter nicht zu schlecht war, gingen wir nach draußen. Gry konnte all die Tricks und Gangarten, die sie und Blesse sich erarbeitet hatten, vorführen. Ich kannte das nur aus ihrer Beschreibung. Ich hörte aber, wie Emmon Lob und Bewunderung spendete, und versuchte mir Gry und Blesse vorzustellen. Doch ich hatte das Pferd nie gesehen. Ich hatte auch Gry nie gesehen, wie sie jetzt aussah.

Manchmal, wenn er zu Gry sprach, kam in Emmons Stimme ein Tonfall, der mich aufmerksam machte, es klang dann ein bißchen sanfter, versöhnlich und fast einschmeichelnd. Meist sprach er mit ihr wie ein Mann mit einem kleinen Mädchen, doch manchmal klang es eben, als spräche ein Mann mit einer Frau.

Es brachte ihn jedoch nicht weiter. Sie antwortete ihm wie ein Mädchen, schroff und kurz angebunden. Sie mochte Emmon, machte sich aber nicht viele Gedanken über ihn.

Wenn es regnete, stürmte oder die Schneeschauer über die Hügel peitschten, blieben wir in der Kaminecke. Nachdem uns der Gesprächsstoff ausgegangen war und sich Emmon als schlechter Erzähler vom Leben im

Tiefland erwiesen hatte, bat mich Gry eines Tages, eine Geschichte zu erzählen. Sie mochte die Heldengeschichten aus *Chamhan*, also erzählte ich eine Geschichte über Hamneda und seinen Freund Omnan. Durch das aufmerksame Zuhören meines Publikums angespornt – die Frauen an den Spinnrädern hatten aufgehört zu singen, und einige hatten sogar ihre Spinnräder angehalten, um die Geschichte zu verfolgen – fuhr ich mit einem Gedicht aus den Schriften des Tempels von Rainu fort, das meine Mutter niedergeschrieben hatte. Es gab Lücken, wo die Erinnerung meiner Mutter versagt und die ich in dem komplizierten Versmaß mit meinen eigenen Worten ergänzt hatte. Wann immer ich diese Sprache las, erleichterte sie mein Herz, und als ich sie sprach, ergriff sie von mir Besitz und sang durch mich. Als ich geendet hatte, erlebte ich zum ersten Mal jene Stille, die die schönste Belohnung für den Vortragenden ist.

»Bei allen Namen«, stöhnte Emmon mit ehrfürchtiger Scheu in der Stimme. Von den Spinnerinnen kam auch ein kurzes beifälliges Murmeln.

»Woher kennst du diese Geschichte, dieses Lied? Ah, natürlich von deiner Mutter. Hat sie dir das alles beigebracht? Und du erinnerst dich daran?«

»Sie hat es für mich aufgeschrieben«, antwortete ich, ohne nachzudenken.

»Aufgeschrieben? Du kannst lesen? Aber nicht mit der Augenbinde!«

»Ich kann lesen, aber nicht mit der Binde vor den Augen.«

»Was für ein Gedächtnis mußt du haben!«

»Das Gedächtnis ist das Auge des Blinden«, gab ich zweifellos boshaft zurück und spürte, daß ich kämpfen mußte. Angriff ist die beste Verteidigung. Fast hätte ich mich verraten.

»Und sie hat dir beigebracht zu lesen?«

»Mir und Gry.«

»Aber was kannst du hier oben lesen? Ich habe gar kein Buch gesehen.«

»Sie hat uns ein paar geschrieben.«

»Bei allen Namen. Hör zu, ich besitz auch ein Buch. Es war … ist mir unten in der Stadt gegeben worden. Ich habe es den ganzen Weg in meinem Bündel mitgeschleppt. Hab mir gedacht, vielleicht hat es einen Wert. Doch nicht hier oben, was? Aber für dich vielleicht. Laß es mich holen!« Schon bald war er zurück und legte eine kleine Schachtel in meine Hände, nicht dicker als ein Fingergelenk. Der Deckel war leicht anzuheben. Darunter befand sich anstelle eines Hohlraums eine Oberfläche, die sich wie ein Stück Seide anfühlte. Darunter lagen noch mehr Seidenstücke, Blätter, an einer Seite zusammengefügt, wie bei dem Buch, das meine Mutter für mich angefertigt hatte. Die Blätter waren dünn, aber ganz steif, so daß man sie leicht umblättern konnte. Meine Finger berührten sie ungeduldig. Meine Augen sehnten sich danach, sie zu sehen, doch ich gab das Buch an Emmon zurück. »Lies etwas vor«, forderte ich ihn auf.

»Hier, Gry, lies du«, sagte Emmon sofort.

Ich hörte, wie Gry die Seiten umblätterte. Sie las bedächtig ein paar Worte und gab dann auf. »Es sieht ganz anders aus als Melles Schrift«, erklärte sie.

»Die Buchstaben sind klein und schwarz und reichen weiter nach oben und nach unten. Und alle sehen gleich aus.«

»Das ist gedruckt«, erklärte Emmon gelehrt, doch als ich wissen wollte, was er damit meinte, konnte er mir nicht viel dazu sagen. »Das machen die Priester«, erklärte er unbestimmt. »Sie haben solche Räder, wie die an einer Weinpresse, verstehst du …«

Gry beschrieb mir das Buch. Außen herum war es aus Leder, sagte sie, möglicherweise Kalbsleder, das gehärtet und poliert war, die Ecken hatte man mit einer Verzierung aus Blattgold geprägt, und am Rücken, wo die Blätter zusammentrafen, war noch mehr Blattgold und da stand ein Wort, das rot eingeprägt war. Die Kanten der Blätter waren außerdem vergoldet. »Es ist sehr, sehr schön«, sagte sie. »Es muß wertvoll sein.«

Sie gab es an Emmon zurück, wie ich an seiner Antwort erkannte. »Nein, es ist für dich und Orrec. Wenn du es lesen kannst, dann bitte. Und wenn du es nicht lesen kannst, dann kommt vielleicht eines Tages mal jemand vorbei, der lesen kann, und der glaubt dann, ihr beide seid große Gelehrte, was?« Er stieß sein fröhliches Lachen aus. Wir dankten ihm. Er legte das Buch wieder in meine Hände. Ich hielt es fest. Es schien wirklich wertvoll zu sein.

Im frühesten, grauen Morgenlicht sah ich es, das Blattgold und das rote Wort *Verwandlung* auf dem Buchrücken. Ich öffnete es und sah das Papier (das ich immer noch für eine Art Leinen von unglaublicher Feinheit hielt), die wunderbaren, kühn geschwungenen, großen und verschnörkelten Buchstaben der Titelseite, den kleinen, schwarzen Druck, der an Ameisen erinnerte, die über jede der weißen Seiten liefen … Dicht wie Ameisen. Ich sah den Ameisenhügel am Pfad bei dem Eschenhain, wie die Ameisen geschäftig rein und raus krabbelten. Und ich schloß meine Augen und öffnete sie dann wieder. Das Buch lag offen vor mir. Ich las die Zeile: *In seinem Herzen also trat er im stillen von seinem Schwur zurück*. Es war ein Gedicht, eine Geschichte in Gedichtform. Ich blätterte vorsichtig zur ersten Seite zurück und las.

Zu meinen Füßen veränderte Coaly ihre Lage und sah zu mir hoch. Ich blickte zu ihr hinunter – und sah einen mittelgroßen Hund mit einem dichten, gelockten schwarzen Fell, an den Ohren und im Gesicht sehr dicht und weich, eine lange Schnauze, eine hohe Stirn und klare, aufmerksame, dunkle Augen blickten in die meinen.

In meiner freudigen Erwartung hatte ich vergessen, sie aus dem Zimmer zu schicken, bevor ich die Augenbinde abnahm.

Sie stand auf, ohne den Blick von meinen Augen abzuwenden. Und war sehr erstaunt, aber viel zu würdevoll und verantwortungsbewußt, es auf irgendeine Weise zu zeigen, außer durch diesen erstaunten und ehrlichen Blick.

»Coaly«, sagte ich mit zitternder Stimme und legte ihr die Hand auf die Schnauze. Sie schnüffelte daran. Ich war es, und das war in Ordnung.

Ich kniete mich hin und umarmte den Hund. Wir beide hielten nicht viel

davon, unsere Gefühle zu zeigen, doch sie drückte ihre Stirn an meine Brust und blieb dann so eine Weile.

»Coaly, ich werde dir niemals weh tun«, sagte ich.

Sie wußte das. Sie schaute zur Tür, so als wollte sie mir sagen, daß, obwohl es ihr hier besser gefiele, sie doch bereit wäre, wie üblich nach draußen zu gehen und dort zu warten.

»Bleib hier«, sagte ich. Sie legte sich neben den Stuhl, während ich mich wieder dem Buch widmete.

16

Kurz danach verließ uns Emmon. Obwohl Canocs Gastfreundschaft eine nachlassende Höflichkeit nicht zuließ, war es klar, daß Emmons Zeit bei uns ablief. Auch wurden die Lebensmittel im Steinernen Haus im späten Winter und zu Beginn des Frühjahrs äußerst spärlich. Die Hennen legten nicht mehr, die Würste und Schinken waren schon lange aufgebraucht, und es gab kein weiteres Schlachtvieh. Wir ernährten uns hauptsächlich von Haferschleim und getrockneten Äpfeln, die einzige Abwechslung waren geräucherte oder frische Forellen und Lachsforellen, die wir im Spatbach oder im Eschbach fingen. Emmon hatte unsere Erzählungen von den reichen Domänen in den Carrantanges gehört und sich wohl gedacht, daß er dort besser versorgt wäre. Ich hoffe, daß sie ihre Gaben nicht gegen ihn eingesetzt haben.

Bevor er uns verließ führte er ein ernsthaftes Gespräch mit Gry und mir, so ernsthaft, wie es einem so leichtfertigen Langfinger eben möglich war. Er schlug uns vor, das Hochland zu verlassen. »Was erwartet euch hier?« fragte er. »Gry, du tust nicht, was deine Mutter von dir will und bringst das Wild nicht zu den Jägern, also wirst du als nutzlos betrachtet. Orrec, du behältst die verdammte Augenbinde an, also bist du ohnehin nutzlos, wenn es um die Dinge geht, die auf einem Bauernhof wie diesen erledigt werden müssen. Wenn du aber ins Tiefland gehst, Gry, mit deiner Stute – und zeigst, was du ihr beigebracht hast, dann kannst du dir aussuchen, bei welchem Pferdezüchter oder Stallbesitzer du arbeiten willst. Und Orrec, deine Fähigkeit, dich an Geschichten und Lieder zu erinnern, und die Art, wie du selbst Geschichten und Lieder erfindest, ist in den Dörfern und auch in den Städten von großem Wert. Die Leute kommen zusammen, um Geschichtenerzählern und Sängern zuzuhören. Und sie bezahlen sie gut. Reiche Leute nehmen sie in ihren Haushalt auf, um sie vorzuzeigen. Und wenn deine Augen ein ganzes Leben lang verbunden bleiben müssen, auch gut, denn einige der Dichter und Sänger sind von jeher blind. Trotzdem, wenn ich du wäre, würde ich meine Augen öffnen und sehen, was vor mir liegt.« Und dann lachte er.

An einem sonnigen Apriltag machte er sich in Richtung Norden auf und winkte uns zum Abschied noch einmal unbekümmert zu. Er war in einen warmen Mantel gehüllt, den ihm Canoc gegeben hatte, und trug sein altes Bündel, in dem sich ein paar Silberlöffel aus unserem Schrank, eine Brosche aus Japis und Flußgold, die Barbes größter Schatz gewesen war, und ein mit Silber verziertes Zaumzeug aus unserem Stall befanden.

»Er hat es nie gereinigt«, stellte Canoc mit nur leichter Verbitterung fest. Wenn man einen Dieb aufnimmt, rechnet man damit, bestohlen zu werden. Man weiß ja nicht, was man im Gegenzug vielleicht erhält.

Während der Monate, die er bei uns zubrachte, hatten Gry und ich nicht so offen miteinander gesprochen, wie es sonst üblich war. Es gab Dinge, über die

wir gar nicht gesprochen hatten. Es war Winter gewesen, eine Zeit des Wartens, in der vieles in der Schwebe blieb. Jetzt aber brach alles aus uns heraus.

»Gry, ich habe Coaly gesehen«, gab ich zu.

Coalys Schwanz schlug bei der Nennung ihres Namens einmal auf den Boden.

»Ich hatte vergessen, sie hinauszuführen. Ich schaute nach unten, und da lag sie, und ich sah sie – und sie mich. Seitdem … Ich habe sie nie mehr draußen gelassen.«

Gry dachte lange nach, bevor sie etwas sagte: »Du glaubst also … es ist sicher?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll.«

Sie überdachte das schweigend.

»Ich glaube, als ich … als das mit meiner Gabe geschah, als sie außer Kontrolle geriet … hatte ich versucht, sie zu benutzen, meine Macht … ich habe es immer wieder versucht, war aber nicht dazu in der Lage. Es machte mich wütend, und mein Vater drängte mich wieder und wieder, also versuchte ich es weiter und wurde noch wütender, bis meine Gabe hervorbrach und wild wurde. Wenn ich also nie versuche, sie zu benutzen … Vielleicht ist dann alles gut.«

Auch darüber dachte Gry nach. »Aber als du die Natter getötet hast … Damals hast du doch gar nicht versucht, deine Gabe zu benutzen, oder?«

»Das stimmt. Ich hatte mir die ganze Zeit Sorgen gemacht darüber, die Gabe nicht zu besitzen. Wie auch immer, habe ich die Natter wirklich getötet? Hör zu, Gry, ich habe tausend Mal darüber nachgedacht. Ich habe auf sie gezielt, Alloc hat es ebenfalls getan, und dann mein Vater, alle zur gleichen Zeit. Und Alloc dachte, ich wäre es gewesen, weil ich sie zuerst gesehen hatte. Und mein Vater …« Ich brach ab.

»Er wollte, daß du es warst?«

»Vielleicht.«

Nach einer Weile sagte ich: »Vielleicht wollte er, daß ich dies glaubte. Um mir Sicherheit zu geben. Ich weiß es nicht. Ich gab ihm recht, ich sagte, daß ich getan hatte, was ich hatte tun müssen, aber ich behielt das Gefühl, überhaupt nichts getan zu haben. Ich versuchte, von ihm zu erfahren, wie es sich anfühlt, wenn er seine Gabe einsetzt, doch er konnte es mir nicht erklären. Aber paß auf, du mußt wissen, wenn die Kraft durch dich wirkt! Das mußt du! Ich merke es, wenn mich die Kraft, ein Gedicht zu machen, durchströmt. Ich weiß, wie es ist! Doch wenn ich das tue, was mein Vater mich gelehrt hat, wenn ich versuche, diese Kraft einzusetzen, das Auge, die Hand und den Willen, dann geschieht nichts, gar nichts! Ich habe es noch nie dabei gespürt!«

»Selbst … selbst nicht dort beim Eschenhain?«

Ich zögerte. »Ich weiß nicht«, gab ich zurück. »Ich war so wütend auf mich, auf meinen Vater. Es war ganz seltsam. Es war, als hätte mich ein

Sturm gepackt, ein fürchterlicher Windstoß. Ich versuchte, die Kraft einzusetzen, aber nichts geschah. Doch als der Wind zuschlug und ich dann meine Augen öffnete, ich hatte immer noch meine Hand ausgestreckt und die Hügelflanke zuckte, schmolz dahin und wurde schwarz … Ich glaubte, mein Vater stünde dort vor mir, genau an der Stelle, auf die ich zeigte, und er zuckte und schmolz zusammen … aber es war ein Baum. Mein Vater stand hinter mir.«

»Der Hund«, flüsterte Gry nach einer Weile. »Hamneda.«

»Ich saß auf Branty, und er scheute, als Hamneda auf ihn zugerannt kam. Ich weiß nur noch, daß ich versuchte, nicht abgeworfen zu werden und Branty daran zu hindern, sich aufzubäumen. Falls ich den Hund angesehen habe, so weiß ich es jedenfalls nicht mehr. Doch mein Vater saß auf Greylag. Hinter mir.«

Da verstummte ich.

Ich legte mir die Hände auf die Augen, als wollte ich sie bedecken, obwohl sie schon durch die Binde verdeckt waren.

»Es könnte …«, begann Gry und schwieg.

»Es hätte mein Vater sein können. Jedesmal.«

»Aber …«

»Das weiß ich. Das weiß ich schon die ganze Zeit. Aber ich wollte es mir nicht eingestehen. Ich mußte daran glauben, daß ich es war. Daß ich die Gabe besäße. Daß ich diese Dinge bewirkt habe. Daß ich die Natter getötet habe und den Hund auch und daß ich Chaos auslösen kann. Ich mußte daran glauben. Ich muß daran glauben, damit andere Menschen daran glauben müssen, so daß sie mich fürchten und sich von den Grenzen Caspromants fernhalten. Ist es nicht das, wofür sie gedacht ist? Ist es nicht das, wofür sie gut ist? Ist es nicht das, was ein Brantor für seine Leute tun muß?«

»Orrec«, fuhr Gry dazwischen. Ich verstummte.

»Und was glaubt Canoc?« fragte sie leise.

»Keine Ahnung.«

»Er glaubt, daß du die Gabe besitzt. Die wilde Gabe. Selbst wenn …«

Ich unterbrach sie: »Tut er das? Oder weiß er, daß er selbst es war, seine Gabe, seine Kraft, und daß er mich nur benutzt hat, weil er weiß, daß ich sie nicht besitze, die Gabe gar nicht habe? Ich kann niemanden und nichts vernichten. Alles, wozu ich gut bin, ist, das Schreckgespenst abzugeben. Eine Vogelscheuche. Haltet euch besser von Caspromant fern! Haltet euch vom Blinden Orrec fern, denn er vernichtet alles, was er sieht, wenn er seine Augenbinde nicht trägt. Aber das stimmt nicht. Ich kann es gar nicht, Gry. Nichts, was ich sehe, zerstöre ich. Es ist einfach nicht möglich! Ich habe meine Mutter angesehen. Ich sah sie, als sie starb. Ich habe ihr ins Gesicht gesehen und sie nicht verletzt. Und die … Bücher … Und Coaly …« Ich konnte nicht weitersprechen. All die Tränen, die ich in den dunklen Jahren nicht hatte vergießen können, brachen jetzt aus mir heraus. Ich legte meinen Kopf auf die Arme und weinte.

Mit Coaly, die sich gegen mich drückte, an meiner einen Seite und mit Gry, die ihren Arm um meine Schulter gelegt hatte, an der anderen weinte ich hemmungslos.

An diesem Tag unterhielten wir uns nicht weiter. Das Weinen hatte mich erschöpft. Gry verabschiedete sich mit einem sanften Kuß auf mein Haar, und ich befahl Coaly, mich in mein Zimmer zu bringen. Als ich dort angekommen war, spürte ich die Augenbinde heiß und feucht gegen meine Augen drücken. Ich nahm sie zusammen mit den nassen Läppchen ab. Es war ein Nachmittag im April mit einem goldenen Licht, das ich seit drei Jahren nicht gesehen hatte. Benommen starrte ich in dieses Licht. Ich legte mich auf mein Bett, schloß die Augen und sank wieder in die Dunkelheit zurück.

Am nächsten Tag, ungefähr zur Mittagszeit, besuchte mich Gry. Ich stand mit der Augenbinde am Eingang und gönnte Coaly ihren Auslauf, als ich den leichten Schritt von Blesse auf den Steinen vernahm.

Wir gingen nach hinten in den Küchengarten und weiter zum Obsthain, der ein gutes Stück vom Haus entfernt lag. Wir setzten uns auf einen alten Baumstamm, der darauf wartete, von den Holzfällern zersägt zu werden.

»Orrec, glaubst du, daß … daß du die Gabe nicht besitzt?«

»Ich weiß es.«

»Dann würde ich dich bitten, mich anzusehen«, sagte Gry.

Lange Zeit stand ich nur da, doch schließlich hob ich die Hände und löste die Augenbinde. Ich blickte meine Hände an. Das Licht blendete mich. Der Boden war voller Licht und Schatten. Alles wirkte hell, bewegte sich und glänzte. Ich sah zu Gry auf.

Sie war hochgewachsen, mit einem langen und gebräunten Gesicht, einem schmalen Mund und dunklen Augen unter geschwungenen Augenbrauen. Das Weiße in ihren Augen strahlte. Sie hatte glänzendes, schwarzes Haar, das frei und schwer auf ihre Schultern fiel. Ich streckte meine Hände nach ihr aus, und sie nahm sie. Ich legte mein Gesicht in ihre Hände.

»Du bist wunderschön«, flüsterte ich in ihre Hände hinein.

Sie beugte sich vor, um mir einen Kuß aufs Haar zu geben, und setzte sich dann wieder aufrecht hin, ernst, streng und angespannt.

»Orrec«, fragte sie, »was sollen wir jetzt tun?«

»Ich werde dich ein Jahr lang ansehen«, antwortete ich, »und dann werde ich dich heiraten.«

Sie war überrascht. Sie warf den Kopf zurück und lachte. »In Ordnung«, sagte sie. »Gut! Aber was soll jetzt geschehen?«

»Jetzt?«

»Was sollen wir tun? Wenn ich meine Gabe nicht gebrauche und du …«

»Ich habe nichts, was ich gebrauchen könnte.«

»Wer also sind wir jetzt?«

Darauf konnte ich nicht so leicht antworten.

»Ich muß mit meinem Vater sprechen«, sagte ich schließlich.

»Warte noch damit. Mein Vater hat mich heute begleitet, um mit ihm zu sprechen. Meine Mutter kam gestern aus den Schluchten zurück. Sie erzählte, daß Ogge Drum Frieden mit seinem ältesten Sohn geschlossen hat und nun mit dem jüngeren streitet. Gerüchte behaupten, daß Ogge einen Überfall plant, vielleicht auf Roddmant oder auch auf Caspromant, um die weißen Kühe zurückzubekommen, die ihm, wie er sagt, vor drei Jahren von Canoc gestohlen wurden. Das bedeutet, er will unsere oder eure Herden rauben. Auf unserem Weg hierher haben Vater und ich Alloc getroffen. Sie sind jetzt alle auf euren nördlichen Weiden und besprechen sich, was zu tun ist.«

»Und was spiele ich bei ihren Plänen für eine Rolle?«

»Das weiß ich nicht.«

»Was hat man von einer Vogelscheuche, die keine Vögel verscheucht?«

Ihre Neuigkeiten, so schlecht sie auch waren, konnten meine Stimmung nicht verdüstern, nicht solange ich Gry sah und das Sonnenlicht auf den wenigen Blüten an den alten, knorrigen Apfelbäumen und auch die weit entfernten braunen Hänge der Berge.

»Ich muß mit ihm reden«, wiederholte ich. »Bis dahin … wollen wir Spazierengehen?«

Wir standen auf. Auch Coaly erhob sich, legte den Kopf etwas schief und schien mit einem besorgten Blick zu fragen: »Und wie passe ich in eure Pläne?«

»Du kommst mit uns, Coaly«, sagte ich und machte ihre Leine los. An dem kleinen, rauschenden Fluß entlang gingen wir zu der Schlucht hinauf. Jeder Schritt war eine Freude und ein Vergnügen.

Gry brach rechtzeitig auf, um vor Einbruch der Dunkelheit in Roddmant zu sein. Canoc kam erst nach Einbruch der Nacht nach Hause. Wenn er so spät wie heute unterwegs war, machte er häufig bei dem einen oder anderen Bauernhof der Domäne halt, wo sie ihn willkommen hießen und zum Essen nötigten, um über die Arbeit und die Schwierigkeiten der Landwirtschaft mit ihm zu sprechen. Früher, bevor meine Augen verbunden wurden, hatte ich ihn von Zeit zu Zeit begleitet. Doch in den letzten Jahren war er immer früher aufgebrochen und immer später zurückgekehrt, er ritt weiter hinaus, arbeitete härter als zuvor und bürdete sich zuviel auf, was ihn auslaugte. Ich wußte, daß er müde war – und nach dem, was er über Ogge Drum gehört hatte, bekam er noch grimmigere Laune. Doch ich selbst befand mich in einer übermütigen Stimmung.

Canoc kam und ging hinauf, ohne daß ich es bemerkt hatte, da ich mich in meinem Zimmer befand. Ich hatte, da der Abend kühl geworden war, ein Feuer im Kamin angezündet. Nun steckte ich eine Kerze, die ich aus der Küche gestohlen hatte, an dem Kaminfeuer an und las trotzig in den *Verwandlungen* von Denios.

Als ich bemerkte, daß es im Haus still geworden war und die Frauen wahrscheinlich alle die Küche verlassen hatten, legte ich die Augenbinde um und befahl Coaly, mich zum Turmzimmer zu bringen.

Was der arme Hund dabei dachte, wenn ich einmal blind und im nächsten Augenblick wieder sehend war, weiß ich nicht, doch als Hund stellt man nur Hundefragen, die auch bloß eine praktische Antwort erfordern.

Ich klopfte an die Tür des Turmzimmers und erhielt keine Antwort. Dann zog ich meine Augenbinde ab und sah hinein. Eine qualmende Öllampe auf dem Kaminsims verbreitete einen schwachen Lichtschein. Der Kamin war schwarz und roch sauer, als hätte schon lange Zeit kein Feuer mehr darin gebrannt. Der Raum war kalt und in Unordnung. Canoc lag im Hemd auf dem Rücken – tief schlafend auf dem Bett. Es sah so aus, als hätte er sich darauf geworfen und seitdem nicht mehr bewegt. Als Decke lag da nur die braune Stola meiner Mutter. Er hatte sie über sich gezogen, und seine Hand umklammerte den Saum auf seiner Brust. Ich fühlte denselben Stich in meinem Herzen, den ich schon empfunden hatte, als ich die Stola über dem Fußteil hatte liegen sehen. Doch ich konnte mir jetzt kein Mitleid mit ihm leisten. Ich hatte eine Rechnung zu begleichen, und da gab es keinen Raum für Gefälligkeiten.

»Vater«, rief ich erst und dann seinen Namen. »Canoc!«

Er erwachte, richtete sich auf einen Ellenbogen auf, hielt eine Hand gegen das Licht der Lampe und starrte mich unsicher an. »Orrec?«

Ich trat nach vorn, damit er mich deutlich sehen konnte.

Er war ganz benommen vor Erschöpfung und Schlaf, mußte blinzeln, seine Augen reiben und sich auf die Lippe beißen, um richtig wach zu werden. Dann blickte er wieder auf und fragte überrascht: »Wo ist deine Augenbinde?«

»Ich werde dir nicht weh tun, Vater.«

»Das habe ich auch nie geglaubt«, sagte er etwas bestimmter, doch noch immer in fragendem Tonfall.

»Du hast nie damit gerechnet? Du hast also nie Angst vor meiner wilden Gabe gehabt?«

Er setzte sich auf die Bettkante. Dabei schüttelte er den Kopf und strich sich durch die Haare. Schließlich blickte er mich wieder an. »Was ist los, Orrec?«

»Was los ist, Vater? Ich hatte nie die wilde Gabe. Stimmt das? Ich verfügte überhaupt nie über irgendeine Gabe. Ich habe diese Natter nicht getötet oder den Hund oder irgend etwas anderes. *Du* warst es.«

»Was sagst du da?«

»Ich sage, daß du mich mit Tricks dahin gebracht hast, zu glauben, ich besäße die Gabe und könne sie nicht kontrollieren, damit du mich benutzen konntest. Um dich meiner nicht schämen zu müssen, weil ich deinem Geschlecht Schande bereite, weil ich der Sohn einer Calluc bin!«

Er war jetzt aufgestanden, sagte aber nichts und starrte mich verwirrt an.

»Wenn ich tatsächlich die Gabe hätte, glaubst du nicht, dann würde ich sie jetzt anwenden? Glaubst du denn nicht, ich würde dir die großen Dinge zeigen, die ich vollbringen kann, und zeigen, was ich alles töten kann? Aber

ich besitze die Gabe nicht. Du hast sie mir nicht vererbt. Alles, was du mir gegeben hast, alles, was du mir jemals gegeben hast, waren drei Jahre Blindheit!«

»Sohn einer Calluc?« flüsterte er ungläubig.

»Meinst du etwa, ich hätte sie nicht geliebt? Aber du hast sie mich nicht sehen lassen … dieses ganze Jahr … nur einmal …, weil sie starb … Nur weil du deine Lüge, deinen Trick, deinen Betrug aufrechterhalten mußtest!«

»Ich habe dich nie angelogen«, entgegnete er. »Ich dachte …« Er schwieg. Er war noch immer zu überrascht, zu erschrocken, um wütend zu werden.

»Dort beim Eschenhain … glaubst du, ich hätte das getan?«

»Ja«, gab er zurück. »Ich habe nicht die Kraft, so etwas zu tun.«

»Du hast sie! Und du weißt es! Du hast diese Schneise durch den Eschenhain gezogen. Du hast Männer in Dunet vernichtet. Du besitzt doch die Gabe, du besitzt die Gabe des Auflösens! *Ich* nicht. Ich habe sie nie besessen. Du hast mich hintergangen. Vielleicht hast du dich auch selbst hintergangen, weil du es nicht ertragen konntest, daß dein Sohn nicht so war, wie du es dir wünschtest. Ich weiß es nicht, und es ist mir auch egal. Ich weiß, daß du mich nicht länger gebrauchen kannst. Weder meine Augen noch meine Blindheit. Es sind nicht deine Augen, sondern meine. Ich lasse nicht zu, daß mich deine Lügen weiter täuschen. Ich lasse mich durch deine Scham nicht länger anstecken. Such dir einen anderen Sohn, da dieser offenbar nicht gut genug für dich ist.«

»Orrec«, rief er wie ein Fähnlein im Wind.

»Da«, schrie ich und warf ihm die Augenbinde vor die Füße. Ich schlug die Tür zu und rannte die Wendeltreppe hinab. Völlig verwirrt hetzte Coaly hinter mir her und stieß ein lautes, warnendes Gebell aus. Sie erreichte mich am Fuße der Treppe und nahm den Saum meines Kilts zwischen die Zähne. Ich legte ihr die Hand auf den Rücken und strich über ihr weiches Fell, um sie zu beruhigen. Sie knurrte einmal. Dann ging sie mit mir zurück in mein Zimmer. Dort angekommen schloß ich die Tür, und sie legte sich draußen davor. Ich weiß nicht, ob sie mich vor irgendwem bewachte, der hineinwollte, oder mich davon abhielt, wieder hinauszugehen.

Ich schürte das Feuer ein wenig, steckte meine Kerze wieder an und setzte mich an den Tisch. Das Buch lag aufgeschlagen da, das Buch des großen Dichters, der Quell von Freude und Trost. Doch ich konnte nicht darin lesen. Ich konnte wieder sehen, doch was sollte ich jetzt damit anfangen? Zu was war es gut, und wozu war ich überhaupt gut? *Wer also sind wir jetzt?* Das hatte Gry gefragt. Wenn ich nicht der Sohn meines Vaters war, wer war ich dann?

17

Früh am nächsten Morgen verließ ich mein Zimmer und ging ohne Augenbinde in die Halle. Wie ich befürchtet hatte, schrien die Frauen auf und rannten davon. Barbe jedoch floh nicht, blieb aber wie aus Stein gemeißelt stehen und sagte mit zitternder Stimme: »Orrec, du erschreckst die Küchenmädchen.«

»Es gibt nichts, wovor sie Angst haben müßten«, antwortete ich. »Wovor habt ihr Angst? Ich kann euch nichts tun. Habt ihr Angst vor Alloc? Er besitzt mehr von der Gabe als ich! Sag ihnen, sie sollen sich beruhigen und zurückkommen.«

In diesem Augenblick kam Canoc die Wendeltreppe herunter. Er sah uns beide mit einem trüben Blick an.

»Er meint, daß du keine Angst vor ihm zu haben brauchst«, sagte er. »Du mußt auf sein Wort vertrauen, wie ich es tue«, erklärte er schwerfällig. »Orrec, letzte Nacht war ich nicht in der Lage, dir folgendes zu sagen. Ternoc glaubt, daß die weiße Herde in Gefahr ist, von Drummant geraubt zu werden. Heute reite ich dorthin und sichere seine Grenzen mit ihm.«

»Ich kann mitkommen«, bot ich an.

Unentschlossen stand er da und sagte dann mit dem gleichen trüben Blick: »Wie du willst.«

In der Küche gaben sie uns Brot und Käse, die wir in unsere Taschen stopften, um sie auf dem Weg zu essen. Ich hatte keine Waffe außer dem Stab des Blinden Caddard, der ziemlich unhandlich war, wenn man ihn auf einem Pferderücken mitnahm. Canoc warf mir seinen langen Jagddolch zu, also hängte ich den Stab wieder an seinen angestammten Platz, als wir hinaustraten. Er sattelte Branty und ich Greylag, da Roanie seit März in der Pferdekoppel graste. Alloc kam zu uns in den Hof; mein Vater hatte ihn gebeten, in der Nähe des Hauses zu bleiben, Wache zu halten und alle erreichbaren Männer um sich zu versammeln, die ihn im Falle eines Angriffs unterstützen konnten. Er starrte mich an, sah dann aber schnell weg und stellte keine Fragen nach meiner Augenbinde.

Canoc und ich legten auf unserem Weg nach Roddmant eine ordentliche Geschwindigkeit vor, eben so schnell wie der alte Greylag noch laufen konnte. Auf dem ganzen Weg sagten wir kein Wort.

Ich erfreute mich an den Kräften, die ich wiedergewonnen hatte. Es war wunderbar, auf einem Pferd zu sitzen, ohne Angst haben zu müssen herunterzufallen, die helle Welt im Auf und Ab des leichten Galopps tanzen zu sehen und die Tränen, die der Wind hervorrief, von meinen Augen zu wischen. Es war eine Freude, mich auf den Weg zu machen, die Domäne eines Freundes zu beschützen und möglicherweise wie ein Mann in die Gefahr zu reiten. Neben jemandem zu reiten, von dem ich wußte, daß er so mutig war, wie es ein Mann nur sein kann, was immer er sonst auch war. Er

saß aufrecht und locker auf dem schönen Rotfuchs und blickte nach vorn.

Wir ritten zur südwestlichen Grenze von Roddmant hinunter und trafen Ternoc an der Grenze zu unserer Domäne. Er war schon vor Tagesanbruch hier gewesen. In der letzten Nacht hatte ihm ein Bauernjunge die Nachricht gebracht, die von einem Bauern oder Leibeigenen zum anderen weitergegeben worden war, daß eine Gruppe Reiter auf dem sogenannten Waldpfad durch Geremant hindurch in unsere Richtung käme.

Er und seine Leute sahen mich lange an, stellten aber wie Alloc keine Fragen. Ohne Zweifel dachten oder hofften sie, daß ich gelernt hätte, meine Gabe zu gebrauchen.

»Vielleicht sieht der alte Erroy, wie sich die Männer von Drum winden und in Korkenzieher verwandeln«, erklärte Ternoc mit seinem schwerfälligen Humor. Canoc sagte dazu nichts. Wachsam, ja etwas abwesend, so als beschäftige ihn ein Gedanke, beschränkte er sich darauf, Ternocs Anweisungen zu bestätigen.

Insgesamt waren wir acht und hofften auf weitere vier Männer, die von unseren Bauernhöfen an der Grenze zu uns stoßen sollten. Ternocs Plan sah vor, daß wir uns bis auf Rufweite verteilen sollten, um Wache zu halten. An den Punkten, wo das Eindringen von Drums Männern am wahrscheinlichsten war, sollten sich Canoc und Ternoc postieren. Diejenigen von uns, die nur mit einem Messer oder einer Lanze bewaffnet waren, sollten sie flankieren, und die beiden mit den Langbogen sollten die äußerste Flanke besetzen.

Wir schwärmten über die feuchten, grasigen Senken und sanften Hügel aus, die sich am Rande eines lichten Waldes befanden. Links von mir ritt einer von Ternocs Bauern und auf der rechten Seite mein Vater. Wir sollten den anderen immer im Auge behalten, was mir leichtfiel, denn ich befand mich auf einer Hügelkuppe, von wo aus ich gute Sicht nach beiden Seiten und in den Wald hatte. Meist sah ich auch Ternoc, der sich auf der Erhebung weiter rechts von Canoc befand. Die Sonne stand jetzt hoch, doch der Tag war grau und kalt. Ab und zu fegte ein Regenschauer über die Hügel. Ich stieg von Greylag ab, damit er sich ausruhen und grasen konnte, und spähte in Richtung Süden, Westen und Norden. Ausschau halten! Meine Augen gebrauchen! Nützlich sein, kein nutzloses Stück Fleisch mit einer Augenbinde, das von einem Mädchen und einem Hund herumgeführt wird! Was wäre gewesen, wenn ich die Gabe nicht gehabt hätte? Ich hätte mein Augenlicht, meine Wut und ein Messer besessen.

Die Stunden vergingen. Ich aß den Rest von meinem Brot und dem Käse und wünschte, ich hätte doppelt soviel mitgenommen. Dreimal soviel.

Die Stunden vergingen, ich fühlte mich schläfrig und empfand es als dumm, auf einem Hügel zu stehen, neben einem alten Pferd, und auf nichts zu warten.

Die Stunden vergingen. Die Sonne stand schon tief. Ich lief hin und her und rezitierte, was ich von den ersten Strophen der *Verwandlung* noch wußte, und auch religiöse Gedichte, die meine Mutter niedergeschrieben hatte. Und

wünschte, ich hätte irgend etwas zu essen.

Die kleine Gestalt des Bauern in einem schwarzen Mantel unten in der Senke zu meiner Linken hatte sich auf einen Grasbüschel gesetzt und ließ sein Pferd grasen. Die kleine, schwarzgekleidete Gestalt zu meiner Rechten unten am Waldrand, mein Vater, saß auf seinem großen Rotfuchs und bewegte ihn erst in den Wald hinein und dann wieder hinaus. Ich sah, wie sich ihm zwischen den Bäumen ein paar weitere kleine Gestalten zu Fuß näherten. Ich starrte dorthin, blinzelte und rief, so laut ich konnte: »Canoc! Vor dir!«

Ich rannte zu Greylag, wodurch dieser erschrak und scheute, so daß ich seine Zügel nicht gleich greifen konnte. Unbeholfen schwang ich mich auf seinen Rücken und stürmte den Hügel hinunter, wobei ich ihn mit den Fersen zu höchster Eile antrieb.

Ich hatte Canoc aus den Augen verloren und auch die Männer, die ich eben noch gesehen hatte … hatte ich sie überhaupt gesehen? Greylag rutschte und stolperte den Hügel hinunter, der eigentlich zu steil für ihn war. Als wir schließlich in der Senke waren, versanken wir im Schlamm, und ich konnte niemanden vor mir sehen. Ich zwang das Pferd in Richtung der Bäume, und schließlich erreichten wir trockeneren Untergrund. Gerade hatte ich bemerkt, daß Greylag mit dem linken Vorderlauf lahmte, als ich vor mir einen Mann zwischen den Bäumen sah. Er hielt eine Armbrust, die er gerade spannte, und zielte auf etwas rechts von mir. Ich ritt schreiend direkt auf ihn zu. Der alte Hengst, der nicht als Kampfroß ausgebildet war, versuchte, dem Mann auszuweichen, erwischte ihn aber ungeschickt mit der Hinterhand, warf ihn zu Boden und galoppierte dann weiter in den Wald hinein. Wir kamen an etwas vorbei, das auf dem Boden lag: Ein toter Mann, der wie eine Melone aufgespalten war. Dann kamen wir an einem weiteren Mann vorbei, der wie ein Haufen Abfall in einem schwarzen Mantel dalag. Greylag lief hinkend aus dem Wald, wieder in das offene Land.

Ich sah meinen Vater nicht weit vor mir. Er riß Branty herum, um den Wald wieder vor Augen zu haben. Seine linke Hand war weit ausgestreckt, und sein Gesicht glänzte vor Wut und Freude. Dann änderte sich sein Gesichtsausdruck, und er sah einen Augenblick lang in meine Richtung. Ob er mich aber sah oder nicht, kann ich nicht sagen. Dann beugte er sich vor und rutschte seitlich nach vorne aus dem Sattel. Ich dachte, das wäre seine Absicht gewesen, und hatte keine Erklärung, warum er das tat. Branty blieb ruhig stehen, so wie man es ihm beigebracht hatte. Ich hörte, wie jemand hinter mir zu meiner Linken etwas rief, doch ich ritt zu meinem Vater hinüber. Ich stieg von Greylag ab und trat zu ihm. Er lag neben seinem Pferd auf dem nassen Gras, ein Armbrustpfeil schien zwischen seinen Schulterblättern eingedrungen.

Ternoc war da und ein paar seiner Leute und auch einer unserer Männer, die uns alle umringten, schrien und durcheinanderredeten. Einige rannten in den Wald hinein. Ternoc kniete sich neben mich. Er hob den Kopf meines Vaters ein wenig an und flehte: »Oh, Canoc, Canoc, o nein, das tust du uns

nicht an, nein.«

»Ist Ogge tot?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht«, gab Ternoc verzweifelt zurück. »Ich weiß es nicht.«

Er blickte sich um. »Holt Hilfe!« befahl er.

Die Männer schrien noch immer durcheinander. »Er ist es, er ist es«, rief einer von ihnen und rannte auf uns zu. Aus Widerwillen gegen dieses Chaos wieherte Branty und schlug aus. »Die Natter, die fette Natter ist aufgeplatzt, tot, aufgelöst! Und der Dreckshund von einem Viehdiebssohn liegt neben ihm!«

Ich erhob mich und ging zu Greylag hinüber. Er stand da, lahmte und hatte das Gewicht von seinem linken Vorderlauf genommen. Ich führte ihn zu Branty hinüber, um beide Pferde halten zu können.

»Können wir ihn auf den Rotfuchs setzen?« fragte ich.

Ternoc blickte noch immer verwirrt zu mir auf.

»Ich will ihn nach Hause bringen«, erklärte ich. »Können wir ihn auf den Rotfuchs setzen?«

Es wurde weiter herumgeschrien, noch mehr Männer kamen und gingen, liefen hin und her, bis man schließlich eine Planke brachte, die als Steg über einen Bach gedient hatte. Sie legten Canoc darauf und trugen ihn so über die Hügel nach Roddmant. Sie konnten ihn auf den Rücken legen, denn der Pfeil war von hinten eingedrungen, durch seine Brust geschlagen und ragte nun dreißig Zentimeter aus ihm heraus. Ich lief neben ihm her. Sein Gesichtsausdruck wirkte friedlich und ruhig, und ich wollte seine Augen nicht schließen.

18

Der Friedhof von Caspromant befindet sich auf einer Hügelflanke südlich des Steinernen Hauses und blickt auf die braunen Abhänge des Airnbergs. Dort begruben wir Canoc neben Melle. Bevor wir ihn ins Grab legten, hüllte ich ihn in die braue Stola ein. Nicht Parn, sondern Gry leitete den Trauergesang.

Ebenso schlecht organisiert wie damals die Eberjagd gewesen war, hatte sich Ogges Truppe in zwei Teile aufgespalten. Eine war in Geremant vom Weg abgekommen und an unserer Grenze aufgetaucht, wo sie nur eine Scheune in Brand stecken konnten, bevor unsere Bauern sie verjagten. Ogge und Harba dagegen waren zusammen mit zehn Männern, fünf davon Armbrustschützen, auf dem Waldpfad geblieben. Canoc vernichtete Ogge und seinen Sohn sowie einen der Armbrustschützen. Die anderen entkamen. Einer der Bauernsöhne von Roddmant verfolgte sie so weit in die Wälder hinein, daß sie leicht über ihn herfallen konnten. Einen verwundete er mit seiner Lanze, bevor sie ihn überwältigten. Alles in allem hatte der Überfall fünf Menschenleben gekostet.

Nach einiger Zeit kam die Nachricht aus Drummant, daß Dermo und ihr Sohn Seim die Fehde beenden wollten und darum baten, Caspromant sollte ihnen zum Zeichen des Einverständnisses ein weißes Bullenkalb schicken, so wie Canoc es versprochen hatte. Mit ihrem Boten schickten sie ein schönes Fuchsfohlen. Ich begleitete die Truppe, die das weiße Kalb nach Drummant brachte.

Es war befremdlich, die Räume zu sehen, in denen ich damals zwar gewesen war, die ich aber nie erblickt hatte, und ebenso die Gesichter, die ich nur als Stimmen gekannt hatte. Doch zu dieser Zeit gab es nichts, das mich bedrückt hätte. Ich erledigte dort unsere Geschäfte und kehrte dann zurück.

Das Fuchsfohlen gab ich Alloc. Ich ritt jetzt Branty, denn bei dem Galopp den Hügel hinunter hatte sich Greylag das Bein unheilbar gezerrt. Er stand jetzt zusammen mit Roanie auf der Koppel in der Nähe des Hauses. Fast jeden Tag brachte ich ihnen eine Schüssel Hafer hinaus. Sie waren froh zusammenzusein, und oft standen sie ganz eng, Seite an Seite, so wie Pferde es häufig tun, den Kopf an der Flanke des anderen. Mit ihren Schweifen scheuchten sie die Maifliegen weg. Mir gefiel es, wenn sie so dastanden.

Coaly, von der Leine befreit, folgte mir stets, ob ich zu Fuß oder zu Pferde war.

Nach einem Todesfall ist es im Hochland Sitte, daß ein halbes Jahr lang kein Land verkauft oder geteilt wird, keine Hochzeit stattfindet und keine großen Unternehmungen oder Veränderungen in Angriff genommen werden. In dieser Zeit läuft alles genauso ab, wie es bis dahin geschah, und erst danach werden die zu erledigenden Dinge in Angriff genommen. Das ist kein schlechter Brauch. Was den Friedensschluß mit Drummant betraf, mußte ich handeln, in anderen Dingen tat ich es jedoch nicht.

Alloc nahm bei der Verwaltung der Domäne den Platz meines Vaters ein und ich den seinen als Helfer. Er sah das nicht so, da er dachte, er sei der Assistent – und ich der Sohn des Brantor. Doch er war derjenige, der wußte, was getan werden mußte und wie man es tat. Seit drei Jahren hatte ich nichts angerührt, und davor war ich noch ein Kind gewesen. Alloc kannte die Menschen, das Land und die Tiere. Ich nicht.

Gry kam nun nicht mehr nach Caspromant. Ich ritt zwei- oder dreimal in zwei Wochen nach Roddmant und saß dann mit ihr, Ternoc und Parn – wenn sie da war – zusammen. Ternoc begrüßte mich jedesmal mit einer festen, langen Umarmung und nannte mich Sohn. Er hatte Canoc geliebt, trauerte tief um ihn und versuchte, nun mich an diese Stelle zu setzen. Parn wirkte ruhelos und wortkarg wie immer. Gry und ich hatten selten Gelegenheit, allein miteinander zu sprechen; sie war liebevoll und schweigsam. Ab und zu ritten wir aus, sie auf Blesse und ich auf Branty. Dann ließen wir unsere jungen Pferde über die Hügel galoppieren.

Es war ein schöner Sommer und eine gute Ernte. Mitte Oktober waren alle Feldfrüchte eingebracht. Ich ritt nach Roddmant hinüber und fragte, ob Gry mit mir ausreifen wollte. Sie kam heraus, sattelte ihre schöne, leichtfüßige Stute, und wir ritten die Bergschlucht hinauf ins goldene Sonnenlicht.

Am Teich unter dem Wasserfall ließen wir die Pferde am Ufer grasen, dort, wo das Gras noch saftig und grün war. Wir setzten uns auf die Felsen am Wasser ins Sonnenlicht. Im Luftzug des Wasserfalls wippten die Zweige der Weiden auf und ab. Der Vogel mit dem Drei-Töne-Lied schwieg.

»Es ist noch etwas früh, um zu heiraten, Gry«, sagte ich. »Aber ich weiß nicht, was wir sonst tun könnten.«

»Nein«, stimmte sie mir zu.

»Willst du hier bleiben?«

»In Roddmant?«

»Oder Caspromant.«

Nach einiger Zeit fragte sie: »Wo sonst?«

»Nun, ich habe mir folgendes gedacht. In Caspromant gibt es keinen Brantor. Alloc ist derjenige, der die Domäne führt. Er könnte sie mit Roddmant vereinigen und sich unter den Schutz deines Vaters stellen. Ich glaube, das würde beiden zusagen. Alloc wird nächsten Monat Barbe heiraten. Sie sollten im Steinernen Haus von Caspromant leben. Vielleicht bekommen sie einen Sohn, der die Gabe hat …«

»Wenn sich die Domänen vereinigen, kannst du hier bei uns leben«, sagte Gry.

»Könnte ich.«

»Möchtest du?«

»Willst du, daß ich komme?«

Sie schwieg.

»Was sollen wir hier tun?«

»Was wir jetzt auch tun«, sagte sie nach einer Weile.

»Wärest du bereit fortzugehen?«

Es fiel mir schwerer, dies auszusprechen, als ich erwartet hatte. Laut ausgesprochen klang es noch seltsamer, als ich gedacht hatte.

»Fort?«

»Ins Tiefland.«

Sie antwortete nichts, sondern blickte über die gekräuselte und glänzende Wasserfläche des Teichs und weit darüber hinaus.

»Emmon hat zwar die Löffel gestohlen, aber vielleicht hat er trotzdem die Wahrheit gesagt. Was wir hier tun können, ist nutzlos, dort unten allerdings …«

»Was wir tun können«, wiederholte sie.

»Jeder von uns beiden hat eine Gabe, Gry.«

Erst blickte sie mich an, dann nickte sie langsam und deutlich.

»Vielleicht gibt es in der Stadt Derris Water auch einen Großvater oder eine Großmutter von mir.«

Da starrte sie mich mit weit aufgerissenen Augen an. Das war ihr nie in den Sinn gekommen. Überrascht lachte sie auf. »Warum auch nicht! Und du gehst so mir nichts, dir nichts zu ihnen hinein und sagst: ›Hier bin ich, euer Enkel, der Hexenmeister!‹ Oh, Orrec. Das ist doch unmöglich!«

»Vielleicht denken sie das.« Ich zog den kleinen Opal heraus, den ich an einer Kette um meinen Hals trug, und zeigte ihn ihr. »Aber ich habe den hier. Und alles, was sie mir erzählt hat … Ich würde gern dorthin gehen.«

»Wirklich?« Ihre Augen glänzten. Sie dachte eine Weile nach und sagte dann: »Glaubst du, wir könnten unseren Lebensunterhalt verdienen? So wie Emmon gesagt hat? Wir müßten es nämlich.«

»Nun, wir können es ja versuchen.«

»Wenn es uns nicht gelingt, sind wir unter Fremden. Ganz fremden Menschen.«

Es gibt unter den Hochlandbewohnern eine weitverbreitete Furcht, sich unter Fremden zu befinden. Doch wo gibt es das nicht?

»Du kannst ihre Fohlen abrichten, und ich werde ihnen Gedichte aufsagen. Wenn sie uns nicht passen, ziehen wir eben weiter. Und wenn sie uns gar nicht passen, gehen wir wieder nach Hause.«

»Wir können vielleicht bis an die Küste des Ozeans ziehen«, sagte Gry und blickte jetzt durch das Sonnenlicht und die schwankenden Weiden bis ganz weit in die Ferne. Dann pfiff sie drei Töne – und der Vogel antwortete.

Es war April, als wir das Hochland verließen, und an dieser Stelle will ich auch unsere Geschichte verlassen. Auf dem Weg nach Süden, die Hügel hinunter reiten ein junger Mann auf einem großen Fuchs und eine junge Frau auf einer hellen, kastanienbraunen Stute. Ein schwarzer Hund rennt ihnen voraus und hinter ihnen her läuft friedlich die schönste Kuh der Welt. Sie war das Hochzeitsgeschenkt meiner Domäne, die Silberkuh. Ein nicht sehr handliches Geschenk, schien es mir, bis Parn uns daran erinnerte, daß wir Geld benötigen würden und sie für einen guten Preis in Dunet verkaufen

könnten, wo sie sich vielleicht noch an die weißen Rinder aus Caspromant erinnerten. »Vielleicht erinnern sie sich auch noch, was sie Canoc einmal gegeben haben«, sagte ich. Und Gry ergänzte: »Dann wissen sie auch, daß du die Gabe der Gabe bist.«